

# SCHWÄBISCHE HEIMAT 1985|3

Württ.  
Landes-  
bibliothek  
Stuttgart



Za 692

Herausgegeben vom  
SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND

Redakteur: Martin Blümcke

Redaktionsausschuß: Martin Blümcke, Helmut Dölker, Wolfgang Irtenkauf, Heidi-Barbara Kloos, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Preis jährlich DM 35,-, für Einzelhefte DM 9,- (zuzügl. Versandkosten, inkl. 7% MwSt.). Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 22 16 38/39.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten

Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) 30277 01  
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 164 308  
Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 600 700 70) 1 435 502.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint im Konrad Theiss Verlag GmbH, Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 43 29 81. Zweigniederlassung: Bahnhofstraße 65, 7080 Aalen 1, Telefon (073 61) 594-601

Anzeigenverwaltung: Hans Jürgen von Elterlein, Joringelweg 5, 7000 Stuttgart 80, Telefon (07 11) 71 19 20.

Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungs- dienst Aalen.

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch aus- zugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

**Anschrift der Redaktion:**

Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1  
Telefon (07 11) 22 16 38/39.

Dieser Ausgabe liegen Prospekte des Konrad Theiss Verlags Stuttgart bei.

## Inhalt

HUBERT KRINS Zur Sache: Peter Haag-Preis	177
MARTIN ROTH / KLAUS VOGEL Ein Silberwaren- und Bijouteriemuseum für Schwäbisch Gmünd?	178
WOLFGANG HESSE Fotografien vom Fortschritt	189
BERND ROLING Naturschutzgebiet Wernauer Baggerseen	193
GUSTAV-ADOLF HENNING Vom schweren Leben des Stadtbaums	197
PAUL WANNER Seminarist in Maulbronn	202
HADMUTE BECHLER Das Haus an Bucks Gäßle – ein Denkmal des Klassizismus in Ehingen	213
LUTZ DIETRICH HERBST Der «Stille Bach» bei Weingarten – ein Dokument benediktinischer Kanalbaukunst	220
Leserforum	228
Buchbesprechungen	230
Veranstaltungen und Studienfahrten	240
sh aktuell	241



Das **Titelbild** ist wieder mal schön, wird sich mancher sagen, der einen flüchtigen Blick auf das Äußere dieser SCHWÄBISCHEN HEIMAT geworfen hat. Zwischen Nürtingen und Plochingen muß das Neckartal vielerlei erdulden: Eisenbahn und Bundesstraße, Siedlungsflächen und Gewerbeansiedlungen. Jahrzehntlang hat man in der freien Talaufluvskies gebaggert. In diese Landschaftswunden ist das Grundwasser eingedrungen, teilweise sind sie auch wieder zugeschüttet worden. Im Bereich der Gemeinde Wernau allein rund 350 Hektar! Angesichts dieser Veränderungen und Belastungen ist es fast schon ein Wunder, daß es seit einigen Jahren ein Naturschutzgebiet Wernauer Baggerseen gibt, das 32 Hektar umfaßt. Ein Naturschutzgebiet in enger und leidvoller Nachbarschaft zu einer großen Betonmischanlage und einer 3,5 km langen Autoteststrecke! Weitere Informationen: Seite 193 bis 196.

## Hubert Krins – Zur Sache: Peter Haag-Preis

1978 stiftete der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND den Peter Haag-Preis; in diesem Jahr wird er zum achten Mal verliehen. *Nicht eigentlich ein Kunst- und Architekturpreis, sondern eine Auszeichnung für mitbürgerliches Verhalten*, so hieß es damals. *Das beispielhafte Bemühen, das persönliche Engagement* sollte herausgestellt werden. Fiel es in den ersten Jahren nicht allzu schwer, aus den Bewerbungen die preiswürdigen Leistungen herauszufinden, so ist dies inzwischen zu einem harten Stück Arbeit geworden: so sehr ist die Zahl der Vorschläge, die Qualität der Arbeiten und das Interesse am Peter Haag-Preis gestiegen. Bürgerchaftliches Engagement in der Denkmalpflege ist heute keine Ausnahme mehr.

Aber noch ein Zweites macht der Jury die Wahl schwer, denn in dem Auftrag, *denkmalpflegerisch beispielhaft gestaltete Bauten* auszuzeichnen, steckt ein Widerspruch: Denkmalpflege will das Überkommene aufgrund eines ihm zugemessenen Wertes möglichst unverändert erhalten; Gestaltung aber heißt Verändern nach den ästhetischen und funktionellen Bedürfnissen der Gegenwart. Es besteht daher ein unauflösbares Spannungsverhältnis zwischen beiden Positionen. Rein denkmalpflegerische Leistungen – und wären sie noch so vorbildlich – sind daher ebenso wenig preisfähig wie solche, die zwar einen hochrangigen gestalterischen Wert besitzen, aber das Denkmal vernachlässigen. Es gilt also, jene Objekte zu finden, die beide Ansprüche in vernünftiger und schlüssiger Weise zum Ausgleich gebracht haben, wie es eben auch Peter Haag in besonderer Weise vermochte. Dabei kann das Spektrum von bescheidenen, handwerklich-soliden Lösungen bis hin zu bewußt modernen Akzentuierungen reichen, wenn nur die neuen Zutaten den historischen Charakter des Denkmals nicht verderben. Manche glauben es besonders gut zu meinen, indem sie den Weg zur historisierenden oder rekonstruierenden «Ergänzung» beschreiten. In der grundsätzlichen Ablehnung derartiger Manipulationen am Denkmal weiß sich die Jury ebenfalls mit der Auffassung Peter Haags einig.

Eine dritte Forderung hat sich daneben im Lauf der Jahre herausgebildet, nämlich die, daß sowohl das Äußere als auch das Innere eines Gebäudes diesen Ansprüchen standhalten müssen. Es kann nicht der Sinn des Peter Haag-Preises sein, Fassadenverschönerungen auszuzeichnen. Eine Fachwerkfreilegung kann heute nicht mehr als denkmalpflegerische Großtat gewürdigt werden, wenn sie nicht sinnvoll und begründet in einem Gesamtkonzept verankert ist.

Bei über 90 Prozent der Vorschläge für den Peter Haag-Preis handelt es sich in der Tat um Fachwerkbauten. Zweifellos spiegelt sich darin die Tatsache, daß diese Konstruktionsweise für die südwestdeutsche Hauslandschaft über lange Zeiten hinweg typisch war. Andererseits darf der Peter Haag-Preis nicht als Fachwerkpreis mißverstanden werden. Die vielen verputzten oder steinsichtigen Gebäude, auch technischer oder industrieller Zweckbestimmung, sind genau so willkommen, selbst wenn sie erst einige wenige Jahrzehnte überdauert haben. Denn das architektonische Erbe in Württemberg zeigt eine großartige Vielfalt, der auch der Peter Haag-Preis gerecht werden möchte. In diesem Jahr und in Zukunft.

(Siehe auch: sh aktuell, S. 241)

# Ein Silberwaren- und Bijouteriemuseum für Schwäbisch Gmünd?

Martin Roth  
Klaus Vogel

Industriearchäologie als methodisches Konzept wurde bereits in den 50er Jahren entwickelt. Es besteht also schon eine gewisse Tradition der Forschungs- und Ausstellungsprojekte, deren Inhalte von der Suche nach der Kultur des Industriezeitalters bestimmt wurden. Vielerorts konnten in der Zwischenzeit verschüttete und vergessene Bruchstücke dieser Kultur ausgegraben und für die Nachwelt erhalten werden. Das Konzept Industriearchäologie ist zwar nicht neu, muß aber immer dann verwendet werden, wenn ganz besonders gut erhaltene Funde gemacht werden. So geht es auch im folgenden um Industriekultur und Maschinenwelt. Fundort ist Schwäbisch Gmünd, Württembergs ehemaliges Zentrum der Edelmetallindustrie.

«Gold- und Silberstadt» – Gmünder Selbsteinschätzung beruht auf der Vergangenheit

*Silver City* wurde Schwäbisch Gmünd von den am 20. April 1945 einrückenden amerikanischen Soldaten genannt. Mit dieser Bezeichnung ist die Wirtschaftsstruktur des Industriestandorts Schwäbisch Gmünd zwar auf einen kurzen Nenner gebracht, die tatsächlichen Verhältnisse wurden damit jedoch nicht beschrieben. Die für Gmünd so bezeichnende einseitige Wirtschaftsstruktur, in der in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts noch drei Viertel der Arbeiter und Arbeiterinnen in der Edelmetallbearbeitung beschäftigt waren, hatte bereits in der Weltwirtschaftskrise ein Ende gefunden. Die Betriebe, die diese Krisenjahre überdauerten, verlegten sich mehr und mehr auf die Unedelmetallproduktion: Waren dies mit dem Ausbau der nationalsozialistischen Herrschaft eine Unzahl von Abzeichen für die Parteiorganisationen, so waren es in den Kriegsjahren Produkte für die Rüstung – wie schon im Ersten Weltkrieg.

Auch nach dem Zweiten Weltkrieg blieb die Metallverarbeitung der Haupterwerbszweig Schwäbisch Gmünds: 1959 waren knapp 30 Prozent der Beschäftigten in der Edelmetall- und Uhren-Branche tätig; bis 1983 sank der Anteil dieser Betriebe auf 22 Prozent. Als *Silver City* versteht sich Gmünd jedoch nach wie vor: Jeder Stadtprospekt weist auf das *traditionsreiche Gold- und Silbergewerbe* hin, die «Gmünder Goldschmiedewitze» erfreuen sich großer Beliebtheit, und wer mit der Eisenbahn ankommt, wird schon am Bahnsteig mit einem großen Schild *Schwäbisch Gmünd. Gold- und Silberstadt* empfangen.

Eine Stadt, deren Selbsteinschätzung letztlich auf der Vergangenheit beruht, muß sich die Frage stellen lassen, wie sie mit der eigenen Geschichte umgeht, denn die werbewirksame Herausstellung einer Tradition allein kann nicht genügen. Der Umgang mit den erhaltenen Zeugen der eigenen Vergangenheit muß ein Prüfstein für das Geschichtsbeußtsein aller Verantwortlichen sein. Ein solcher Prüfstein ist die Bijouteriewarenfabrik Ott & Comp., heute Silberwarenfabrik Pauser.

Die industrielle Produktion setzt in Schwäbisch Gmünd verspätet ein

Die «Bijouteriewaarenindustrie» wurde, obwohl sie im 19. Jahrhundert einen bedeutenden wirtschaftlichen Stellenwert einnahm, im Vergleich zu anderen Branchen recht spät fabrikmäßig ausgestattet, d. h. mit Maschinen versehen. Die wenigen schon um 1840 entstandenen Fabriken in Schwäbisch Gmünd sind besonders auffällig, weil sie den sozialen Kontrast zu den vielen Kleinhandwerkern, zu den Gold- und Silberschmieden markieren. Charakteristisch ist, daß die ersten Fabriken mit Kaufmannskapital gebaut wurden, denn die Gold- und Silberschmiede waren nicht nur durch die Zunft in ihren Unternehmungen gebunden, auch die Kapitalerfordernisse waren bei diesen häufig vermögenden und arbeitslosen Handwerkern nicht vorhanden. Die Industrialisierung setzt in Schwäbisch Gmünd zwar spät ein, die ökonomischen Voraussetzungen und sozialen Folgen waren jedoch dieselben wie in anderen Branchen und Regionen Württembergs. So heißt es in einem Gutachten «betreffend die Bitten der Gebrüder Deyhle und Böhm zu Gmünd zur Erteilung einer Concession zur Eröffnung einer Bijouterie-Fabrik»: *Die von denselben bei ihrem Geschäftsbetrieb beabsichtigte Verwendung von Maschinen und Arbeitsteilung ist es, welche denselben von dem gewöhnlichen Handwerksmäßigen Betriebe vorteilhaft unterscheidet und bei dem allein das Gold- und Silberarbeiter-Gewerbe nur eine Zukunft haben kann.* Zwei Hauptkriterien der fabrikmäßigen Produktion werden hier genannt: Maschineneinsatz und Arbeitsteilung. 1852, als das Gutachten erstellt wurde, befand sich Gmünd in der Umbruchphase zur industriellen Produktion. Eine lange Phase der Stagnation und des Niedergangs der zünftisch-handwerklichen Produktion war vorausgegangen. Die vorindustrielle Massenproduktion im Verlagssystem konnte gegen



Blick in den Werkraum im ersten Obergeschoß. Im Vordergrund die Arbeitsplätze für den Silberschmied und den Stahlgraveur. Im Hintergrund das Comptoir und der Schalter für den Kabinettmeister.

die im Ausland gegründeten Manufakturen nicht mehr konkurrieren. Wegen ihres geringen Feingehalts hatten sich die *Gmünder Waaren* einen schlechten Ruf erworben. Der Vorteil der Preiswürdigkeit war durch die rationellere arbeitsteilige Produktion der Manufakturen in anderen Orten nicht mehr gegeben.

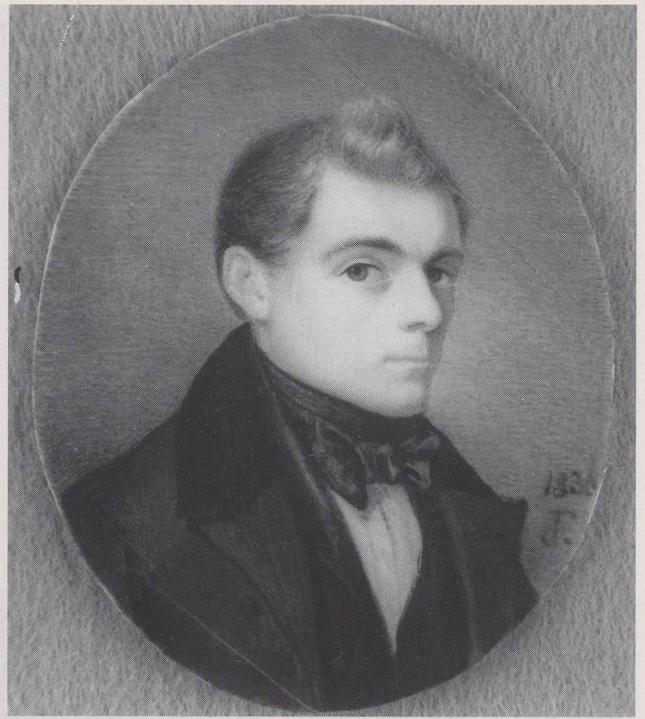
Kein Gmünder Handwerker, sondern ein Esslinger Kaufmannssohn war es, der bereits 1832 die ersten Maschinen aufstellte. Dr. phil. Gustav Friedrich Haag setzte in seiner 1832 gegründeten Fabrik zwei Schraubenpressen, zwei Fallhämmer, eine Durchstoßpresse, eine Kannelier- und eine Raneliermaschine, eine große und einige kleine Blechwalzen, drei Drehbänke, zwei Ovaldrückbänke und einen Drahtzug ein. Die Kapitalerfordernisse zur Anschaffung eines solchen Maschinenparks hätten die Mittel der Gmünder Handwerker bei weitem überschritten, für die Kaufleute bot sich jedoch die Möglichkeit, die im Handel erworbenen Kapitalien in der Produktion gewinnbringender einzusetzen.

1845 errichtet Nik. Ott & Comp. das Fabrikgebäude im Milchgäßle 10

Nikolaus Ott – oft als *Vater der Gmünder Bijouterie-warenindustrie* bezeichnet – gründete 1820 eine Werkstätte zur Herstellung sechs- und achtkarätiger Goldwaren. Zehn bis fünfzehn Arbeiter waren beschäftigt. 1843 und somit zu Beginn der Hauptphase der Gmünder Industrialisierung erweiterte Nikolaus Ott seinen Kleinbetrieb: Der Kaufmann Napoleon Spranger trat mit Kapital in die Firma ein; Baptist Ott, ein Neffe des Firmengründers, ausgebildet in Paris und London, brachte sein technisches Wissen ein. 1845 wurde von Nik. Ott & Comp. ein in vielfacher Hinsicht bedeutsames Fabrikgebäude im Milchgäßle 10 errichtet.

Die oft angeführte Formel «vom Handwerksbetrieb zur Fabrik» findet hier nur sehr eingeschränkt ihre Bestätigung. Die Firma Ott zeigt deutlich die notwendige Verbindung von technischem Wissen und Kapital. Der gleichsam aus sich selbst herauswachsende Handwerksbetrieb, der schließlich Fabrik ist, bleibt die Ausnahme; typisch ist die gezielte Unternehmensgründung, die Schöpfung von Mehrwert als neue und lohnende Kapitalanlage.

Das Fabrikgebäude wurde auf der Brandstatt erstellt, einem großen unbebauten Grundstück innerhalb der Stadtmauer. Das Gelände war seit einem großen Stadtbrand im Jahre 1793 brach gelegen. Die Wirtschaftskraft der Stadt Schwäbisch Gmünd hatte nicht ausgereicht, die Möglichkeiten des günstig gelegenen Areals zu nutzen. Für Ott & Comp. hatte

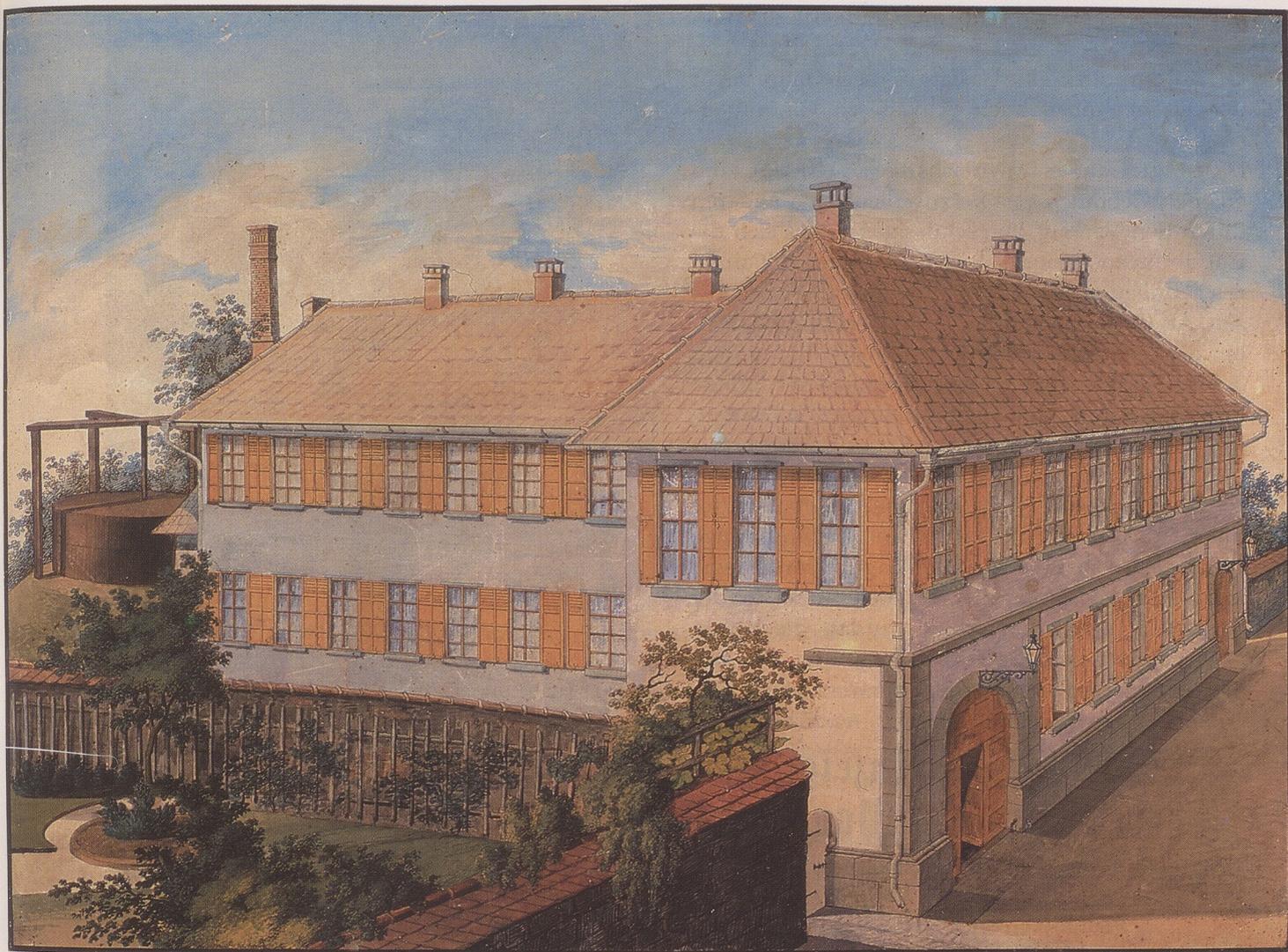


Johann Baptist Ott (1816 – 1876). Miniatur, Deckfarbe auf Elfenbein, 1836.

dieses Grundstück bedeutende Vorteile: dem expandierenden Betrieb stand genügend Raum zur Verfügung, andere Bijouteriebetriebe waren in nächster Umgebung, und das städtische Zentrum, der Marktplatz, war in unmittelbarer Nähe.

Die Entstehung eines Industrieviertels vor der Stadtmauer erfolgte in Schwäbisch Gmünd sehr verspätet: die Größe der Fabriken, die Maschinengröße, die Produkte sowie die Energieversorgung ermöglichten bis in die 1880er Jahre eine Produktion im inneren Stadtbereich. Meistens wurden Wohngebäude den Erfordernissen der Produktion entsprechend umgebaut. Diese Umnutzung entsprach einer ersten Phase der Gmünder Fabrikarchitektur. Die Firma Ott zeigte zwar äußerlich noch die Formensprache eines Gmünder Bürgerhauses, die Architektur der Innenräume trug jedoch konsequent den Erfordernissen einer rationellen Produktionsweise Rechnung. Eine für den heutigen Betrachter erkennbare Übereinstimmung von Funktion und Fassade konnte sich – nicht nur in Gmünd – erst Jahrzehnte später entwickeln. Erst die fortschreitende Industrialisierung entwarf in der Fabrik-Architektur ihre eigene Formensprache. Das Ott'sche Fabrikgebäude – somit ein Zeuge für frühe Formen württembergischer Industrie-Architektur – war in der Konzeption seines Werk- und Maschinensaals älteren Betrieben überlegen, die Produktion behindernde Säulen, Stützen und Mauern fehlten.

Das T-förmige zweigeschossige Gebäude umschloß im Straßenhaus Comptoir und Produktionsräume,



Aquarell der Bijouteriewarenfabrik Ott & Comp., um 1860. Bis heute ist das Fabrikgebäude weitgehend unverändert. Ganz links ist die 1855 erbaute Gasfabrik zu sehen.

im rechten Winkel erstreckte sich ein ebenfalls zweigeschossiger Saalbau in den Garten. Die obere Räumlichkeit wurde zur handwerklichen Produktion für 40–50 Arbeiter genutzt, der untere Raum, zu dem eine gußeiserne Wendeltreppe führt, diente als Maschinensaal.

1855 baut Ott & Comp. die erste Gasfabrik in Gmünd

Die Gasfabrik – 1855 errichtet – zeichnete Ott & Comp. zusätzlich als innovatorische Unternehmerpersönlichkeiten aus. Ihre Bemühungen bezüglich des Ausbaus der Energiegewinnung und -versorgung in Schwäbisch Gmünd waren bemerkenswert: Da eine rentable Produktion eine geeignete Energieversorgung voraussetzte, ersuchte Ott & Comp. 1855 beim Oberamt um Genehmigung zum Bau einer Gasfabrik. Obwohl Schwäbisch

Gmünd im ohnehin spät industrialisierten Württemberg als Nachzügler galt, gelang es Ott & Comp. mit der Einrichtung dieser Gasfabrik, den Zugang zum allgemeinen Standard des technischen Fortschritts zu erlangen. Die Verwendung von Gas hat im Bijouteriegewerbe eine besondere Bedeutung: zum Löten und Schmelzen war es im Produktionsprozeß unabdingbar.

Der Mangel an Gaslicht bedeutete nicht zuletzt die erlebbare Rückständigkeit. Immerhin war in den Großstädten bereits in den 1820er Jahren dieses Beleuchtungssystem eingeführt worden. Daß diese Entwicklung allerdings mit regional unterschiedlichen Verzögerungen einsetzte, war letztendlich durch die Rohstoffversorgung bestimmt: Steinkohle, die zur Gasherstellung notwendig ist, mußte von den Abbaugebieten auf mühsame und kostspielige Weise mit Schiffen und Fuhrwerken zu den Verbrauchsorten transportiert werden. Der Ausbau des

Streckennetzes der Eisenbahn veränderte das Versorgungsproblem grundlegend. Trotzdem bauten Ott & Comp. 1855 eine Gasfabrik – sechs Jahre bevor der Eisenbahnbau auch Schwäbisch Gmünd erreichte.

Da es zum einen unwirtschaftlich war, nur zum eigenen Gebrauch Gas herzustellen, zum anderen durch den Verkauf überschüssigen Gases sich die Gasfabrik amortisierte, wurden Verträge mit anderen Fabriken in der näheren Umgebung abgeschlossen. Als Grundlage für die Kostenberechnung dienten die Gaswerke in Stuttgart und Heilbronn. Am 3. März 1857 wurden die Verträge mit den Fabriken Erhard & Söhne, Deyhle und Böhm sowie Dominikus Forster unterzeichnet.

Der Nutzen der neuen Energie für jedermann war zwar nur ein Folgeeffekt des Einsatzes in der Produktion. Das Gas als konstante und leistungsfähige Lichtquelle war jedoch in der Lage, dem Alltagsleben eine neue Dimension zu geben. Vom Gros der Gmünder Handwerkerschaft wurden die neuen Möglichkeiten nur zögerlich aufgegriffen, das mobile Gewerbe tat sich leichter:

## Vorläufige Anzeige! Uebele's großes Panorama

wird nach Beendigung der Ulmer Messe in Gmünd einige Zeit aufgestellt, und zwar bei  
**brillanter Gas-Beleuchtung**  
(hundert Flammen), zu welchem Zweck mir die Herren Ott und Comp. das benötigte Gas abzutreten die Gefälligkeit haben werden.

Näheres in spätern Blättern.

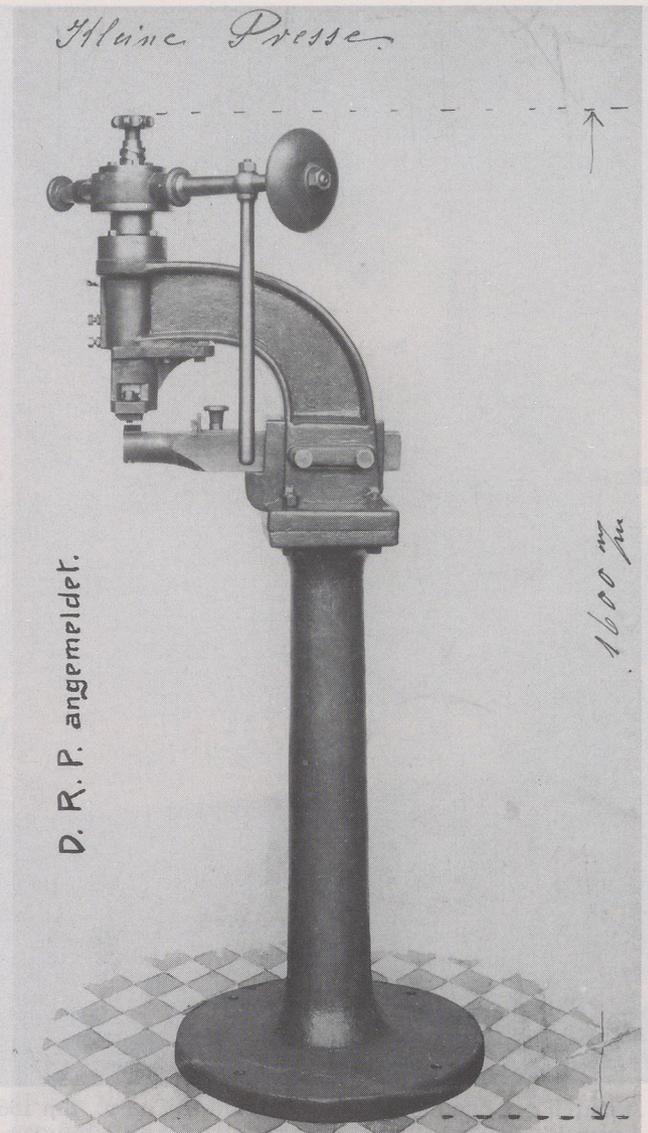
Ul m, den 2. Dezember 1860.

**J. Uebele.**

Auch die Speisewirtschaft Köhler und die Ritterwirtschaft wurden an die Gasversorgung angeschlossen. Als öffentliche Einrichtung wurde das Rathaus mit zwanzig Flammen versorgt und sieben Straßenlaternen aufgestellt. Als 1861 auch Schwäbisch Gmünd an das Eisenbahnnetz angeschlossen war, ließ die Stadt von dem Augsburger Großunternehmer L. A. Riedinger ein eigenes Gaswerk errichten. Ott & Comp. stellten daraufhin ein Jahr später den Betrieb ihrer Gasfabrik ein.

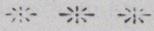
1860 ist Ott & Comp. der höchstbesteuerte Betrieb im Oberamt Gmünd

Die Firmengeschichte von Ott & Comp. zeigt exemplarisch wichtige Stationen in der Entwicklung der industriellen Produktion im Gmünder Edelmetall-



Presse der Maschinenfabrik Neher, Schwäbisch Gmünd. Die Mitte des 19. Jahrhunderts gegründete Firma hatte sich auf die Herstellung von Maschinen für das Edelmetallgewerbe spezialisiert.

gewerbe. Bereits 1849, in einem Fragebogen der Frankfurter Nationalversammlung zur wirtschaftlichen Situation, wurde hervorgehoben: *In Bijouterien von Gold hat sich die Fabrik von N. Ott & C. bedeutend ausgedehnt, während viele der Goldarbeiter, welche nur mit einzelnen Leuten arbeiten, ohne Bestellung bleiben u. aufhören mußten selbstständig zu arbeiten.* Deutlich wird hier der Vorteil der arbeitsteiligen Produktion gegenüber der herkömmlichen handwerklichen Fertigung. Wurden in der Anfangszeit der Industrialisierung die Maschinen noch mit Muskelkraft bedient – auch Pferdegöpel kamen in Schwäbisch Gmünd zum Einsatz –, so wurden mit der Aufstellung größerer und leistungsfähigerer Maschinen stärkere Antriebskräfte notwendig. 1857 kauften Ott & Comp. bei Kuhn in Berg bei Stuttgart eine Dampfmaschine, stehender Konstruktion, zum Be-



# SILBERWAREN - FABRIK

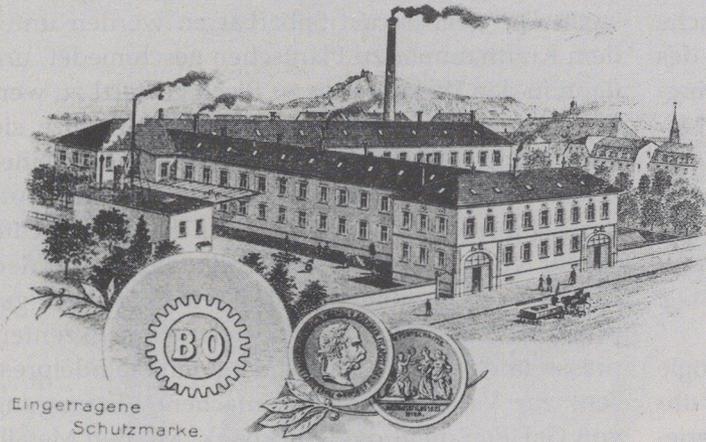


## B. OTT & C<sup>ie.</sup>

Telegramm-Adresse: Fernsprecher No. 22  
 Otto Gmündschwaebisch. Postscheck - Conto:  
 A. B. C. CODE 4th A I CODE. No. 2335 Stuttgart.

==== BANKCONTO: ====  
 Filiale der Württemb. Vereinsbank Schw. Gmünd.

**SCHWÄB. GMÜND**  
 WÜRTEMBERG.



GEGRÜNDET 1854.

MUSTERLAGER IN PFORZHEIM.

Firmenvignette, vermutlich um 1900. Die Darstellung entspricht dem Zustand der Fabrik um 1860.

trieb der Walzwerke. Dies war die vierte und bis zu diesem Zeitpunkt stärkste Dampfmaschine der Gmünder Edelmetallwarenbranche.

Ebenfalls 1857 wurde an der Westseite des bestehenden Fabrikgebäudes ein zweigeschossiger Anbau erstellt. Darin befanden sich weitere Comptoirs, ein großer Arbeitssaal, Laboratorien, eine große Schlosser-Esse, ein Emaillier-Lokal, eine Löth-Esse und ein Magazinraum. Somit waren Ende der 1850er Jahre auf dem Ott'schen Areal außer Hof, Garten und dem geräumigen Fabrikgebäude eine Dampfmaschine, eine Gasfabrik und ein Gasometer.

Noch 1860 scheinen die Geschäfte bestens gegangen zu sein, denn Ott & Comp. werden in einer *Zusammenstellung der 150 höchstbesteuerten Gewerbetreibenden des ganzen Oberamts-Bezirktes* an erster Stelle genannt; sie bezahlten 299 Gulden 38 Kreuzer.

Als 1862 das neue städtische Gaswerk den Betrieb aufnahm, hatte der Verlust der Gaskonsumenten wohl eine Schwächung der finanziellen Situation zur Folge. Dies führte schließlich dazu, daß Mitte der 1860er Jahre das neue Fabrikgebäude an der Westseite verkauft werden mußte. Die Fabrikanten Köhler und Sohn errichteten darin ein Gekrätz-Geschäft, eine Scheideanstalt, aus der später das Bankhaus Köhler hervorging.

Trotz dieses unternehmerischen Rückschlags suchte Nikolaus Ott weiterhin auf dem neuesten Stand der fortschreitenden technischen Entwicklung zu bleiben: 1900 wurde ein Hammerwerk der Maschinenfabrik Konstanz eingebaut, 1906 eine

Sauggasgeneratorenanlage (Gasmotor), mit der die Transmissionen angetrieben wurden. Gasmotor und Gaserzeuger wurden im ehemaligen Pferdestall untergebracht, ebenso ein Gesenklager.

1925 an die Josef Pauser KG verkauft,  
1984 Betrieb stillgelegt

Die Josef Pauser KG erwarb 1925 die Bijouteriewarenfabrik Ott & Comp. Alexander Ott, der die Fabrik von Baptist Ott übernommen hatte, blieb bis 1929 als Gesellschafter in der J. Pauser KG. Die Übernahme der Fabrik fiel in eine wirtschaftliche Krisenzeit, unter der die Branche mit der Herstellung von Luxuswaren besonders zu leiden hatte. So waren die Arbeitslosenzahlen in Schwäbisch Gmünd besonders hoch. Auch Josef Pauser sah sich zu Einschränkungen gezwungen: Die Büroräume im Obergeschoß des Straßenhauses wurden zu Wohnräumen für die Familie des Fabrikanten umgebaut.

Die produktive Kapazität konnte nach der Geschäftsübernahme nie mehr voll ausgenutzt werden. Die «fetten Jahre» der Silberwarenindustrie waren vorbei. Die Firma blieb zwar von einer Schließung verschont, an die Erfolge der Vorgänger konnte jedoch nicht mehr angeknüpft werden. Während des Zweiten Weltkriegs arbeitete die Josef Pauser KG im Gegensatz zu anderen Gmünder Betrieben nicht für die Rüstungsindustrie: Emil Pauser, der die Fabrik von seinem Vater übernommen hatte, weigerte sich, Kriegsgüter herzustellen.

In den 50er Jahren ergab sich durch die Aufträge der

amerikanischen Besatzung eine kurze Phase wirtschaftlicher Erholung. In den folgenden Jahren bis zum Tode des Besitzers Emil Pauser Ende 1984 wurde die Produktion allmählich eingestellt. Die wirtschaftliche Stagnation der Silberwarenbranche zusammen mit der konservierenden Haltung des Fabrikbesitzers bewirkten, daß nur äußerst geringfügige Veränderungen an der Fabrikanlage, am Maschinenstand und der Inneneinrichtung vorgenommen wurden.

Ein Glücksfall: Fabrikationsräume und «Comptoir» dokumentieren 140 Jahre Edelmetallindustrie

Ein Fossil – um damit auf die Industriearchäologie zurückzukommen – bietet sich hier in nahezu unversehrtem Zustand: die erste größere Bijouteriefabrik, ein Repräsentant und ein kulturhistorisches Denkmal der Edelmetallbranche, die die Wirtschaftsstruktur Gmünds maßgebend prägte, überdauerte die Zeitspanne von 140 Jahren mit nur unwesentlichen Veränderungen.

Vor allem die Maschinen, teilweise noch aus dem vergangenen Jahrhundert, hergestellt von der längst nicht mehr existierenden Gmünder Maschinenfabrik Neher, die sich auf Maschinen für die Edelmetallindustrie spezialisiert hatte, diese Maschinen sind im Originalzustand belassen und bestens gepflegt und gewartet. Die Leuchten an den Arbeitsplätzen, das Ölkännchen auf der Maschine, das Werkzeug, jedes Detail für sich beeindruckt durch die Aura des Originals. Das Emailleschild *Comptoir*, die Sprossenverglasung mit Schiebefenster für den Kabinettmeister, der Schalter im Wartezimmer für Kunden, die sechssitzigen Werkbretter, die Hocker, die kleinen Maschinen, die Halbwaren, der gußeiserne Ofen, die Schleifmaschinen, die galvanischen Bäder und die Transmissionen – all das sind unvertauschbare Ausstattungsmerkmale. Die Unordnung und die Vielfalt ist es, was diese Fabrik nicht museumsmäßig strukturiert erscheinen läßt: Herumliegendes Werkzeug, Einzelteile, halbfertige Produkte und Zettel mit Anweisungen an den Wänden bürgen für Authentizität. Auch Abfälle, Späne, Schleifmittel und Staub gehören dazu.

Heute befinden sich in der Fabrik außer der vollständig eingerichteten Wohnung des Fabrikbesitzers zwei Musterzimmer; im Erdgeschoß der Maschensaal, ein Fallhammerraum, ein Gesenklager und ein Raum mit Krafthammer und Schmelzofen, im Obergeschoß ein Raum mit Glühofen, Galvanik, Schleifraum, Polierzimmer, Werkhalle, Waschräume, Garderobe, Besucherzimmer und Comptoir.

Sämtliche Räume sind vollständig eingerichtet,

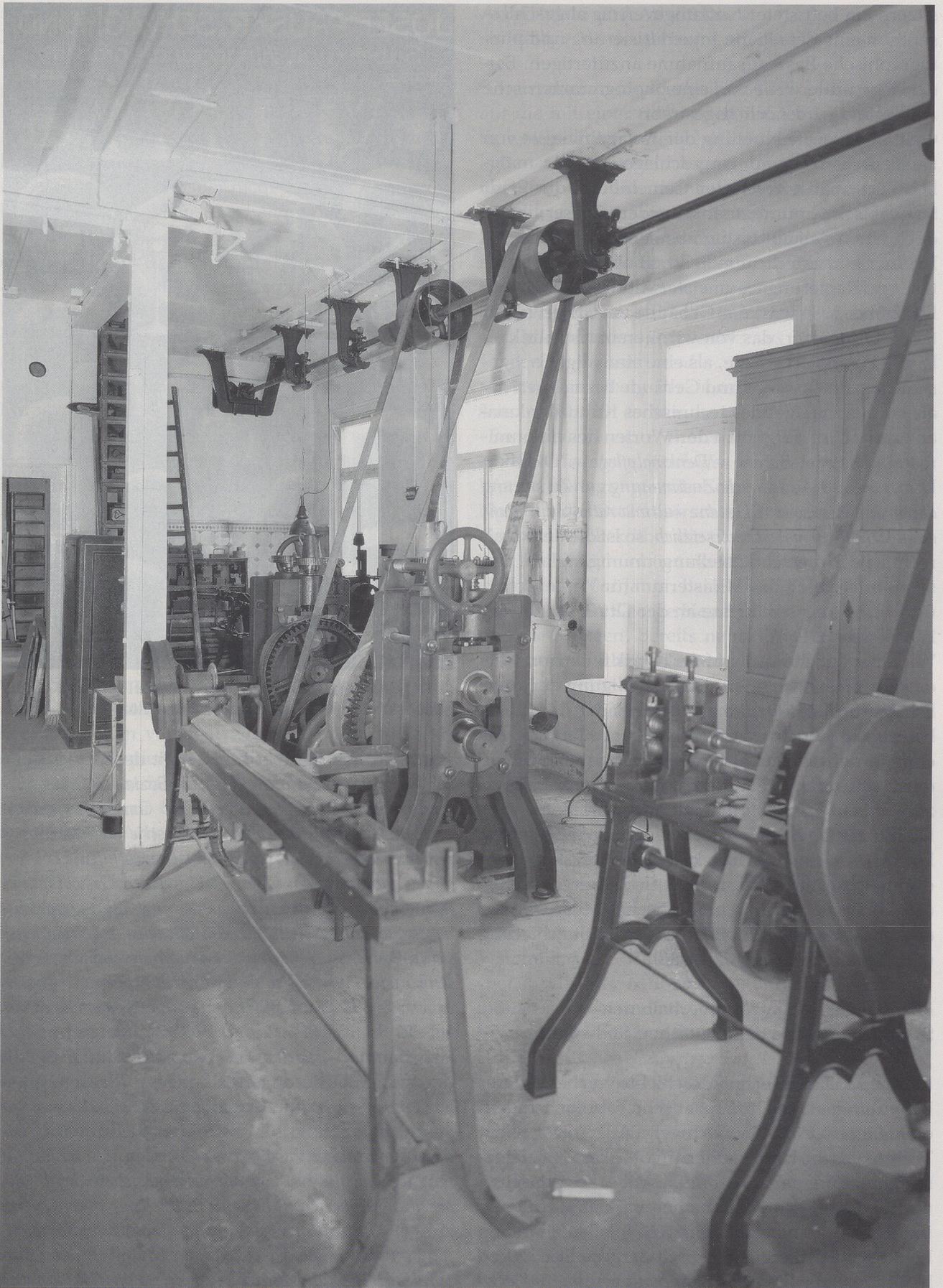
durch Werkzeuge und Maschinen sowie durch Rohmaterial, Halbgut und Fertigwaren werden einzelne Arbeitsschritte dokumentiert: Im Schmelzofen wird das Silber geschmolzen und die Legierung hergestellt. Die gegossenen Silberbarren werden unter dem Krafthammer zu Plantschen geschmiedet, um dann in den Walzwerken zu Blech gewalzt zu werden. Zur Drahtherstellung dient die Drahtwalze, sie wird ebenso wie die anderen Maschinen von einer zentralen Transmissionsanlage angetrieben. Auf der Ziehbank wird der Draht auf die gewünschte Stärke reduziert. Unter dem Fallhammer und den beiden Friktionsspindelpressen wird das Blech geprägt. Für Durchstoßarbeiten stehen eine Exzenterpresse und mehrere Balanciers (Handspindelpressen) zur Verfügung. Zur einfacheren Erzeugung von Gefäßen dient die Drückbank. Mit den Metallbandsägen und den Bandschleifmaschinen werden die Werkstücke zum Montieren vorbereitet. Zum Löten wird der Lötblasebalg benutzt, danach wird in der Glühesse ausgeglüht. Unedle Waren werden in galvanischen Bädern versilbert oder vergoldet. Mit der Kratzbank, der Schleif- und Poliermaschine werden die Oberflächen der Waren bearbeitet. Lotmühle, Rändelmaschinen, Bohrmaschine, Handwalzen und eine Shaping (Stoßmaschine) vervollständigen den Maschinenbestand.

Die vielfältigen, teilweise selbstgefertigten Werkzeuge der Silberschmiede und des Stahlgraveurs – Lagereisen, Hämmer, Schaber, Punzen, Riffel-, Nadel- und Bajonettfeilen – sind vollständig und in großer Zahl vorhanden, ebenso Entwurfs- und Musterzeichnungen. Im Comptoir sind die Geschäftsbücher, Schriftverkehr und Verträge archiviert. Dort befinden sich neben einer Palette der hergestellten Waren auch die dazugehörigen Kataloge und Preislisten. Kunden- und Arbeiterkarteien komplettieren die Einrichtung des Comptoirs.

Eine museale Nutzung bietet sich an – doch die Stadt zögert mit dem Ankauf

Es bietet sich an, hier die «Arbeit in der Fabrik» zu zeigen, denn es ist bei weitem mehr als nur eine Werkzeug- und Maschinensammlung. Hier könnten die Arbeiten in einer Silberwarenfabrik nicht nur darstellbar, sondern auch Produktionsabläufe nachvollziehbar gemacht werden. Werkzeug kann hier in die Hand genommen, Maschinen können problemlos in Gang gesetzt werden. Die Transmissionen sind funktionstüchtig vorhanden.

Der Erhalt der Silberwarenfabrik Ott/Pauser in Schwäbisch Gmünd ist leider noch keineswegs gesichert. Bisher wurde von seiten der Stadt mit den Be-



Walzen der Maschinenfabrik Neher im Maschinensaal.

sitzern ein befristeter Nutzungsvertrag abgeschlossen, um eine detaillierte Inventarisierung und photographische Bestandsaufnahme anzufertigen. Beides liegt mittlerweile vor, eine photogrammetrische Aufnahme wird noch angestrebt.

Ob eine museale Nutzung der Anlage, wie sie von Fachleuten dringend vorgeschlagen wurde, möglich wird, hat letztlich der Gemeinderat der Stadt Schwäbisch Gmünd zu entscheiden. Dieser hat jedoch einen Ankauf bisher abgelehnt.

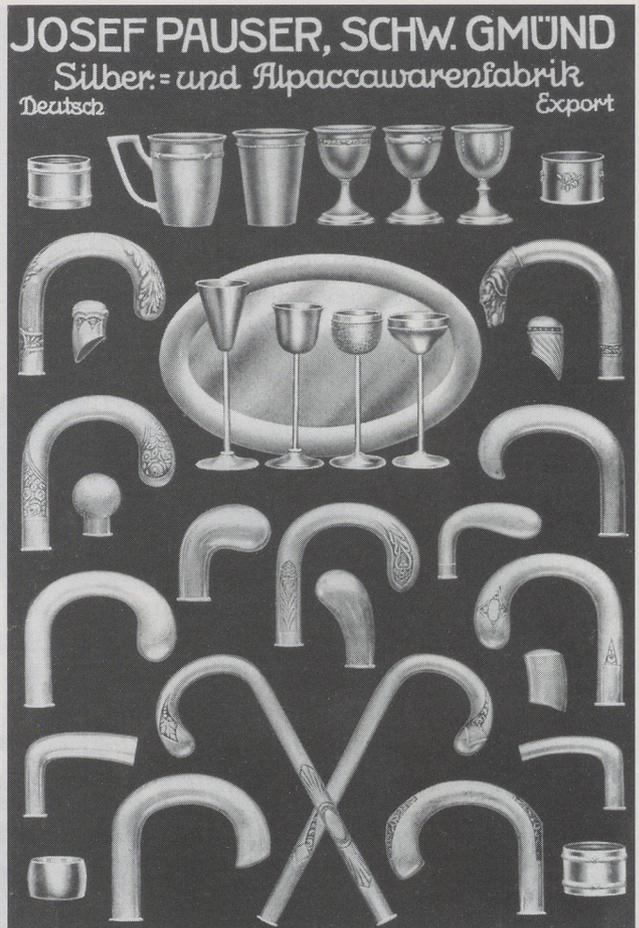
In einer gutachterlichen Stellungnahme von Architekt und Regierungsbaumeister Albrecht Bedal vom Dezember 1984 wird das Gebäude der Silberwarenfabrik Ott/Pauser, das von vornherein als Fabrikgebäude konzipiert wurde, als eine einmalige Sachgesamtheit aus Inventar und Gebäude bezeichnet, die als ein herausragendes technisches Kulturdenkmal anzusehen ist. Folgt man den Worten des Innenministers Dietmar Schlee – *Denkmalpflege* –, Oktober/Dezember 1984, daß *jede Zustimmung zur Zerstörung denkmalpflegerischer Substanz «ultima ratio» sein muß, denn jedes Denkmal ist unersetzlich*, so ist die denkmalrechtliche Unterschutzstellung unumgänglich, um so mehr als auch das Ministerium für Wissenschaft und Kunst reges Interesse an der Ott/Pauser'schen Fabrik zeigt.

Wie ein möglicher Ankauf der Fabrik finanziert werden kann, ist noch offen. Eine Beteiligung der kürzlich gegründeten Denkmalstiftung Baden-Württemberg wäre jedoch wünschenswert. Bedingung für eine Förderung durch diese Stiftung ist allerdings, daß Gemeinden oder Bürgeraktionen Konzeptionen zur Nutzung und Mitfinanzierung vorlegen.

Die zuständigen Behörden werden jedenfalls seit kurzem von einem Arbeitskreis unterstützt werden, der in Schwäbisch Gmünd ins Leben gerufen worden ist. Der «Förderkreis Städtisches Museum» hat eine Arbeitsgruppe gebildet, die sich mit Erhaltung und Nutzung der Fabrik befaßt.

«Einmaliges Ensemble innerhalb der Schmuckindustrie des deutschen Südwestens»

Ein Denkmal der Technikgeschichte von besonderer Bedeutung ist die Ott/Pauser'sche Fabrik nach dem einhelligen Urteil der Fachwelt. Aber nicht allein Technikgeschichte, sondern vor allem Sozialgeschichte und ganz besonders die ökonomischen und ökologischen Folgen einer stark ausgeprägten Branche in einem begrenzten lokalen Rahmen könnten hier überaus plastisch dargestellt werden. In einem Gutachten des Landesmuseums für Technik und Arbeit in Mannheim – Dr. Gabriele Wohlauf und Dr. Rainer Wirtz vom Februar 1985 – wird be-



Katalogblatt aus dem Sortiment der Josef Pauser KG, die hauptsächlich Kleinsilberwaren herstellt.

tont, daß sich darüber hinaus mit der Ott/Pauser'schen Fabrik *nicht nur ein für die Sozial-, Wirtschafts- und Technikgeschichte Schwäbisch Gmünds, sondern auch für die Edelmetallwarenindustrie Württembergs zentrales und exemplarisches industriegeschichtliches Ensemble veranschauen läßt . . . Unter den Gesichtspunkten technischer-, sozial-, wirtschafts- und alltagsgeschichtlicher Forschung stellt sich die Silberwarenfabrikationsstätte Pauser in Schwäbisch Gmünd als einmaliges Ensemble zur Demonstration historischer wie auch gegenwartsbezogener Technik-, Arbeits- und Alltagswelt innerhalb der Schmuckindustrie des deutschen Südwestens dar. Arbeiter und Fabrikanten, Repräsentanten der in der Industrialisierung entstandenen Klassen, müssen letztendlich den Ausgangspunkt aller industriegeschichtlichen Forschung bilden. Dabei muß die Industriearchäologie jedoch – wie es Hermann Glaser formuliert hat – zu allererst vom Material ausgehen und die Bearbeitung einbeziehen. Das zur Bearbeitung nötige Werkzeug und dessen Funktion, aber auch das Funktionieren, muß untersucht werden. Ebenso die Kraftquelle aller Stufen des Herstellungsprozesses, das Transportsystem und die Verteilung. Neben dem Material steht aber vor allem der von der Industrie geprägte Mensch im Zentrum, mit*

seinen Abhängigkeiten und Verstrickungen. In diesem Zusammenhang bietet sich mit der Silberwarenfabrik Ott/Pauser für Schwäbisch Gmünd die unvergleichliche Chance, ein unverfälschtes Zeugnis des Lebens und Arbeitens des 19. Jahrhunderts der Nachwelt zu erhalten. Dies besonders, da in Schwäbisch Gmünd eine Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung bisher nicht geschrieben wurde. Der hier bis ins kleinste erhaltene Produktionsbereich ist die Basis, auf der das Arbeiten, aber auch die ökonomische, soziale und politische Lage des Arbeiters dargestellt werden kann. So kann, um ein Beispiel zu nennen, anhand der Arbeitsplätze der Poliseusen die spezifische Problematik der Frauenarbeit aufgezeigt werden. Das Polieren hatte sich mit der zunehmenden Arbeitsteilung während der Industrialisierung als spezialisierter Beruf herausgebildet, der nur von Frauen ausgeübt wurde. Die vielfache Belastung der arbeitenden Frau durch Fabrikarbeit, Haushalt, Kindererziehung etc. kann hier überzeugend vermittelt werden.

Selbst anhand der Produkte läßt sich der Wandel in der sozialen Struktur Gmünds darstellen. Trotz der Maschinisierung der Produktion blieb aufgrund des kunsthandwerklichen Anspruchs eine Fertigung «wie von Hand» oberste Maxime: war der Vater noch Silberschmied, so lernte der Sohn bereits Mechaniker und stellte Maschinen und Maschinenteile her, mit denen versucht wurde, Handarbeit bestmöglich zu kopieren. Den sich im Verlauf zunehmender Industrialisierung aus dem zünftischen Handwerksberuf Silberschmied herausbildenden, aufgrund der Arbeitsteilung spezialisierten Berufen wie Presser, Walzer, Finierer etc. haftete zwar noch ein handwerkliches Ethos an, sie stellten aber industriell gefertigte Massenware her und waren gemäß ihrer sozialen Situation: Arbeiter. Das ausgeprägte patriarchalische System in Schwäbisch Gmünd sowie die Infrastruktur mit vielen Kleinbetrieben und nur sehr wenigen großen Fabriken ließen soziale Unterschiede nicht deutlich hervortreten. Nichtsdestotrotz bildete sich auch hier mit nur geringer zeitlicher Verzögerung – im Vergleich zu Württemberg – eine politisch aktive Arbeiterschaft: Arbeiterbildungsverein, Konsumverein, Gewerkvereine und Krankenvereine der Gold- und Silberarbeiter sowie der Presser waren die ersten Arbeiterorganisationen.

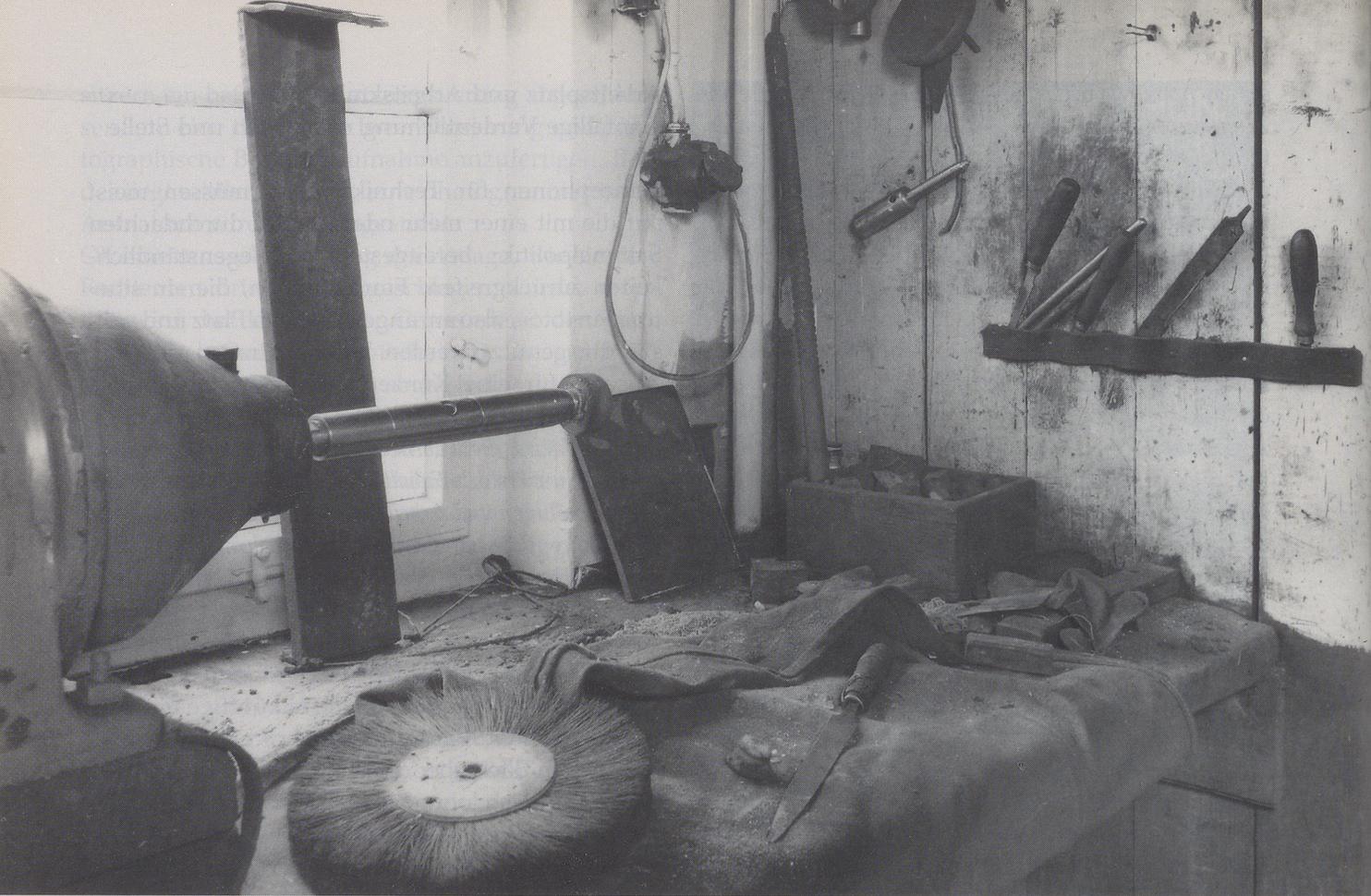
Auch bürgerliche Lebensformen sind in der Ott/Pauserschen Fabrik darstellbar: Die Wohnung und deren Möblierung aus der Gründerzeit dokumentieren die Lebensverhältnisse der Gmünder Fabrikantenschicht.

Arbeitsplatz und Arbeitskraft –  
sinnfällige Verdeutlichung nur an Ort und Stelle

Konzeptionen für Technikmuseen müssen meist auf die mit einer mehr oder minder durchdachten Sammelpolitik bereitgestellten Gegenständlichkeiten zurückgreifen. Einrichtungen, die «in situ» und «in toto», also am angestammten Platz und vollständig genutzt werden können, tragen dagegen Ansätze für eine Konzeption bereits in sich. So schreibt Albrecht Bedal über die Silberwarenfabrik Pauser: *Wird die Fabrik zum Museum erklärt, kann durch die unzerstörte Erhaltung der Anlage, ohne daß Geräte, Maschinen und Arbeitsplätze aus ihrer gewachsenen Umgebung gerissen werden, eine wahrhaftige, ungeschönte Darstellung der historischen Arbeitswirklichkeiten präsentiert werden, so wie es niemals von einem «Sammelmuseum», z. B. dem Technischen Landesmuseum in Mannheim, geschaffen werden könnte.*

Wenn Überlegungen über eine zukünftige museale Nutzung der Ott/Pauserschen Fabrik angestellt werden, ist ein Blick über die Grenzen in das Nachbarland Frankreich lohnenswert. Dort wurden seit Beginn der 1960er Jahre, basierend auf konzeptionellen Entwürfen George Henri Rivières für ethnographische Museen, bereits neun Projekte unter dem programmatischen Namen «Ecomusée» verwirklicht. Das Präfix Eco- steht hier sowohl für Ecologie als auch für Economie. Unverständlich bleibt, warum das Konzept «Ecomusée» in der Bundesrepublik bisher nur von einem kleinen Fachpublikum rezipiert wurde, um so mehr als «Ecomusée» nicht etwa eine grundsätzlich neue Art von Museum bedeutet. Vielmehr liegt das innovative Moment dieses französischen Ansatzes in der Vernetzung von kultur-, sozial- und technikgeschichtlich bedeutsamen Objekten einer Region, dazu können z. B. gehören: ein Stahlwerk, das dazugehörige Kanalsystem, das alte Schulhaus in der Arbeitersiedlung, ebenso wie Informationen über die Folgen der Stahlindustrie auf Natur und Landwirtschaft.

Vernetzung heißt hier aber auch, nach Wassilia von Hinten, daß sich *der instrumentelle Charakter des Ecomusée in seinen drei Grundfunktionen als Laboratoire, Conservatoire und Ecole, das heißt als Forschungs-, Erhaltungs- und Bildungseinrichtung äußert.* Nimmt man die Anregungen auf, die dieses französische Modell bietet, und entwickelt ein modifiziertes Programm, das auf die Gmünder Verhältnisse bezogen ist, so müßten für eine komplexe Darstellung des Lebens und Arbeitens im Industriezeitalter auch weitere erhaltene Sachzeugen mit einbezogen werden. Dies könnten beispielsweise sein: Villa mit Garten und Pergola der Fabrikanten Ott, der Bahnhof, Fach-



Arbeitsplatz in der Schleiferei.

schule und Kunstgewerbemuseum, ebenso auch Lokale der Arbeiterorganisationen, das Haus der Gasarbeiter, Arbeiterquartiere und die Nebenerwerbs-Landwirtschaft der Pendler, die aus dem Umkreis teilweise bis zu zehn Kilometer zu Fuß zu ihren Arbeitsplätzen gehen mußten.

Da die Ott/Pauser'sche Fabrik eine in vielerlei Hinsicht überaus große Materialfülle birgt, bietet sie nicht nur ausreichend Stoff für weitergehende sozial- und kulturwissenschaftliche Untersuchungen, auch in Arbeitsfeldern wie z. B. Wirtschaftsgeschichte und Kunstgeschichte können Forschungen durchgeführt werden. Einige derzeit ungenützte Räume in der Fabrik ermöglichen Dauer- und Wechselausstellungen – nicht nur zu den oben genannten Schwerpunkten. Seminare können hier stattfinden, der Schulunterricht kann ins Museum verlegt werden.

Die gestalterische und inhaltliche Konzeption für ein mögliches Museum in der Ott/Pauser'schen Fabrik sollte auf dem ebenso vollständigen wie intakten Produktionsablauf als vorgegebener Leitlinie basieren. Aber nicht nur der Produktionsablauf selbst muß hier geschildert und «arbeitend» vorgeführt werden, sondern darüber hinaus können kultur- und sozialgeschichtliche Zusammenhänge erklärt werden: dort, wo sich das Arbeitsbuch, die Fa-

brikordnung und die Stempeluhr befindet, muß auch die Arbeitszeit und die Arbeitsdisziplinierung behandelt werden; anhand der Pressen, Walzen und Transmissionen kann nicht nur die harte körperliche Arbeit und die Unfallgefahr, sondern auch die Selbsthilfe der Arbeiterschaft in den Krankenvereinen gezeigt werden. Somit muß die Darstellung von Arbeit in der Fabrik Grundlage sein zur Verdeutlichung dessen, was das Leben im Industriezeitalter bestimmt hat.

#### Literatur

- EVARD, MARCEL: Le Creusot – Montceau-les-Mines: The life of an ecomuseum, assessment of ten years. In: *Museum*, Vol. XXXII, No. 4/1980
- GLASER, HERMANN: Industriekultur und demokratische Identität. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Beilage zur Wochenzeitung «Das Parlament», B 41–42/81, 10. Oktober 1981
- HINTEN, WASSILIA VON: L'Ecomusé. In: *Zeitschrift für Volkskunde*, 78. Jahrgang 1982
- KORFF, GOTTFRIED: Die «Ecomusées» in Frankreich – eine neue Art, die Vergangenheit einzuholen. In: *Die Zukunft beginnt in der Vergangenheit: Museumsgeschichte und Geschichtsmuseum*. Hrsg. vom Historischen Museum der Stadt Frankfurt am Main, Gießen 1982
- ROTH, MARTIN / VOGEL, KLAUS: Handwerk und Industrialisierung. In: *Gmünder Geschichtsblätter*, Jg. 1984, Nr. 5
- ROTH, MARTIN / VOGEL, KLAUS: Handwerkliche Tradition und Industrialisierung. In: *Baden-Württemberg*, 1/1984
- SCHERER, PETER (Hrsg.): *Das Gmünder Schmuckhandwerk bis zum Beginn des XIX. Jahrhunderts*. Schwäbisch Gmünd 1971

Erst nach Drucklegung der SCHWÄBISCHEN HEIMAT 1985/2 mit dem ausführlichen Artikel zum 75jährigen Bestehen der Bahnlinie Tübingen–Herrenberg, der Ammertalbahn, kam das Kulturamt der Stadt Tübingen in den Besitz von Fotografien, die die Bauarbeiten an dieser Strecke auf städtischer Gemarung zeigen. Die Aufnahmen sind Teil einer mehr als 400 Bilder umfassenden Sammlung. Der Kaufmann Albert Roos hatte sie zu Anfang unseres Jahrhunderts zusammengetragen. Selbst Bauherr eines Wohn- und Geschäftshauses am oberen Ende der wenige Jahre zuvor errichteten Mühlstraße lag ihm offenbar daran, neben dem romantisch verklärten «Alt-Tübingen» auch die Modernisierung der Stadt dokumentiert zu sehen.

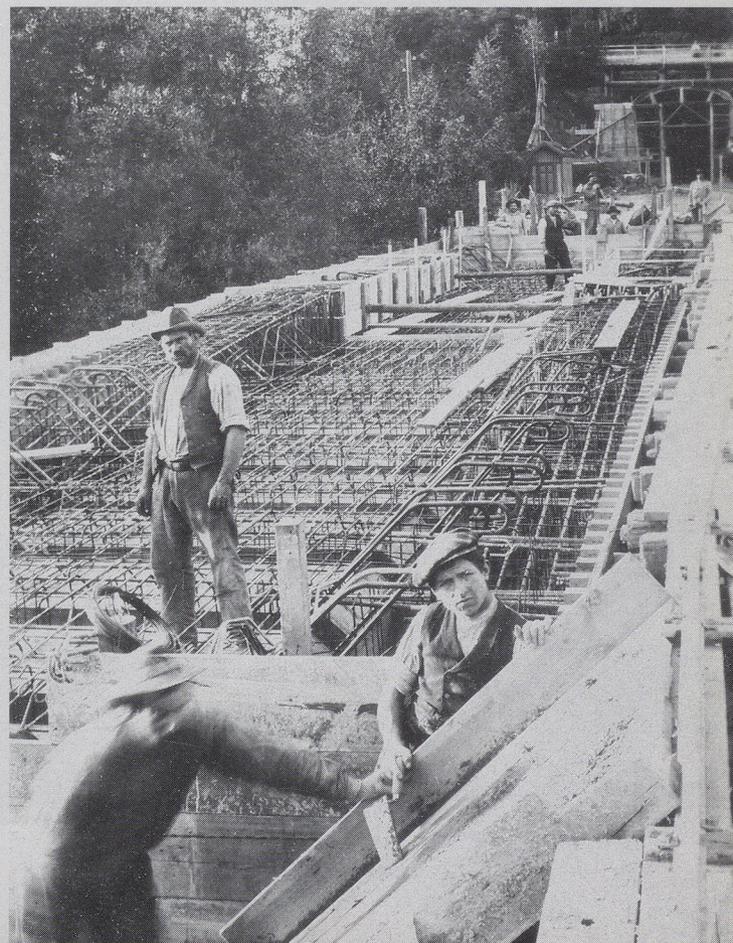
Die neue Bahnstrecke war aus zwei Gründen noch bedeutender als die anderen Neu- und Umbauten der Gründerzeit und der Jahrhundertwende inner- und außerhalb des alten Tübinger Stadtgebiets. Sie schuf eine wichtige Verkehrsverbindung und war zudem durch zwei für Tübingen sensationelle Bauwerke gekennzeichnet: durch die Eisenbetonkonstruktion der Brücke über den Neckar und durch den Tunnel durch den Schloßberg. So wurden denn von dem unbekanntem Fotografen nicht nur die fertigen Bauten, sondern auch wesentliche Phasen des Fortgangs der Arbeiten aufgenommen. Vierzehn dieser Bilder sind erhalten, die charakteristischsten werden hier erstmals veröffentlicht. Sie zeigen den Tunnelanstoß an der Ammertalseite, der noch nichts von den großen Dimensionen der Unternehmung ahnen läßt; die Überführung des Ammerkanals über das Gleis, auf dem eine Feldbahn den Aushub transportiert; das Tunneltor auf der Neckartalseite; den Werkplatz für die Verschalungs- und Armierungsteile; die fertige Verschalung des bergnahen Brückenbogens. Die Aufnahme des fast vollendeten Bauwerks vor der geschichtsträchtigen Kulisse des Schlosses schließlich beweist im Bild, wie verträglich sich der Neubau in die Umgebung einfügt, denn aus landschaftspflegerischen Gründen hatte man ja die Eisenbetonkonstruktion gewählt. Auf diese Weise war Fortschritt in Übereinstimmung mit dem Gewohnten möglich gemacht, der Blick auf die und von der noblen Professorenwohngegend kaum verstellt, das Spazier- und Festgelände der Universität nur wenig beeinträchtigt worden. Alt und neu fügen sich zum Signet der jungen alten Stadt zusammen.

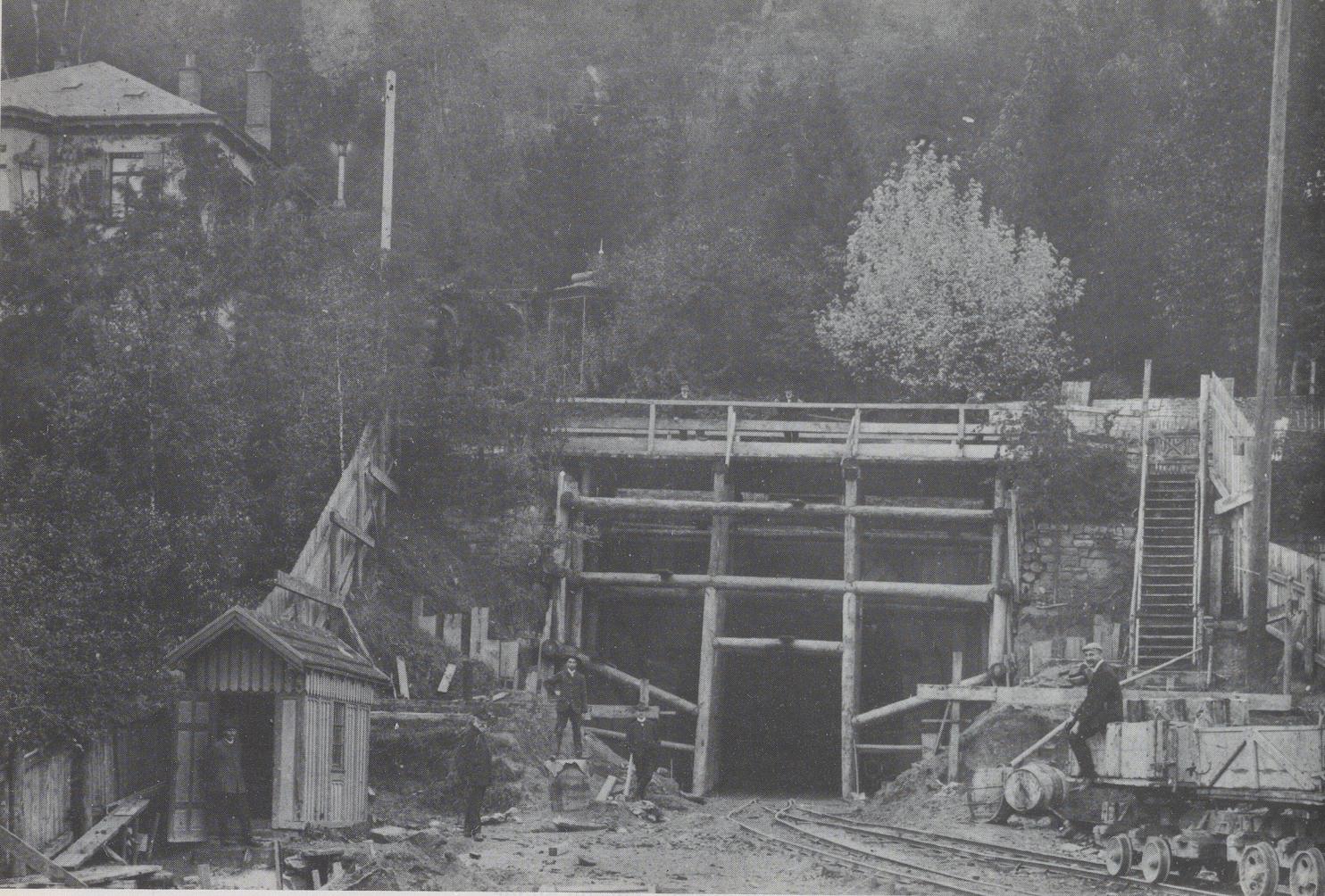
Wenn auch die Bildserie den wesentlichen Ab-

schnitten, den Besonderheiten und Fortschritten des Bauprojekts folgt, so ist die Motivwahl dennoch nicht allein vom Interesse technischer Dokumentation geleitet. Die Fotografien zeigen das Ungewohnte, sind unvollständig in der Dokumentation von Arbeitsabläufen und wohl auch zufällig in der Wahl der Aufnahmezeitpunkte. In dem später veröffentlichten Ingenieursbericht fanden sie keinen Platz. Denn das Thema der Fotografien ist – ganz in der Tradition der Technikaufnahmen des 19. Jahrhunderts – die Leistung der Ingenieure und Arbeiter, die das Bauwerk errichteten.

Allerdings sieht man diese nicht bei ihrer Arbeit. Selbst im Hintergrund ganz winzig erscheinende Personen stellen sich bewußt zum Bild auf: sie pausieren, posieren. Das hat keine fototechnischen, sondern soziale Gründe – die Momentfotografie war längst erfunden. Die Arbeiter und Techniker stellen wenigstens im Bild und in der Situation des Fotografiertwerdens ihr eigenes Denkmal, erscheinen als selbstbewußte Herren ihres Produkts, signieren es gewissermaßen. Auch so betrachtet sind es optimistische Bilder.

Tübinger Bahnbrücke über den Neckar:  
Armierungsarbeiten für die Konstruktion aus  
Eisenbeton.



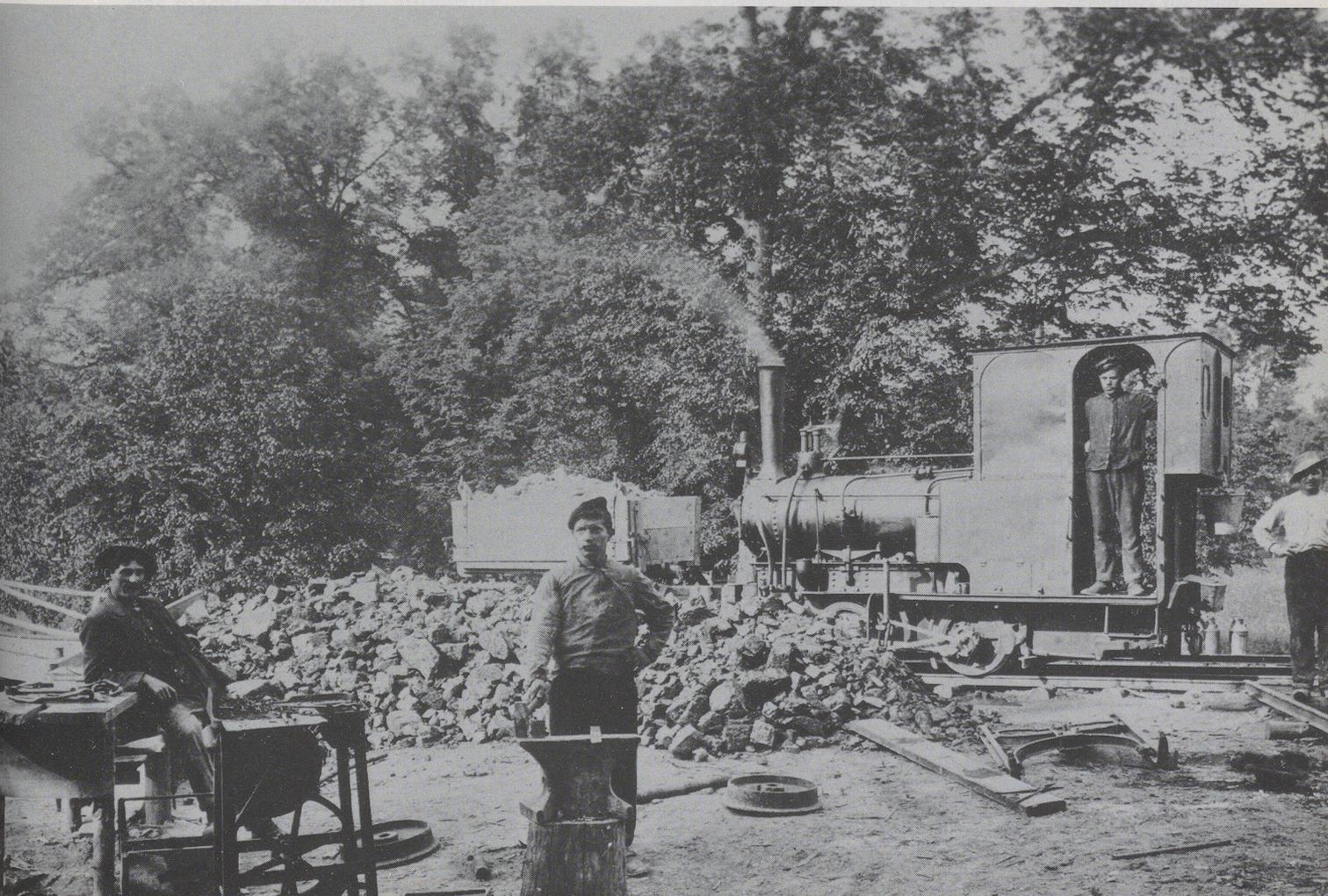


Eisenbahntunnel durch den Tübinger Schloßberg: oben der Tunneleingang auf der Neckartalseite, unten der Tunneleingang vom Ammertal her. Im Vordergrund ist der Ammerkanal über die Bahntrasse geführt.



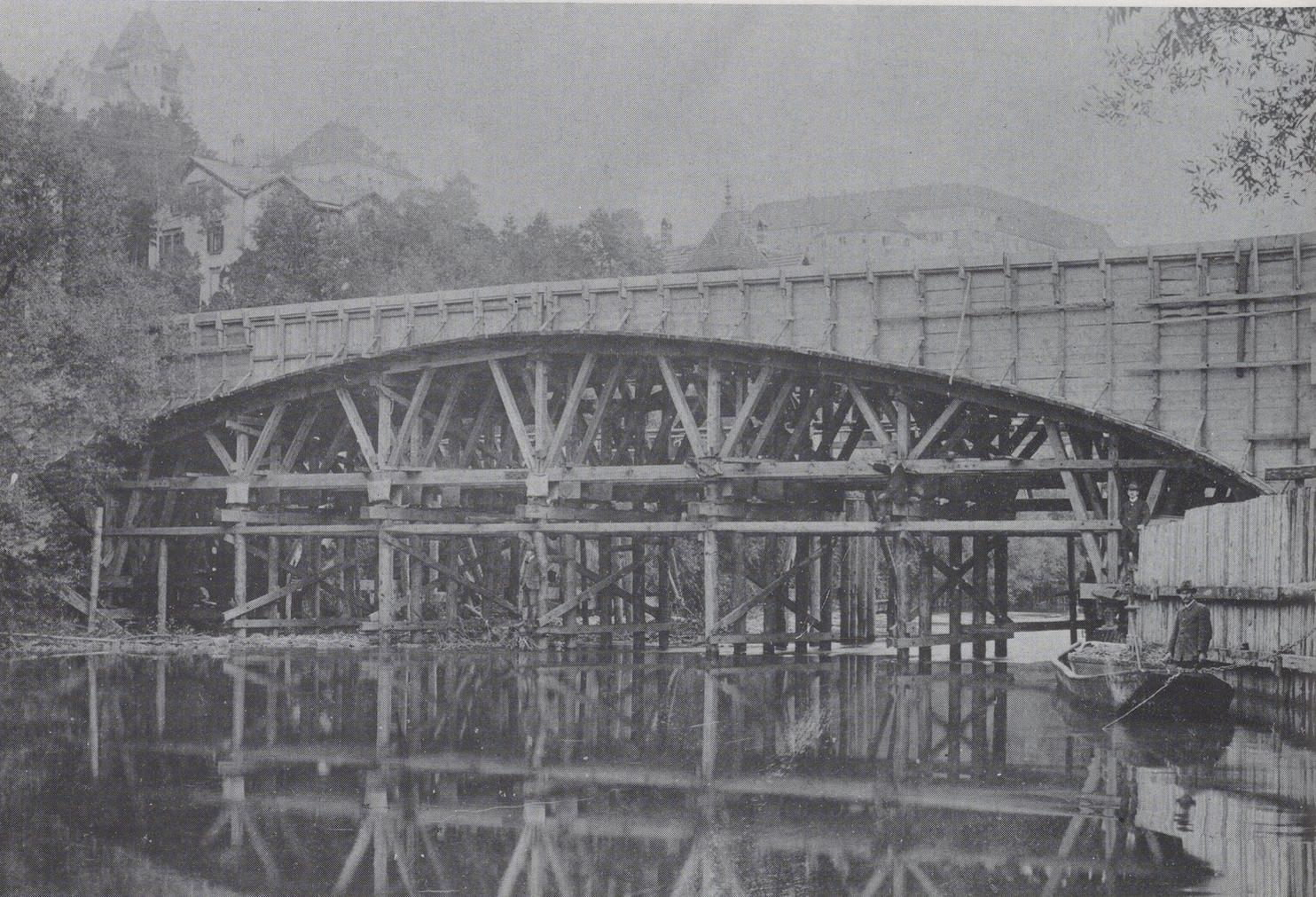


Bau der Bahnstrecke Tübingen–Herrenberg: der Bau der Eisenbetonbrücke und des Tunnels durch den Tübinger Schloßberg erfordern einen großen Werkplatz mit Eisenstangen und Verschalungsmaterial (oben) und auch eine transportable Feldschmiede (unten).





Eisenbahnbrücke über den Neckar und Tübinger Schloß: Tradition und Fortschritt um 1910.  
Das Bild unten gibt einen Eindruck von der hölzernen Verschalung der Brückenbögen, bevor der Beton in das Eisengeflecht gegossen wurde.



Das 32 Hektar große Naturschutzgebiet Wernauer Baggerseen gehört zu den wichtigsten Biotopen im Mittleren Neckarraum. Rund 200 Vogelarten brüten hier oder legen auf dem Zug in den Süden eine Rastpause ein. Trotzdem kann man noch nicht von einer Oase inmitten einer Industrielandschaft sprechen, denn eine 3,5 km lange Auto-Teststrecke und eine Beton-Mischanlage stören das Naturschutzgebiet erheblich. Im Augenblick läuft eine Unterschriftenaktion mit dem Ziel, diese Störfaktoren zu beseitigen; bisher wurden gut 18000 Unterschriften gesammelt.

Durch die Gewinnung von Flußkies sind bereits vor mehreren Jahrzehnten im Neckartal zwischen Unterensingen und Plochingen zahlreiche Baggerseen entstanden. Der größte Teil davon ist inzwischen wieder aufgefüllt worden. Doch bereits in den 50er Jahren zog das Gebiet zahlreiche Naturbeobachter an, und es mehrten sich die Stimmen, die die Erhaltung wichtiger Baggerseen forderten. 1974 stellte der Deutsche Bund für Vogelschutz dann schließlich den Antrag, die Wernauer Baggerseen unter Naturschutz zu stellen, um so die anhaltenden Auffüllungen stoppen zu können. In Wernau waren zu diesem Zeitpunkt bereits 342 Hektar Wasserflächen – das macht 71 Prozent – aufgefüllt.

## Gewerbefläche oder Naturschutzgebiet?

Die Bezirksstelle für Naturschutz in Stuttgart unterstützte den Antrag der Vogelschützer in vollem Umfang und bat das Regierungspräsidium, das Unterschutzstellungsverfahren einzuleiten. 1975 erfolgte eine erste Voranhörung der hauptsächlich betroffenen Eigentümer und der Stadt Wernau. Hierbei wurde eine Unterschutzstellung generell abgelehnt, ja sogar die Schutzwürdigkeit des Gebietes in Zweifel gezogen. Die Stadt Wernau hatte das Seengebiet in einem Flächennutzungsplan-Entwurf als Gewerbefläche ausgewiesen und wollte hier Industrie ansiedeln.

In der Folgezeit entwickelte sich dann eine langwierige juristische Auseinandersetzung darüber, ob die alte Ortsbausatzung der Stadt Wernau überhaupt gültig sei oder nicht. Gleichzeitig wuchsen die Beeinträchtigungen im Bereich der Baggerseen, vor allem durch Windsurfer und Badegäste. Aber auch wilde Camper setzten den seltenen Pflanzen und Tieren zu. In dieser Situation zog dann das Regierungspräsidium Stuttgart am 19. Juni 1979 die Not-

bremse: die Wernauer Baggerseen wurden einstweilig als Naturschutzgebiet sichergestellt, und sofort hörte der Rummel auf. Doch der Haupteigentümer des Gebietes, ein Gewerbebetrieb aus Wernau, reichte beim Verwaltungsgerichtshof in Mannheim eine Normenkontrollklage gegen die Sicherstellungs-Verordnung ein. Aber der VGH wies die Klage zurück. Außerdem wurde auch geklärt, man könne sich nicht auf die umstrittene alte Ortsbausatzung berufen und die Ausweisung eines Gewerbegebietes verlangen.

## Nach Rechtsstreit Schutzverordnung

Am 5. Juni 1981 wurde dann die Verordnung über das Naturschutzgebiet Wernauer Baggerseen erlassen und am 17. Juni nach der Veröffentlichung im Gesetzblatt rechtskräftig. Zum Schutzzweck heißt es in § 3: *Schutzzweck ist*

- a) *die Erhaltung einer Grünzäsur zur Gliederung von Siedlungsbereichen entlang einer stark verdichteten Entwicklungssachse,*
- b) *die Freihaltung eines ökologischen Ausgleichsraumes mit Funktionen für die Luftreinigung und -erneuerung, sowie die Grundwasseranreicherung,*
- c) *die Erhaltung eines wertvollen Lebensraumes für wildlebende Tiere und Pflanzen,*
- d) *die Erhaltung eines überregional bedeutsamen Rastplatzes für feuchtgebundene Vogelarten,*
- e) *die Bewahrung eines passiven Erholungsgebietes im Verdichtungsraum,*
- f) *die Bewahrung eines hochwertigen naturkundlich-pädagogischen Lehr- und Studiengebietes.*

Um diese Ziele erreichen zu können, wurde alles verboten, was zu einer Zerstörung oder Beschädigung des Schutzgebietes hätte führen können. Im Naturschutzgebiet Wernauer Baggerseen ist es u. a. verboten, Feuer anzumachen und zu zelten, Modellboote zu Wasser zu bringen, die Seen mit Flößen oder Luftmatratzen zu befahren oder in einem der drei geschützten Seen mit insgesamt 13 Hektar Fläche zu baden. Prinzipiell zulässig dagegen sind Jagd und Fischerei – zum Leidwesen der Vogelschützer, die für ein totales Verbot kämpfen. Aber die Schutzverordnung erlaubt es, in der Zeit vom 18. Dezember bis 15. Januar an insgesamt höchstens zehn Tagen zu jagen, wobei Treibjagden untersagt sind. Und die Fischerei ist in der Zeit vom 15. Juli bis 15. September an höchstens fünfzehn Tagen erlaubt, wobei die Personenzahl zudem beschränkt ist.



Blick über den großen Wernauer Baggersee in Richtung New-Plochingen, aufgenommen im Dezember. Auf dem See rasten oder überwintern zahlreiche Wasservögel wie Lachmöwen, Stockenten und Bleßrallen.



Graureiher auf dem zugefrorenen Wernauer Baggersee. Der Graureiher brütet inzwischen im Naturschutzgebiet.



Ansammlung von Wasservögeln im Herbst: Kormoran, Stock- und Tafelenten, Bleßrallen und Lachmöwen.

Neben dem Grünzug für Erholungssuchende eine Oase für Vögel und Pflanzen

Die Vogelschützer indes würden im Bereich der Wernauer Baggerseen am liebsten Vogelschutz in Reinkultur betreiben und die Jäger und Angler gern völlig vertreiben. Denn sie sehen das Naturschutzgebiet in Zusammenhang mit angrenzenden Gebieten, die inzwischen angelegt wurden. So wurde im letzten Sommer das Erholungsgebiet Hüttensee auf der Gemarkung Köngen fertiggestellt; hier gibt es sogar ein eigenes Anglerheim für die Petrijünger, die im Hüttensee fischen. Auch das Bootfahren ist hier erlaubt. Ferner gibt es Grill- und Picknickplätze für die Erholungssuchenden. Und auf der anderen Seite des Naturschutzgebietes Wernauer Baggerseen liegt das Sport- und Freizeitzentrum Wernau mit Eis- und Tennishalle, mit Freibad, Minigolf und anderen Sportmöglichkeiten.

Kurz und gut: in den letzten Jahren ist im Neckartal zwischen Wernau und Köngen ein längerer Grünzug entstanden, bei dem jeder zu seinem Recht kommt. Deshalb halten es die Vogelschützer auch für zumutbar, im Naturschutzgebiet Wernauer Baggerseen keinen Erholungsrummel zuzulassen, sondern hier eine Ruhezone zu schaffen, die nur von Vogelfreunden besucht wird. Sie freilich müssen sich an einen vorgegebenen Weg halten, damit die Vogelwelt möglichst wenig gestört wird.

Bereits jetzt hat die Naturschutz-Arbeit im Bereich der Wernauer Baggerseen Früchte getragen. Durch sachgerechte Pflege und Gestaltung des Gebietes konnte erreicht werden, daß dort inzwischen wieder Graureiher brüten, daß Flußregenpfeifer und Zwergtaucher dort ihre Jungen aufziehen und daß so scheue Arten wie Wasserralle und Große Rohrdommel überwintern. Selbst Orchideen wachsen inzwischen an den Wernauer Baggerseen.

#### Störfaktoren Auto-Teststrecke und Beton-Mischanlage

Doch diese erfreulichen Erfolge können nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Bilanz noch besser sein könnte, wenn es nicht zwei große Störfaktoren gäbe: eine Auto-Teststrecke von Daimler-Benz und eine Beton-Mischanlage, die die Firma Readymix betreibt.

*Die Folgen kann sich jeder ausmalen, kommentiert Reinhold Appl vom Bund für Vogelschutz in Nürtingen. Abwasser verschmutzt die geschützten Seen, Lärm, Staub und Scheinwerferlicht zwingt ermattete Zugvögel zum weiterziehen; Kleintiere wie Eidechsen, Ringelnattern und Igel werden von Transport- und Test-*

*fahrzeugen überfahren – und das in einem Naturschutzgebiet.*

*Mit diesen Zuständen will sich der DBV nicht länger abfinden. Wo es möglich ist, für Gartenschauen, für Kunstwerke, für Straßenbauprojekte oder sei es für andere Dinge – zu recht oder zu unrecht, das sei dahingestellt – Hunderte von Millionen Mark auszugeben, da muß es auch möglich sein, die nötigen Investitionen zu treffen, die ein funktionierendes Naturschutzgebiet garantieren. Eine Beton-Mischanlage gehört nun mal nicht in ein Naturschutzgebiet und kann ohne weiteres in ein geeignetes Gewerbegebiet verlegt werden. Auch eine Auto-Teststrecke hat in einem Naturschutzgebiet nichts verloren; sie würde eher unter die Brücken des Plochinger Dreiecks passen, wo zur Zeit mit viel Geld versucht wird, den vielen Beton hinter Grün zu verstecken.*

*An den Baggerseen könnten dafür neue Biotope (= Lebensräume) geschaffen werden, die den durch Ausbau des Neckars, Überbauung der Talau und intensive Nutzung der verbliebenen Landschaft vertriebenen Arten wieder neue Heimat sein könnten.*

Für diese Ziele kämpfen die Vogelschützer mit einer Unterschriftenaktion. Ja zum Naturschutzgebiet ohne Beton-Mischanlage und ohne Teststrecke, heißt es in einem kleinen Prospekt, mit dem sie für ihr Anliegen werben. Neben schönen Bildern von bedrohten Vogelarten wie Bekassine, Graureiher, Singschwan und Eisvogel, die alle im Naturschutzgebiet Wernauer Baggerseen zu beobachten sind, findet man in diesem Prospekt auch deutliche Worte: *Es ist ein Trauerspiel, wenn man sieht, wie sich jedes Jahr Millionen Menschen im Ausland ihr Naturbedürfnis erkaufen müssen und bei uns die schöne Heimat bis zum letzten Quadratmeter vermarktet wird. Höhere Werte wie die Natur sollten vor dem Profit stehen, denn der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Gerade heute, wo graue Industriezentren und landwirtschaftliche Monokulturen störend auf die Psyche des Menschen einwirken, ist es wichtig, wenigstens einen kleinen Rest Natur vor unserer Haustür zu erhalten.*

Gut 18000 Bürger haben sich bereits durch diese aufrüttelnden Worte überzeugen lassen und bei einer Unterschriftenaktion mitgemacht, die die Forderungen der Vogelschützer unterstützt. Doch mindestens genauso wichtig sind die Wasserproben, die die Bezirksstelle für Naturschutz im Bereich der störenden Beton-Mischanlage kürzlich hat ziehen lassen. Sie ergaben eine erhebliche Beeinträchtigung des Wassers und des Gewässergrundes, so daß die Bezirksstelle jetzt aus fachlicher Sicht verlangt, die Einleitung des Schmutzwassers zu stoppen. Derzeit laufen die Verhandlungen mit der betroffenen Firma noch.

Schwieriger ist das zweite große Problem zu lösen,



Immer noch werden im Bereich der Wernauer Baggerseen Feuchtgebiete aufgefüllt und somit zerstört.

die Verlegung der Daimler-Teststrecke. Diese Strecke besteht bereits seit Anfang der 60er Jahre, und die Firma hält daran fest, da die gewünschte neue Teststrecke im fränkischen Boxberg noch auf sich warten läßt. Im Augenblick dürfte das beste, was die Vogelschützer eventuell erreichen können, darin bestehen, daß die Nachtfahrten weiter verringert werden.

Pflegeplan vorhanden,  
Grundbesitz in öffentlicher Hand angestrebt

Doch langfristig sind hier durchaus Lösungen denkbar. Dem Bund für Vogelschutz schwebt vor, daß das Land das Naturschutzgebiet Wernauer Baggerseen völlig aufkauft. Ein erster Ansatz wurde bereits gemacht: rund ein Hektar von insgesamt 32 Hektar Schutzfläche gehört inzwischen der öffentlichen Hand. Und nachdem inzwischen zweifelsfrei feststeht, daß hier nicht mehr gebaut werden darf, hat das Gebiet natürlich für die bisherigen Eigentümer erheblich an Wert verloren. So könnte es durchaus sein, daß die öffentliche Hand hier zum Zuge kommt, ohne Spitzenpreise für den an sich sehr teuren Grund und Boden im Mittleren Neckarraum zahlen zu müssen.

Vorerst müssen die Naturschützer damit leben, daß sie nicht alles machen können, was sie machen wol-

len, um den Charakter einer ursprünglichen Neckarlandschaft wiederherzustellen. So würden sie gern mehrere Tümpel und Teiche für die Amphibien anlegen, doch derartige Eingriffe müssen die Eigentümer nicht ohne weiteres dulden. Vorerst beschränken sich die Pflegearbeiten deshalb vor allem darauf, die schnell wachsenden Weiden Jahr für Jahr zurückzuschneiden. Denn nur so kann erreicht werden, daß sich auch andere Arten stärker verbreiten. So sieht man jetzt zum Beispiel bereits einzelne Eichen.

1982 hat die Bezirksstelle für Naturschutz in Stuttgart einen detaillierten Pflegeplan erarbeitet, der aufzeigt, wo welche Vegetation angestrebt wird, so daß ein Mosaik verschiedenartiger, aber für das Neckartal typischer Lebensräume entsteht. Zahlreiche ehrenamtliche Naturschützer helfen jedes Jahr in den Wintermonaten mit, diesen Pflegeplan in die Praxis umzusetzen. Ihr größter Wunsch freilich wäre es, noch mehr in die Tat umzusetzen, nämlich ein Modell für ganz Baden-Württemberg zu schaffen und zu zeigen, wie man die Natur zurückholt und aus einem geplanten Industriegebiet wieder eine typische Neckartal-Landschaft macht.

Im Augenblick noch ein ziemlich kühner Wunsch! Aber wer hätte vor fünfzehn Jahren zu wagen gehofft, daß die Wernauer Baggerseen einmal unter Naturschutz gestellt werden?

# Vom schweren Leben des Stadtbaums

Bäume sind zwar überwiegend «von Holz», deshalb aber keineswegs unempfindlich. Zum Beispiel stirbt eine Buche am Waldrand in kurzer Zeit, wenn ein Parkplatz für die Besucher des Waldlehrpfades eingerichtet wird und der Asphalt nur einen Teil ihrer Wurzeln überdeckt. Bei solcher Empfindlichkeit ist es geradezu ein Wunder, daß es ihn überhaupt gibt: den Straßenbaum. Der Hamburger Botanikprofessor Ulrich Ruge beschrieb das Problem einmal so: *Mancher ökologisch interessierte Botaniker, so sagte er, mag sich schon oft darüber gewundert haben, daß diese Bäume den Standort am Straßenrand in der Stadt unter den gegebenen Bedingungen überhaupt noch ertragen, was aufgrund unseres Lehrbuchwissens eigentlich nicht mehr möglich sein sollte.*

Vor 20 Jahren begann das Sterben der Stadtbäume

Der Straßenbaum hat also das Unmögliche möglich gemacht, und zwar schon seit über hundertfünfzig Jahren. Denn erst zu Beginn des vorigen Jahrhunderts haben die Städter in Europa im größeren Umfang Bäume in die Stadt gepflanzt. Damit hat der Straßenbaum schon zwei sogenannte industrielle Revolutionen, eine Autolawine und ein paar Jahrzehnte Ölheizung, überstanden. Ob er auch künftig den Städtern noch den Wechsel der Jahreszeiten mit Austrieb, grüner Sommerkrone und buntem Herbstlaub in die Häuserzeilen hineinsignalisieren wird, ist indes jetzt fraglich geworden. Etwa 1965 begann in allen Großstädten der Welt ungefähr zur gleichen Zeit ein Stadtbaumsterben. Vor allem die Baumschönheiten, also die großen, alten Bäume, siechen dahin – sehr zum Kummer der Anwohner wie auch der Gartenbaubeamten. Ist der Stadtbaum der modernen Stadt nicht mehr gewachsen?

Stadtbäume wachsen allesamt langsamer als Wald-bäume. Volles Sonnenlicht erhält die Straßenbaumkrone ohnehin nur an einem Teil des Tages, weil sie von den Häuserfronten beschattet wird. Darüber hinaus aber wirkt auf den Straßenbaum eine Vielzahl ungünstiger Bedingungen ein: Er hungert und durstet, seine Wurzeln leiden unter Sauerstoffnot, sein Blattwerk unter Staub und schlechter Luft. Es gibt Straßenbaum-Streß, an den der Städter nur selten denkt. So werden beim Aufgraben für Post-, Wasser-, Abwasser- und Stromleitungen oft Wurzeln verletzt und beschnitten, ohne daß jemand vom Bautrupps die Wunden versorgt. Und dort, wo im Winter kein Streusalz mehr verwendet wird,

# Gustav-Adolf Henning

muß der Baum doch noch fertig werden mit dem Salz aus dem Harn der vielen Hunde. Straßenbäume sterben allesamt früher als ihre Verwandten im Wald.

## Bodenverdichtung und Sauerstoffnot

Aus dem Wald stammen die meisten Stadtbaumarten, nur wenige aus der Heide. In diesem Lebensraum haben sie lockeren, leicht humussauren Boden. In der Stadt jedoch hat der Boden genau die entgegengesetzten Eigenschaften: er ist meist stark verdichtet und kalkreich, reagiert also basisch statt sauer. Städte werden ja nicht nur gebaut, sondern auch umgebaut, in Feuersbrünsten eingeäschert, in Kriegen zerstört und wieder neu auf- und umgebaut. Der Stadtboden ist demnach nicht natürlich, sondern sozusagen «historisch gewachsen». Wo heute eine Straße verläuft, standen vor hundert Jahren vielleicht Häuser. So steht der Straßenbaum mit den Wurzeln oft in Bauschutt und Mörtel, zumindest aber in Boden, der extrem arm ist an Humus und Nährstoffen. Das Leben von Generationen hat den Boden so verfestigt, daß nur wenige kleine Poren zur Aufnahme von Regenwasser und für den Luftaustausch vorhanden sind.

Alle Pflanzen jedoch – auch die Bäume – benötigen für die Wurzeln ebenso viel Sauerstoff wie der oberirdische Sproßteil. Die Wurzeln von Linden zum Beispiel knicken vor der asphaltierten Straßendecke seitlich ab und wachsen dann parallel zum Rinnstein, wo freie Bodenoberfläche noch einen Luftaustausch ermöglicht. Bei Sauerstoffnot sind die Wurzeln aller Bäume in der Aufnahme von Nährsalzen stark gehemmt. Nur wenige Straßenbäume erreichen mit Wurzeln auch noch die Nähe der Grundwasserzone; die meisten sind auf Regenwasser angewiesen. Doch die sogenannte «Baumscheibe», also das freie Erdreich rings um den Stamm, ist für die Aufnahme von Regensickerwasser und Sauerstoff oft viel zu klein, und in jeder beliebigen Großstadt kann man Beispiele von geradezu grotesk winzigen Baumscheiben entdecken.

Trotz allem wächst der Straßenbaum. Aber er behält in seinem «Gedächtnis» – das sind seine Jahresringe – alles, was ihm Übles widerfahren ist. In Hannover wurden einmal die Schicksale von Straßenbäumen exakt rekonstruiert. Da gab es einen Bergahorn, in dessen Wurzelbereich 1963 ein Kiosk aufgestellt wurde. Der Baum reagierte auf die Bodenverdich-

tung von Kiosk samt Kundschaft 1964 mit einem Jahresring, der nur noch ein Siebtel so breit war wie in der vorausgegangenen Zeit, in der er im Rasen stand. Manchmal treten sichtbare Krankheitszeichen erst ein, wenn die Ursache Jahre zurückliegt und längst vergessen ist, so daß der Zusammenhang nicht mehr erkannt wird. So wurde in dem eisigen Winter 1969/70 in bundesdeutschen Städten die 260fache Menge dessen, was Landwirte an Dünger auf einen Quadratmeter Boden einsetzen, an Auftausalzen auf die Straßen gestreut. Schon 1965 war in den USA das Streusalz als eine Ursache des Baumsterbens erkannt worden. Doch noch acht Jahre später teilte die Bundesregierung nicht die Bedenken gegen den Streusalzeinsatz. Erst Ende der siebziger Jahre stellten dann Hamburger Botaniker fest: Das Holz von Stadtbäumen an verkehrsreichen Straßen hat prozentual ebenso viel Salz eingelagert wie eine Salzgurke.

#### Der Stadtbaum erstickt vor dem Städter

Eine andere Ursache für das Stadtbaumsterben Mitte der sechziger Jahre war die Umstellung von Leuchtgas auf Erdgas. In den Niederlanden stieg die

Akazien in der Stuttgarter Schloßstraße, die sich gut entwickeln. In der Landeshauptstadt werden Bäume nur noch in Hochbeeten gepflanzt, um sie vor Salz und Abrieb zu schützen. Künstliche Bewässerung ist möglich.

Baumsterblichkeit prompt um 200 Prozent. Leuchtgas war feucht, und die alten Hanfdichtungen der Gasleitung waren immer gequollen, die Leitung also dicht. Erdgas aber ist trocken, der Hanf trocknete aus und Gas strömte in den Boden. Dort verarbeiten Bodenbakterien die Kohlenwasserstoffe des Erdgases und zehren dabei den Sauerstoff auf. Baumwurzeln ersticken, wenn die Bodenluft weniger als zwölf Prozent Sauerstoff enthält; der Mensch erstickt erst, wenn seine Atemluft noch ein Prozent sauerstoffärmer ist. In dieser Hinsicht ist also der Stadtbaum empfindlicher als die Städter.

Wenn ein Stadtbaum stirbt, kann aber auch eine Ursachenkette, deren Folgen sich aufschaukeln, zum Tod führen. Bäume im Wald wie in der Stadt ertragen durchaus einmal einen extrem trockenen Sommer. Doch für den Stadtbaum bedeutet die Dürre verschärfte Wassernot. Denn in den Städten reflektieren Pflaster, Mauern, Beton und Glas Strahlung in die Krone. Die Stadtbaumblätter sind vom Frühjahr an mit Staub bedeckt und absorbieren dreimal so viel infrarote Wärmestrahlung wie saubere Blätter. Zudem saugen Pflaster und Häuserfront tagsüber viel Wärme ein, die sie nachts ausstrahlen. Das veranlaßt den Straßenbaum, in der warmen Nacht-



zeit viel von den tagsüber hergestellten Zuckerstoffen wieder zu veratmen. So führt der Hitze- und Trockenheitsstress dazu, daß nur ein schmaler Jahresring angelegt wird. Das bedeutet für den Baum: wenig Speichergewebe für Reservestoffe im Herbst. Im folgenden Jahr treibt er nur spärlich aus, und die verringerte Blattoberfläche hat wieder den Effekt, daß der Baum auf dem Weg der Photosynthese abermals wenig Energie- und Speicherstoffe herstellen kann. Im dritten Jahr parkt dann ein Autofahrer ungeschickt und verletzt seine Rinde. Krankheitskeime dringen ein, denen der Baum in diesem Zustand nicht mehr widerstehen kann.

### Den idealen Stadtbaum gibt es nicht

Nun könnte man natürlich aus wärmeren Zonen Baumarten in die Stadt pflanzen. Zu weit nach Süden darf man dabei nicht gehen, denn in den wärmeren Zonen fehlt den Bäumen die erbliche Fähigkeit, in jedem Herbst wieder eine Frostfestigkeit gegen Winterfröste zu erwerben. Aber die Baumhasel aus der Türkei, die gegenwärtig in vielen Städten gepflanzt wird, hat diese Eigenschaft. Nur bleibt sie

in unserem Klima kleinkronig und ist nur für Fußgängerzonen geeignet, denn Möbelwagen und Lastkraftwagen benötigen unter den Baumkronen die gesetzlich vorgeschriebene lichte Höhe von 4,5 Metern. In dieser Form – mit dem Auflisten von Vor- und Nachteilen – kann man alle 50000 Baumarten unseres Planeten einzeln durchgehen; den idealen Stadtbaum wird man nicht finden. Einst waren Kastanien beliebt, aber sie sind anfällig bei Fernwärmeleitungen, Salz und Aufgrabungen. Ahornarten heben mit ihren Wurzeln gern Pflaster in die Höhe und legen den Fußgängern damit Stolpersteine in den Weg. Das tun auch die sonst leidlich geeigneten Eschen, die aber feuchten Lehm im Untergrund brauchen. Robinien mögen in Süddeutschland geeignet sein, im stürmischen Norden bringen die leicht abbrechenden Äste Städter und Verkehr in Gefahr. Auch Platanen, die vor zehn Jahren wegen ihrer Salztoleranz Modestadtbaum wurden, sind nicht windbruchfest. Der Silberahorn wächst schnell und wird gern benutzt, um Bau- und Architektensünden zu verbergen, ist aber unter Stadtstreß anfällig für die von Bakterien verursachte Rotpustelkrankheit, die ihn morsch macht und zusammenbrechen läßt.

Absterbende Linden in der Stuttgarter Silberburgstraße. Aufnahme vom Herbst 1976.



Pyramiden-Eiche und männlicher Ginkgo

Zur Zeit erinnert man sich in den Gartenbauämtern der Großstädte wieder an die Vorzüge der Eiche. In den Nachkriegsjahren konnte man sie den Städtern nicht anbieten, weil sie im Dritten Reich ein politischer Baum geworden war, der im Zusammenhang mit dem Germanenkult verherrlicht wurde. Die Eiche hat glänzendes Laub, das viel Strahlung reflektiert und damit den Hitzestreß mildert. Ihre dicke Borke erträgt auch einen Rammstoß. Aber Eichen werden alt und haben eine lange, empfindliche Jugendzeit. Die Pyramiden-Eiche mit ihrer schlanken Krone paßt auch in engere Straßen hinein, ist aber einer der teuersten Stadtbäume und darf nicht gar zu jung gepflanzt werden, weil immer wieder einmal von einer Zechtour spät heimkehrende Städter an solchen noch dünnstämmigen Bäumchen ihre Kräfte erproben. Zu den hinreichend geeigneten Stadtbäumen gehört auch der in China beheimatete Ginkgo-Baum, den schon Darwin als *lebendes Fossil* bezeichnet hatte und der Goethe wegen seiner zweilappigen Blätter an den Zwiespalt des menschlichen Wesens mahnte. Doch auch der Ginkgo ist ein teurer Baum und bleibt den vornehmen Adressen vorbehalten. Er steht zum Beispiel beiderseits der berühmten Fifth Avenue in New York. Vom Ginkgo aber kann man nur männliche Exemplare in die Stadt hineinlassen, weil die weiblichen Früchte erzeugen, die einen unangenehmen Geruch nach ranziger Butter verströmen.

Gezüchtete Tugendbolde: Dornenlose Gleditschie und Straßenlinde mit Paßform

Kurzum, die Natur hat es offensichtlich versäumt, eine Baumart hervorzubringen, die man unbedenklich in diesen streßreichen und zumindest für Bäume unsäglich extremen Lebensraum Großstadtstraße hineinpflanzen kann. Wäre es da nicht ein Ausweg, wenn die Züchter versuchen, einen solchen stämmigen Tugendbold zusammenzukreuzen? Erste Versuche begannen vor knapp dreißig Jahren dort, wo Großstädte die auch für den menschlichen Bewohner optimale Größe schon hinter sich gelassen haben: in den USA. Inzwischen sind einige, vom Ziel freilich noch weit entfernte Teilerfolge erreicht worden. Da ist im Mississippi-Tal eine Baumart beheimatet, die beide Hauptübel der Großstadt erdulden kann, nämlich die Hitze und die Trockenheit. Es ist die auch in europäischen Parks gelegentlich anzutreffende Gleditschie. Daß sie außerdem noch salzigen Boden erträgt, machte sie für die Stadtgärtner interessant. Ihre Nachteile

könnten beseitigt werden. Bis zu acht Zentimeter lange Dornen an weit herabschwingenden Ästen könnten gedankenversunken dahinschreitende Passanten gefährden. Die Züchter wählten nun so lange dornenlose und geradwüchsige Zweige, die auf junge Stämme gepfropft wurden, daß die Gleditschie, die nunmehr ihren Beinamen «Christusdorn» verloren hat, ein häufig gepflanzter Stadtbaum geworden ist.

Züchterisch auf Straßenbreite zugeschnitten wurde auch die Linde. In den USA als Straßenbaum beliebt ist die Kreuzung zwischen Sommer- und Winterlinde, die «Holländische Linde» genannt wird. Linden sind wie viele Baumarten genetisch sehr variabel, das heißt: jeder einzelne Baum hat – ganz ähnlich wie auch der Mensch – seine ureigene Kombination an Erbeigenschaften. Das macht jede Linde und jede Eiche zu einem Individuum, das es also nur einmal gibt. Von zehn Linden, die nahe beisammen unter gleichen Bedingungen aufwachsen, hat jede eine etwas andere Kronenform. Meist aber ist diese Krone recht ausladend, weshalb der Lindenbaum einst ja auch *am Brunnen vor dem Tore* stand, also außerhalb der Stadt, wo er genug Platz hatte. Das hat die Linde heute nur noch in Grünanlagen. Oder man sägt ihr nahe der Krone alle Äste ab, woraufhin der Baum neu ausschlägt und nun in die Straße hineinpaßt. Schön sind jedoch solche Verstümmelungsprodukte nicht. Nun läßt sich die Linde leicht aus Stecklingen ziehen: Man schneidet Zweige ab, die eingepflanzt werden, nachdem sie sich bewurzelt haben. Dabei werden nur Zweige von Bäumen genommen, die der gewünschten schlanken, schmalen Kronenform nahekommen. So wird die Kombination von Erbeigenschaften auf die gewünschte Kombination hin immer mehr eingengt. Schließlich erhält man so eine Linde mit pyramidenförmiger, nach oben spitz zulaufender Krone und entnimmt nur noch von diesem Exemplar Stecklinge. Die Straßenlinden mit Paßform werden also vegetativ vermehrt und sind sich allesamt so gleich wie eineiige Zwillinge. Zusätzlich gelang es, dieser Sorte gleichzeitig Blätter mit glänzender Blattoberfläche – also eine gewisse Hitzetoleranz – anzuzüchten.

Der ideale Stadtbaum freilich kann die Linde bei der Vielzahl ungünstiger Bedingungen auch nicht sein. Ob es diesen idealen Straßenbaum jemals geben wird – ein älterer, erfahrener Gartenmeister, Chef eines Hamburger Gartenbauamtes, meinte schlicht: *Nein!* Aber er gab verschmitzt zu bedenken: *Es gibt ja auch nicht die ideale Stadt. Und ob sie jemals gebaut werden wird, ist eine offene Frage.*



Die Platane an der Stuttgarter Stiftskirche präsentiert sich als gesunder Baum in einem hervorragenden Zustand. Keinerlei Salzsäden sind auszumachen.

Wenn im Kaiserreich eine Familie ihre sieben Kinder in die höhere Schule schickte, so war das Schulgeld ein erheblicher Posten im Haushalt. Nur für Buben gab es in Württemberg die Möglichkeit einer kostenfreien Bildungslaufbahn: wenn sie nach der fünften Klasse einer Lateinschule oder eines Gymnasiums das Landexamen bestanden und eines der theologischen Seminare besuchten, womit sie sich zum Pfarr- oder Lehrberuf verpflichteten.

Mein ältester Bruder war mir darin vorangegangen und erzählte Wunderdinge, was im Seminar alles geboten sei, und kam auch jedesmal reifer und munterer in die Ferien. So folgte ich seiner frühen Lebensentscheidung, ohne mir viel Gedanken zu machen, was ich einmal werden würde, machte im Jahr 1909 von Schwäbisch Hall aus nach einem üblen Gedächtnisdrill das schwierige Examen in Stuttgart und sollte nun im Herbst 1909 in Maulbronn eintreten.

Die Sommerferien verbrachte ich bei einer jungverheirateten Schwester. Ein befreundetes Ehepaar und seine beiden Töchterchen waren mit zu Gast. Die Ältere hatte mich wie ihre schöne Mutter auf den ersten Blick völlig bezaubert. Beim Gutenacht-sagen hatte sie die Aufforderung meines Schwagers, auch mir einen Kuß zu geben, schweigend übergegangen, vielleicht weil ich mich, gänzlich benommen, nicht gerührt hatte. Das blieb nun so in mir stehen.

Bahnhof Maulbronn, Städtchen  
und alter Klosterhof

Am noch stockdunklen Reisemorgen Mitte September geleitete mich mein Vater mit einer flackernden Stearinkerze im alten Messingleuchter bis zur Haustür. Meine Mutter sollte mich *einliefern*, ich trug das kleine Gepäck; Bettzeug, Kleider und Bücher hatten die Eltern vorausgeschickt. Mein Vater war bewegt, ohne viele Worte; mir war der Schlaf in den Magen gefallen, und ich war ein wenig bange, so allein in die dunkle Welt hinaus zu müssen.

Aber dann war es eine seltene Lust, im Eilzug dritter Klasse dahinzubrausen; die Sonne kam und mit ihr gespannte Erwartung des neuen Lebens, das alte hatte inmitten eines großen und unruhigen Haushaltes und einer verdrossenen Schulklasse mehr und mehr stagniert.

In Heilbronn stieg ein gutgekleideter Herr, der nach Apotheke roch, mit einem hübschen Buben in unser

Abteil. Man erkannte einander sogleich als Schicksalsgefährten. Der neue Kamerad schlug mit überlegenem Lächeln ein Bein über das andere und plauderte munter und geschickt drauflos. Unter neugebackenen württembergischen Seminaristen lautete damals unfehlbar die erste Frage: *Der wievielte warst du im Landexamen?* Er war der vierte, ich zwei Plätze hinter ihm. Ich hatte augenblicklich das Gefühl der Unterlegenheit, das mir im Schulischen neu war, und erwog, ob ich ihn wohl erreichen oder übertreffen könne.

Bahnhof Maulbronn! Unserem Zug entstiegen zahlreiche Gruppen, – Väter in Schwarz, Mütter sonntäglich, zumeist in hellen Blusen, ihre Söhne alle größer als ich. Manche der Herren kannten einander, Frauen schlossen Bekanntschaft, unsere Reisegefährten ebenso. Meine Mutter als Kaufmannsfrau blieb mit mir allein, und so gingen wir auch die halbe Stunde bis zum Städtchen im damals noch wenig bebauten Tal, an dessen Ende das alte Kloster auftauchte.

Das sollte nun für zwei Jahre, mit Ausnahme der Ferien, mir Wohnung und Arbeitsstätte sein. Die geschlossene altertümliche Anlage gab mir das Gefühl, als würde ich aus meiner Zeit in ein vergangenes Leben versetzt, für das mir die Greiforgane fehlten.

Aber gleich das starke Tor in der Ummauerung sprach mich an, der weite Klosterhof tat es noch mehr. Stilreine Bauten, ähnlich den historischen in Schwäbisch Hall, umsäumten ihn; mächtige Linden, bequem zu erklettern, umstanden einen eisernen Röhrenbrunnen. Eine zartgegliederte Fassade mit hohen runden Bögen war dem Eingang zur Klosterkirche vorgebaut. Links davon war eine breite, leere Toröffnung, die ins Innere und zu einer Treppe führte.

48 numerierte Kleiderkästen

Inmitten plaudernder und lachender Menschen stieg ich klopfenden Herzens mit meiner Mutter zu einer einladend offenstehenden Gittertür empor. Ein Gang zwischen Speisesaal und Hörsaal mündete in einen weitläufigen, baulich trostlosen Korridor mit einer Front von nummerierten Kleiderkästen. Vor diesen standen offene Kisten, aus denen geschäftige Ankömmlinge die Habseligkeiten der Seminaristen einräumten. Mit Hilfe des hageren, nicht sehr gesund aussehenden *Schuldieners* – so sagte

man damals – war mein Kasten schnell gefunden, und während er meine Kiste öffnete, sah ich mich nach meinen 47 Kameraden um.

Die meisten trugen wie ich noch ihre dunklen Konfirmationsanzüge, aus denen sie teilweise herausgewachsen waren. Andere hatten schicke hellere Kleidung. Alle Haarfarben des Landes, alle Arten von Körperbau, manche noch zart oder knabenhaft, ein paar fast schon wie Männer, mit Bauch und Bartansatz. Einige lächelten, um ihre Unsicherheit zu verbergen, die sich verlor, wenn man sie ansprach. Schwäbische Mundart herrschte vor, von städtischer bis zur breit ländlichen, aber auch Hohenlohisch war nicht ganz selten.

Eine ganze Gruppe kam herein mit beim Buchhändler gekauften Rohrstöcken zum Ausklopfen ihrer Anzüge; sie grinsten halb triumphierend, halb verlegen. Sie hatten in den Drillanstalten den Stock selbst noch gekostet; lockte es sie nun, ihn gegen Kameraden zu gebrauchen? Im Gymnasium hatte ich dies einmal durch einen rasenden Ausbruch im letzten Augenblick noch verhindert; aber hier waren viele mir körperlich überlegen; schon der Händedruck klärte die Machtverhältnisse.

Ein Druck anderer Art kam von den umherstehenden Vätern auf mich zu. Etwa die Hälfte waren Geistliche, umgänglich, freundlich, manche etwas gönnerhaft. Da sie zumeist ebenfalls Seminaristen, manche in Maulbronn selbst gewesen waren, fühlten sie sich hier zu Hause, sonnten sich in Erinnerungen, die ein neutrales Gespräch verhinderten. Meine Mutter und ich, die sie als Außenseiter erkannten, waren Luft für sie. Nicht wenige Väter waren Lehrer und blickten ernst und reserviert. Ich fühlte mich plötzlich fehl am Platz. *Komm, hilf mir dein Bettzeug in den Schlafsaal bringen*, unterbrach meine Mutter mein Grübeln. Sie hatte schon alles eingeräumt und sich orientiert. Die theologische Atmosphäre störte sie nicht; obwohl nicht sehr kirchlich, fühlte sie sich im Gespräch mit Pfarrern leicht erhoben und kam ihnen manchmal mit theologischen Einwänden.

Im Schlafsaal, mit hübschem Blick auf die Gärten der Professoren, den ehemaligen Friedhof der Mönche, standen zehn eiserne Bettstellen auf Rädchen für die Insassen meiner Stube Germania. Zu beiden Seiten meiner neuen Lagerstätte, die meine Mutter flink überzog, saßen auf ihren Betten zweie, die mir gefielen. Der eine rehägig, fast mädchenhaft, wirkte kindlich auf mich, was ich doch selbst nicht weniger war; Probleme waren von ihm nicht zu erwarten. Der andere, rotblond, mit Sommersprossen, gertenschlank, um die Hälfte seines mächtigen Kopfes länger als ich, grüßte uns in leicht hohenlo-

hischer Mundart ohne eine Spur von der Überreiztheit, in der ich mich unbewußt befand. Wir dreie waren dem Alphabet entsprechend Nebenmänner, hier, auf der Stube, in den beiden Hörsälen, im Speisesaal, überall. Wir gingen sofort auf Germania, nahmen Besitz von unseren Stehpulten, taten unser wissenschaftliches Rüstzeug unter den Klappdeckel, probierten die mir neuen elektrischen Lampen, die Tintenfässer und den Stuhl neben dem Pult vor dem Lesebrett. Jetzt war man da . . .

Mittlerweile füllte sich die Stube mit den übrigen Bewohnern; ein ehemaliger Haller Mitschüler war darunter, friedlich und sympathisch, aber es war mir unangenehm, ihn hier so nahe zu haben; ich hätte gerne ganz neu angefangen. Hinter mir nahm ein mir fremder Typ geräuschvoll Platz: dichter, schwarzer Haarwuchs ging bis in die Mitte seiner an sich schon niederen Stirn; die Augenbrauen, ebenso schwarz, schlossen sich über der Nase zusammen; seine dunklen Augen hatten etwas Drohendes.

Die Rechte in die kühle Greisenhand –  
Verpflichtung durch den Ephorus

Ausgiebiges Läuten, wie von einer Kapelle, unterbrach meine Umschau. Es war die Glocke, die wir fortan tausendemale hören und reihum selber bedienen sollten. Wir eilten hinaus und schlossen uns dem Strom der auf den Festsaal Zugehenden an. Der schöne altertümliche Raum, das Oratorium, einst Betsaal der Mönche, hatte hohe, lichte, spitzbogige Fenster; er war das erste, was ich von der wundervollen Architektur des Klosters ausgiebig wahrnahm. Ich fühlte mich feierlich, wie besetzt von einer unbekanntten Macht, der ich nicht genügte. Man nahm Platz: die Seminaristen vorne, die Eltern hinten; seitlich vom Rednerpult gruppierten sich in dunklen Anzügen die Lehrer, ältere und jüngere.

Der Ephorus, Leiter des Seminars, kam durch ein Pfortchen herein und hielt die Ansprache: Willkomm, Hervorhebung der Wohltaten, die diese kirchlich-staatliche Stiftung den Lernenden und ihren Eltern erweise und deren wir uns würdig zu zeigen hätten – durch Gottesfurcht, Ehrerbietung gegenüber den Lehrern, Kameradschaft und Verträglichkeit untereinander, Fleiß und Wohlverhalten. In mir sprach nichts gegen diesen Text; die religiöse Anregung durch die Konfirmation war noch frisch in mir. Dieser Text ernüchterte mich nur insofern, als ich dieses alles unaufgefordert zu halten gesonnen war. Nach dem Alphabet aufgerufen, traten wir einzeln zum Ephorus und legten, uns verpflichtend, unsere Rechte in die kühle Greisenhand. Ein



Kloster Maulbronn: Hinter den drei Fenstern lag die Stube Germania für zehn Seminaristen.

Kirchenlied, vom Musiklehrer auf dem Harmonium begleitet, von allen Anwesenden gesungen, schloß die Feier. Man entfernte sich still.

Während die Eltern in Gasthäuser gingen, sammelten wir uns im Speisesaal an sechssitzigen Tischen. Der Hausmeister, groß, rot und vierschrotig, mit dem ich nie den geringsten Kontakt bekam, und der Seminardiener, der sich bei unserem Duschen immer darüber aufregte, daß ich zum Ausziehen die Unterhosen nicht aufknöpfte, trugen auf. Einer von uns an jedem Tisch verteilte und schöpfte. Wie an Feiertagen und Festen gab es *verbesserte Kost* mit Nachtsch. Man aß ziemlich schweigend; später war das einfache, aber bekömmliche Essen oft Gegenstand der Kritik.

An einem Sondertischchen in der Fensterecke saßen mit dem Naturgeschichtslehrer die beiden Repetenten, Theologe und Neuphilologe. Sie standen vor der zweiten Dienstprüfung, nur ein Jahrzehnt trennte sie von uns. Jeder der beiden hatte sein Zimmer zwischen zwei Stuben und beaufsichtigte uns bei geöffneten Türen in der Arbeitszeit, was bald bloße Formsache wurde. Sie waren beides: Lehrer und Kameraden, machten mit uns allmonatlich Ausmärsche und alljährlich mehrtägige Schulausflüge, ins Elsaß, an den Rhein, und gaben die belieb-

testen Fächer, Deutsch und Geschichte. Jetzt wollten sie uns in die Geheimnisse der Hausordnung und des Stundenplans einweihen. So kam es, daß die nun wieder erscheinenden Eltern schnellen Abschied nahmen und allein zur Bahn gingen, ohne daß besonders rührende Szenen stattfanden, deren sich meine Mutter ohnehin zu enthalten pflegte. Dann sammelten wir uns in den vier Stuben.

Kaum waren wir zehn allein auf Germania, als Leben ausbrach wie immer, wenn Jugendliche plötzlich von Erwachsenen alleingelassen werden. Man überbot einander in Sicherheit und Sachkenntnis. Einige wußten Näheres über die Lehrer, nannten deren Spitznamen und Eigenheiten. Der rotblonde Dicke mit der scharfen Brille sei eine europäische Nummer, Herausgeber des griechischen Neuen Testaments; er unterrichtete außer diesem auch in Hebräisch. Den Lateinlehrer, der auch mir durch römische Gesichtszüge und gebieterische Haltung aufgefallen war, nenne man Caesar; er sei Kenner in mittelalterlicher Baukunst. Der Ephorus, mit Spitznamen Philipp, gebe griechische Dichtung; er sei etwas trocken, aber harmlos. Der Musiklehrer unterrichte jeden, der sich melde, kostenlos in jeder Art von Streichinstrumenten, in Klavier und Orgel; er gebe Singen, Zeichnen und Turnen, in allem diesem ungenial.

Mir war Kritik lust noch fremd; als weißes Schaf hatte ich Interesse an einem reibungslosen Unterricht. Ich ließ mich aber von so viel freier Rede anstecken und versuchte nun plötzlich, mich auch darin auszuzeichnen. Was ich sagte, weiß ich nicht mehr; ich merkte nicht, daß man zur Versammlung in den großen Hörsaal aufbrach, und redete auf den einen ein, der noch dastand und sich wenig geäußert hatte. Er war der Sohn eines hohen Geistlichen, modern erzogen, frühreif, in moderner Literatur beschlagen und keineswegs so milieuempfindlich wie ich damals. Er sah mich prüfend an und sagte jäh: *Du bist ein Schwätzer.*

Das war wie ein Schlag ins Gesicht, oder vielmehr aufs Herz. Nach der damaligen Ehrenordnung unseres Lebensalters war darauf nur mit einem Faustschlag zu erwidern. Aber ich hatte vor Jahren zwei «Volksschüler», so sagte man damals, die mich angefallen hatten, nach längerem Stillhalten übel zu gerichtet und in die Flucht geschlagen und seither trotz meines Sieges einen Ekel vor jeder rohen Prügelei, so daß ich Fehden nur noch in ritterlichen oder sportlichen Ringkämpfen austrug. Ich fürchtete nicht meinen Beleidiger, sondern meinen Jähzorn, dessen Ausbruch hier besonders stillos gewesen wäre. So ging ich stumm dem anderen voraus in den Hörsaal.



Hörsaal über der Brunnen-Kapelle im Kloster Maulbronn.

#### Haus- und Studienordnung: zwei Stunden beliebige Eigentätigkeit

Dort bekamen nun 48 junge Menschen die Haus- und Studienordnung für zwei ihrer wichtigsten Lebensjahre mitgeteilt. Keineswegs in autoritativem Ton; unsere Einsicht und Zustimmung wurden vertrauensvoll vorausgesetzt; es hatte uns ja niemand gezwungen zu kommen. Wir hatten auch genug zu tun mit Nachschreiben, als daß wir hätten ermessen können, was nun alles zu leisten war. Der Lehrstoff war enorm: zu dem eines Obergymnasiums mit Latein, Griechisch, Französisch samt allen Nebenfächern kam noch das weit schwierigere Hebräisch, dazu Neues Testament in der Ursprache und Glaubenslehre. Kein Wunder, wenn schon die wöchentliche Unterrichtsstundenzahl unmäßig hoch war. Freie Nachmittage gab es an den Wochentagen nicht; die letzte schriftliche Arbeit endete samstags 19.30 Uhr. Dazu die Arbeitszeit – man mußte ja wiederholen und vorbereiten, schon am frühen Morgen vor dem Unterricht und mindestens zwei Stunden vor dem Abendessen. Für Freiwillige waren noch angeboten: Englisch, Zeichnen und Musik. Singen war Pflichtfach. Aber der Tag hat vierundzwanzig Stunden; es blieb noch Zeit für zwei Stunden *Ausgangsfreiheit*, eine

halbe Stunde Turnen und zwei Stunden zu beliebiger Eigentätigkeit vor der Bettruhe, die – man glaubte es nicht – immerhin achteinhalb Stunden währte. Da ich im Schlafen ein Meister war, war ich getrost: das vergangene Drilljahr hatte ich auch überstanden. Und jetzt wurde man immerhin gesiezt.

Wir wurden sofort zur ersten Arbeitszeit entlassen. Auf meiner Stube waren schon alle anderen in einem Knäuel um den Rehäugigen vereint, der die Liebeslieder des römischen Dichters Ovid uns vorübersetzte. Niemand war sich der Komik bewußt, wie da schwäbische Buben die verzwickten Wortstellungen und erotischen Anspielungen eines weltstädtischen Lebemanns von vor zwei Jahrtausenden zu enträtseln suchten, um eine gute Note von einem Schulmann zu ergattern. Ich hatte Latein nur von der Grammatik her gelernt und verstand überhaupt nichts. Ich bewunderte den Sanften, der alles verstand, bis ich in meinem Schmöker hinten die erläuternden Anmerkungen entdeckte, die er ausgeschöpfte.

Die natürliche Tatsache gegenseitiger Hilfe war auch bei Hausarbeiten nicht gerne gesehen; übrigens hörte sie schon in den nächsten Tagen fast ganz auf. Jeder war ein selbständiger Unternehmer; das anpeitschende Zeugnissystem war uns allen in Fleisch und Blut übergegangen; auch Abschreiben war, wie ich glaube, sehr selten; es war anrücklich, und wir waren ja alle auch Konkurrenten.

Beim Bettgehen erfuhren wir noch, Sprechen oder Lärm würden nach 22 Uhr mit 20 Pfennig geahndet; es sei selbstverständlich, daß der Übertreter sich auf Frage des Repetenten stelle. Das Strafgeld diente der Schülerbibliothek. Das war in Ordnung. Ganz ebenso, daß das Flüstern zu zweien oder die oft in Gelächter ausufernde nächtliche Kollektivunterhaltung zum Schönsten des Tages gehörte. So kamen Gesetz und Leben zu ihrem Recht, und die Schülerbibliothek war denn auch recht gut bestückt. Aus einer uralten Stiftung bekam jeder vier Mark in bar monatlich; das war damals gar nicht so wenig. Allerdings hatten die meisten davon Kleider- und Schuhreparaturen zu bezahlen; der Rest kam zum Bäcker oder ermöglichte die Geburtstagsfeiern auf der Stube.

#### Rangkämpfe mit Ringkämpfen

In der Arbeitszeit des folgenden Morgens bescherte mir das neue Kollektivdasein weitere Unbill. Mein schwarzhaariger Hintersitzer erhob sich plötzlich und hielt mit anzüglichem Blick auf mich seine Nase zu. Ich, meiner Unschuld sicher, sagte ärgerlich: *Das*

## § 5.

Den Leibesübungen, Turnen, Spielen, Baden, Schwimmen usw., ist durchschnittlich am Tag mindestens 1/2 Stunde zu widmen. Sämtliche Zöglinge nehmen daran teil, soweit sie nicht gesundheitlich gehindert sind.

Während des Sommers finden jede Woche an einem Nachmittag ausgebreitere Turnspiele statt. Während des Winters werden in der Regel an 6 Nachmittagen Ausmärsche veranstaltet.

## § 6.

Die Freizeit teilt sich in die Pausen, d. h. die Freizeit im Aufenthaltsbereich (wozu nach der Bestimmung des Vorstands die nächste Umgebung des Seminars gehört), in Ausgehzeit und Selbstbeschäftigung.

Während der Zeit der Selbstbeschäftigung darf auf den Arbeitszimmern nichts getrieben werden, was andere an Studium oder Lektüre hindert.

Werktags ist vor- und nachmittags je eine Pause von 20 bis 30 Minuten. Ausgehzeit ist nach dem Mittagessen bis 2 Uhr, außerdem an 2 Nachmittagen je eine weitere Stunde. Für Lehrgänge, Spiele im Freien, Baden, Eislauf, Rodeln usw. wird nach Bedürfnis besonders freigegeben.

Am Studiennachmittag, nach den ausgebreiteren Turnspielen und den Ausmärschen ist Selbstbeschäftigung. Hat ein Zögling in der Arbeitszeit sämtliche pflichtmäßigen Arbeiten erledigt, so kann ihm von dem Repetenten Erlaubnis zum Aufenthalt im Les-, Musikzimmer usw. erteilt werden.

Nach dem Abendessen ist Sommers Ausgehzeit je nach der Tageslänge, doch in der Regel nicht über 9 Uhr, Winters nach einer Pause Selbstbeschäftigung. Zum Besuch von guten Aufführungen, Vorträgen usw., wird nach dem Ermessen des Vorstands besonders freigegeben.

Sonntags ist nach dem Frühstück bis zum Gottesdienst Selbstbeschäftigung. Nach dem Gottesdienst ist Ausgehzeit bis zum Mittagessen. Sommers ist vor dem Frühstück, doch nicht vor 5 Uhr, ein Frühgange gestattet, nach Meldung bei dem Wochenrepetenten am Tage zuvor.

Wird an Feiertagen der Gottesdienst besucht, so gilt die Sonntagsordnung, andernfalls ist nach dem Frühstück bis 11 Uhr Arbeitszeit mit einer Pause, sodann Ausgehzeit.

*wirst du selber gewesen sein.* Er antwortete nur mit einem drohenden Blick, und ich dachte schon nicht mehr daran, als er mir bei Beginn der Pause unversehens einen starken Faustschlag auf den linken Oberarm versetzte, der bei Prügeleien das Hauptobjekt war. Ein zweiter Schlag folgte, der mich außer Gefecht setzte. Sollte ich mich zusammenschlagen lassen, ohne Folgen für den Angreifer? Denn anzeigen war gänzlich ausgeschlossen. Als er zum dritten Schlag ausholte, schoß mir Wasser in die Augen, was als Schande galt, und ich sagte leise: *Genug!* Er ließ ab, zufrieden mit seinem Sieg.

An einem der nächsten Abende, an dem die Ringkämpfe begannen, mit denen sich Buben unseres Alters damals zu erproben pflegten, trat ich vor ihn hin und fragte: *Wollen wir?* Er lächelte etwas geringschätzig und griff an, aber ich war schneller, bekam Untergriff und hielt mich in wilder Anstrengung wohl eine Viertelstunde lang, bis ich erschöpft auf dem Rücken lag. *Du bist zähe,* sagte er und wollte sich zurückziehen. Da trat aus der Hecke der Zuschauenden wie ein rotblonder Engel mein Hohenloher, hob leicht die Arme an und fragte ihn: *Nun, du Held?*

Der Dunkle war stark und sehnig, gewandt wie eine Katze, aber er lag nach ein paar Sekunden auf dem Rücken und erhob sich wortlos. Der Stärkste aus der Nachbarstube hatte zugesehen und forderte nun den Sieger heraus. Zu meiner Enttäuschung ließ der sich auf den Bauch bringen; aber dann sah ich, er machte nur Spaß; sein Gegner mühte sich vergebens ab, ihn auf den Rücken zu drehen, angefeuert von den ironischen Glossen des scheinbar Unterlegenen, bis die Glocke zur Abendandacht läutete.

Eine halbe Woche lang machte ich nun Ringkämpfe mit wechselnden Erfolgen auf allen Stuben, wobei die untere Hälfte einer Türfüllung zu Bruch ging, was meine Finanzen stark belastete. Aber mein verwundetes Selbstgefühl heilte. Es war auch höchste Zeit, denn wie auf Verabredung hörten alle körperlichen Auseinandersetzungen auf; vielleicht weil die Hausaufgaben anschwellen.

Psalmen, Homer, Schiller, Uhland und Dehmel

In Griechisch hatte der Ephorus die ersten 95 Verse der Odyssee zum Auswendiglernen aufgegeben. Ich habe für Verse ein gutes Gedächtnis, aber als der Ephorus ausgerechnet mich abhörte, blieb ich stecken, und in der nächsten Stunde ebenfalls. Schließlich bestellte er mich auf sein Amtszimmer; es war demütigend. Ich kann die Verse heute noch; aber den Homer mit seinen Metzeleien schätze ich nur teilweise, wie auch die griechischen Tragödien mit ihrem obligaten Wehgeheul am Schluß.

In Deutsch mißfiel mir, daß der Repetent die Gedichte immer selber vorlas und sich ein halbes Jahr lang mit den papierenen Gebilden über schwachsinnige Könige und holde Ritterfräulein aufhielt, die der Republikaner Uhland nach alten Pariser Handschriften am laufenden Band gemacht hat. Aber zwölf meisterliche Gedichte von ihm kann ich noch heute auswendig.

Meine Kindheit war voll vom Klang und Sinn der Lieder gewesen, die groß und klein sang. Mörikes Lied vom *verlassenen Mägdlein* hörte und sah ich unsere *Magd*, so sagte man damals, beim Holzfeuer für den Morgenkaffee singen; ich war vierjährig und vergaß es nie. Auf dem Gymnasium war Gedichtetes, obschon meist dritten Ranges, Oase gewesen in der Steppe der wissenschaftlichen Fächer, die allerdings ziemlich unzulänglich vermittelt wurden. Jetzt wurde Dichtung ganz von selbst, weil von allen Seiten her angeboten, Grundelement meines Lebens. Selbst in den Fremdsprachen, besonders in den hebräischen Psalmen, hatte sie einen seltsamen Zauber. Schillers Gedichte und Schauspiele nahmen mich in diesen zwei Jahren fast zu sehr gefan-

gen. Modernes kam hinzu. Bei einer Geburtstagsfeier deklamierte der Prälatensohn Richard Dehmels Gedicht von der winternächtlichen Flucht Napoleons aus Rußland:

*Über Rußlands Leichenwüstenei  
faltet hoch die Nacht die blassen Hände.*

Alles in meiner Vorstellung wurde weit von diesem Gedicht: mein Gefühl von der Natur, von der ungeheuren Volkskraft Rußlands, den Möglichkeiten der Sprache, der Formung, des Expressiven. Dieses Gedicht war nicht gereimt und hatte doch alle Reize des Klangs und des Rhythmischen. Als ich mit meinem vermeintlichen Beleidiger darüber sprach, war aller Groll in mir, alle Geringschätzung bei ihm wie weggeblasen. Ich machte gleich darauf ein Gedicht, ebenfalls nicht gereimt, und zeigte es ihm; er lobte es, wie man einen Anfänger lobt, und riet mir, den erläuternden Schluß wegzulassen, was mir auch fernerhin nützte. Weitere Versuche zeigte ich ihm nicht.

Hermann Hesse und der angebliche Kuß eines Mädchens

In der Schülerbibliothek stand der Roman *Unterm Rad* von Hermann Hesse, die Erzählung vom Untergang eines begabten, aber charakterschwachen Schülers unseres Alters, der von seinen wissenschaftlichen Drillmeistern verschuldet war. Unser Maulbronner Seminar war darin schonungslos dargestellt, was nicht hinderte, daß das Buch angeschafft und von den meisten von uns gelesen wurde. Vielleicht hatte dieses Buch zur Reform der Seminare beigetragen. Ich mißbilligte den Hohn Hesses, die Verächtlichmachung der meisten seiner Figuren; alles schien mir nur halb wahr und lieblos. Und doch las ich es mit heißen Ohren, zumal das Tüppisch-Scheue der Sehnsucht des Jungen nach Frauenliebe. Und plötzlich stand mein Ferienerlebnis fast körperlich greifbar vor mir; Mutter und Tochter rannen in eine Gestalt meines Alters zusammen. Bittere Reue über meine damalige scheue Zurückhaltung erfaßte mich.

Mein Freund bot hier keinen Ersatz; ich liebte alles an ihm, seinen biegsamen Körper, sein Gesicht, seine Haltung, seine Stärke, seinen heiteren Spott, auch über meine Reizbarkeit. Mein Vorsprung im Lernen machte ihm nicht das geringste aus. Er gab sich meiner Zuneigung nie ganz hin; daß er mit einem Kameraden aus Hall geradezu zärtlich sprach, erregte meine heftige Eifersucht. Aber Verlangen zu körperlichem Kontakt hatte ich nicht, zu keinem; jenes Ferienerlebnis besetzte mich, mehr als ich wußte.

Und nun geschah ihm durch Hesses Roman das gleiche wie mir: Wünsche wurden in ihm wach. Er wurde einsilbig, trübsinnig, und ich erfuhr, daß er sich glühend das wünschte, was den beiden Hauptfiguren des Romans zuteil wurde: den Kuß eines Mädchens. Man kann sich heute, da der Austausch zwischen den Geschlechtern meist sehr früh und oft hemmungslos beginnt, schwer vorstellen, wie hoch damals die Schranken zwischen bürgerlich Erzogenen waren und wie tief eingepägt die Hemmungen. Davon zu sprechen, war schon viel, und daß er mir sein Vertrauen so unbedingt schenkte, weckte in mir plötzlich ein Machtgefühl und eine Versuchung zu lügen. Ich deutete ihm an, daß ich in den Ferien dieses von ihm ersehnte Glück gehabt hätte. Er glaubte mir sofort, und ich mußte ihm auf einsamen Gängen Einzelheiten angeben, die ich spielend, wenn auch sparsam erfand. Damit hatte ich ihn ganz gewonnen.

Aber von Stund an war es mit meiner Seelenruhe vorbei. Ich bereute meinen Vertrauensbruch aufs heftigste; nachts lag ich oft lange wach und sah zu seinem Bett hinüber. Viele Male war ich nahe daran, ihm alles zu gestehen und um seine Verzeihung zu bitten, aber ich vermochte es nie; die Beschämung und seine vermutliche Abkehr hätten mich verzweifeln lassen. So genoß und ertrug ich mein vergiftetes Glück, vergaß und erinnerte mich monatelang, bis zu seinem Soldatentod 1914. Noch am letzten Abend seines Lebens, als er, mit mir im selben Bataillon, von seinem gewissen Tod im nächsten Gefecht sprach, konnte ich mein Geständnis nicht über die Lippen bringen; auch befürchtete ich, damit seine Konzentration zu schädigen. Wir schieden, ich sah ihm nach und wußte nicht, wer schwerer trug, er an seinem Tod oder ich an meiner Lüge. Tags darauf war ein schweres Gefecht. Der Sohn des Prälaten lag neben ihm und berichtete mir abends seinen Tod. Von Phantasielügen war ich nach dieser folgenschweren Zeit geheilt. Zu sehr vielleicht, denn selbst, wenn ich Erdichtetes schreibe, bin ich mißtrauisch und wähle oft lieber die der Wirklichkeit nähere Erfindung.

Musik mildert die finstere Streberei

Nach wenigen Wochen war unser Jahrgang eng verflochten und entwickelte ein sprühendes Leben, an dem ich leidenschaftlich teilnahm. Musik vor allem milderte unsere finstere Streberei: es gab nur die, die wir selber machten. Im Singen brachte der reihumgehende Stimmbruch unstabile Verhältnisse; immer wieder kippte ein Sopran oder Alt in Tenor oder Baß um. Ich selbst wartete lange auf diesen Ein-

tritt in die Männlichkeit, erlebte aber dadurch das Glück, in dem Lustspiel *Nicht eins a* von Friedrich Theodor Vischer die weibliche Hauptrolle, die Pfarrerstochter, das Luisle, spielen zu dürfen. Im Orchester flog ich aus der ersten Geige hinaus, weil ich mich sträubte, den knackenden Ansatz des Bogenstrichs auszuführen, den der Musiklehrer für unerlässlich hielt. Das Vibrato hielt ich für eine unerträgliche Manier, bis ich merkte, daß ich «ganz ohne» nicht weiterkam. Ich war kein verlässlicher Geiger, hing ganz von der Stimmung meiner Nerven ab, übte auch zu wenig, weil gar zu viel anderes lockte oder verlangt wurde. Einer von uns gründete einen Musikverein, dessen Leistungen der Musiklehrer streng kritisierte, als wir den Hochzeitsmarsch von Mendelssohn um die Hälfte zu langsam gespielt hatten. Aber der Gipfel meines Erlebens im Seminar war doch, als ich in unserem Quartett Haydn, zweite Geige, spielen durfte und in Ermangelung eines Besseren im Orchester wieder mäßiger erster Geiger wurde. Meine bornierte Zeugnisklaverei erhielt einen heilsamen Stoß, als der wissenschaftlich weitaus Schwächste von uns, der außerdem durch eine unzureichende Atmung sprechbehindert war, eines Tages glanzvoll, über uns allen auf der Kirchenorgel thronend, Toccata und Fuge in d-Moll von J. S. Bach zum besten gab. Er war der Liebling der Promotion und hat, unablässig weiter musizierend und studierend, ein hohes Alter erreicht.

Die uns umgebende herrliche Architektur der Maulbronner Klosterbauten bewirkte eine heute kaum mehr erreichbare Konzentration. *Caesar* unterbrach hin und wieder seine nicht sehr fesselnden Stunden über lateinische Grammatik und führte uns in allen Räumen der ehemaligen Mönche herum. Gemeinsam mit diesen hatten wir die Abwesenheit alles Weiblichen. Warten können war damals nicht lächerlich. Es gab das tägliche Turnen, im Sommer das Schwimmen im *Tiefen See*, wo wir Seeschlachten auf Rundbalken schlugen und die meisten endlich Schwimmen lernten. In jeder freien Stunde, solange es Tag war, rannten wir zum Völkerball oder Faustball in den Klosterhof. Ich war der Zweitkleinste, was damals keine kleine Hypothek in der Bewertung war, ich konnte den Ball nicht so schießen, daß es knallte, aber als ich darauf kam, daß man mit einem wirbelnden Ball auch die stärksten und geschicktesten Matadore abschießen konnte, weil er nicht zu fangen war, wurde ich plötzlich als zweiter gewählt. Es gab Ausmärsche an den Feiertagen, wenn nicht gerade ein fünfständiger Aufsatz fällig war. Der freie Sonntagnachmittag war eine Welt. Abends war man müde, schlief in gemeinsamen Räumen. Wir waren vielleicht altmodisch mit unse-

rem Glauben an Sublimierung, aber mit den modernen Rezepten scheint es auch nicht immer zu klappen. Koedukation hätte vielleicht unser ganzes Leben verändert, vielleicht die große Befreiung bewirkt. Aber für Eltern, Behörden, Lehrer und Kirche war sie das Verderben.

Der Unterricht in alten und neuen Sprachen krankte daran, daß man sie nie wirklich sprechen mußte. Man saß im Mündlichen wie im Schriftlichen an 20 bis 30 Zeilen oder einigen Versen stundenlang und knobelte wie heute an einem Kreuzworträtsel. Gedruckte Übersetzungen waren streng verboten; sie hätten einen lebensvollen Umsatz ermöglicht, der doch im Lernen einer Sprache allein zum Ziel führt. So ging man hauptsächlich auf Vermeidung von grammatischen oder orthographischen Fehlern aus. Insbesondere die Altphilologen hüteten ihre Schätze wie Drachen. Eine rühmensewerte Ausnahme war Eberhard Nestle, der große Neutestamentler und Hebraiker. Er unterrichtete mit einer sprühenden Begeisterung, die er auch bei uns voraussetzte. Eine Universität wäre für ihn der rechte Wirkungsort gewesen. Wir waren viel zu unreif für sein Können und seinen Stil. Wenn er eines von seinen vielen Zitaten anbrachte, riefen wir die zweite Hälfte im Chor mit, was ihm großen Spaß machte. Etwas blieb dabei doch hängen. Selbst bei mir, der doch das knifflige Hebräisch nie ganz begriff. In der schriftlichen Prüfung zur mittleren Reife machte ich 59 Fehler, der schlechteste hatte 61. Er hat es mir nicht nachgetragen, obgleich ich einmal mit einem Papierschnitzelregen in den Nacken meines Vordersitzers seinen höchsten Zorn hervorrief. Immerhin kann ich noch heute mit Wörterbuch und Grammatik Altes und Neues Testament in den Urtexten entziffern. Trotz eingehender Unterweisung im Christlichen und trotz täglichen Andachten hat weder Nestle noch irgendein anderer Lehrer den Glauben an Wunder von uns verlangt; von ihm, so hörten wir, hänge der Ewigkeitswert der Lehre Jesu nicht ab.

«Du hast den Schachteuffel!»

In den Freizeiten vorm Bettgehen wurde auch Schach gespielt. Eines Abends forderte mich mein schwarzhaariger Widersacher zu einer Partie auf. Er war unser bester Mathematiker, ein Naturtalent. Ich nahm an und verlor mehrere Partien. Er kam immer wieder; ab und zu gewann ich. Nun forderte er mich zu einem Wettkampf von zehn Partien auf. Ich verlor mit 4<sup>1/2</sup> Partien. Er sagte, ich müsse Revanche verlangen; ungern ging ich darauf ein.

Ich war im Begriff, auch die vierte Partie zu verlie-

Fischer.

# Seminar Maulbronn.

## Weihnachts-Aufführung

am 21. Dezember 1910 präzis 5 Uhr.

### Nicht Ia

Schwäbisches Lustspiel von F. Th. Vischer in 3 Aufzügen.

Personen:

Gottlieb Klemmle, Pfarrer, gewesener Dekan . . .	<i>Mühlhäuser</i>
Auguste Klemmle, seine Frau . . . . .	<i>Bührlen</i>
Luise, seine Tochter . . . . .	<i>Wanner</i>
Karl Werner, sein Vikar . . . . .	<i>Wiedenhöfer</i>
Odomar Klemmle, jur. cand. Vetter des Pfarrers .	<i>Maisch</i>
Friedrich Schmied, Leutnant . . . . .	<i>Thierauch</i>
Madele, Pfarrmagd . . . . .	<i>Beck</i>
Läpple, Schultheiß . . . . .	<i>Hohlmayer</i>
Mammele, Gemeindepfleger . . . . .	<i>Weitbrecht</i>
Kiderle, Schulmeister . . . . .	<i>Dorn</i>
Mäusle, Forstwart . . . . .	<i>Reger</i>
Lachenmaier } Bauern . . . . .	<i>Ricker</i>
Banzhaf } . . . . .	<i>Hopf</i>
Franzosenhannes } . . . . .	<i>Merz</i>
Jäckle } Lumpen . . . . .	<i>Maurer</i>
Staudigel } . . . . .	<i>Schmidt</i>
Harigel } . . . . .	<i>Luckert</i>
Amtsbote . . . . .	<i>M. Haug</i>
Unteroffizier . . . . .	<i>P. Hauff</i>
Gretle, Kellnerin . . . . .	<i>Pfundt</i>
Michel } Bauernburschen . . . . .	<i>Klumpp</i>
Jakob } . . . . .	<i>Bausch</i>

Schauplatz: Dorf Schusselfingen. Zeit: 1848.

Szenen:

Küche, Studierzimmer, Wirtshaus, Rathaus, Wohnzimmer, Garten.

Wild

ren, aber im Siegesrausch verlor er Dame und Spiel. Jetzt nahm ich mich zusammen und gewann alle restlichen Partien. Er war zerschmettert und rief immer wieder: *Ich hab gar nix mehr machen können!* Natürlich verlangte er Revanche. Ich war die dauernde Spannung satt, aber schließlich ließ ich mich breit-schlagen und verlor denn auch die erste, schon auf Gewinn stehende Partie. Ich sollte an den Sonntagen, wenn alle ausflogen, mit ihm schachspielen. Immer wieder fragte er an, und immer wieder lehnte ich gequält ab. Da trat er nach einer neuen Verweigerung vor mich hin und rief, er werde nie mehr mit mir spielen und breche hiermit mit mir. Er hielt sein Wort, und ich glaubte mich erlöst.

Aber Zentren in meinem Gehirn waren nun offenbar auf Schach eingespart und verlangten Sättigung. Ich kaufte mir Reclambändchen mit herrlichen Meisterpartien, aus denen ich nicht nur Theorie und Praxis lernte, sondern sogar Stil und Wesensart der Spieler erkannte. Selbst die Ferien verdarb ich mir damit; meine Mutter versuchte vergeblich, mich zu meinen gewohnten Waldgängen zu bewegen. Mein fast schon zum Freund gewordener Literaturpartner, der mich am ersten Tag so schroff kritisiert hatte, verzweifelte an mir und rief eines Sonntags: *Immer hockst du da und vertust deine Zeit, beim schönsten Frühjahrs Wetter! Du hast den Schachteufel!* Es war schlimmer, der Teufel hatte mich. Ich spielte nun reihum mit allen stärkeren Spielern und gewann gegen jeden. Dabei hatte ich gar keine angeborene Schachbegabung. Wohl sind Kombinationsgabe und das Zweikämpferische ein Element auch des Dramas, zu dem ich mich geboren glaubte, aber die substanzlose Orgie des Gewinnwollens im Schach scheint mir heute für jede Form der Kunst verhängnisvoll. Ganz losgeworden bin ich das Schachspiel wegen seiner ästhetischen Reize nicht; noch heute spiele ich ab und zu Weltmeisterpartien nach.

Nach drei Jahren, im Seminar Blaubeuren, sah mich mein Ex-Gegner wieder einmal spielen und konnte der Versuchung, mich herauszufordern, nicht widerstehen. Ich stand bald auf Gewinn, als er sich durch ewiges Schachbieten ins Unentschieden rettete und triumphierend weglief. Er hat nie mehr mit mir gesprochen und schied ohne Lebewohl in den Krieg, in dem er fiel. Wie gerne wollte ich noch einmal mit ihm spielen!

Schließlich gelang es mir, zu meinen dichterischen Versuchen zurückzufinden. Als ich einmal während der Arbeitszeit an einem Gedicht saß, kam *Caesar* herein, um zu sehen, was wir trieben. Er trat hinter mich und schaute auf mein Papier. Ich rührte mich nicht. Daß es Allotria war, was ich trieb, war

unverkennbar, aber peinvoller war mir das Anrühige des Dichtenwollens. Schließlich hielt ich es nicht mehr aus und deckte mit der Hand meine Stabreime über Stilicho, den Vandalen, zu. Damit war ein Verweis oder eine schlechte Note, die ins Zeugnis kam, zu erwarten. Aber *Caesar* ging schweigend weiter. Nichts erfolgte. Er empfahl mir nur beim nächsten Zeugnisempfang, meine Handschrift zu bessern.

«Linke» Repetenten  
mit roten Schlipsen empfangen

Das Jahr 1910 brachte uns neue Repetenten. Ihnen ging der Ruf von radikalen Linken voraus, den man dazumal schon als Mitglied der Demokratischen Partei, also heute etwa FDP, erringen konnte. Der eine sei sogar noch weiter links. Eine Gruppe von uns kaufte für teures Geld rote Schlipse und versammelte sich mit diesen am Klosterhofort. Ich, obwohl völlig unpolitisch, war dabei, aber unsere Demonstration ging ins Leere: Die Schlipsfarben der beiden Ankömmlinge waren gänzlich neutral.

Mit den neuen Repetenten begann für mich, wie für viele andere, eine neue Epoche, besonders in Deutsch und Geschichte. Der eine, Dr. phil., wortkarg und kritisch, sprach ein akzentfreies Französisch und ließ uns moderne französische Schriftsteller lesen. In Geschichte kam man lange nicht dahinter, wo er eigentlich stand: er lehrte uns nicht Meinungen, sondern politisches Denken, das man jeder Richtung empfehlen konnte. Sein Zimmer war neben unserer Stube, aus der man auch mich gut vernehmen konnte. Ich merkte bald, daß er mich für ziemlich unreif hielt, wegen meines Temperaments. Aber gegen diesen Maßstab lehnte ich mich auf: reif wollte ich erst im Alter sein. Bald lud er mich zu einem abendlichen Tee ein, bei dem wir Schach spielten. Ich verlor öfter als er, nicht nur weil er sehr planmäßig spielte, während ich mich immer mehr auf das Riskante umstellte, sondern weil ich in der Gegenwart eines mir an Bildung, Erfahrung und Benehmen weit Überlegenen völlig benommen war. Wir überschritten dabei die vorgeschriebene Schlafengezeit, so daß das Abschiedswort immer lautete: *Jetzt gehen Sie nur recht leise in den Schlafsaal.*

Der andere Repetent, sein Freund von der Universität her, war in vielem sein gerades Gegenstück: Grad heraus, sehr beredt, aggressiv im guten Sinn, subjektiv und lehrhaft, wußte er uns zu starken Reaktionen anzuregen. Als liberaler Theologe, der später ins Schulfach wechselte, kam er uns nicht mit Dogmatik. Er war in Theorie und Praxis ein Anhänger der Philosophie Kants, dem eine gute Tat ver-

dächtig sei, wenn man sie mit Lust oder Neigung tue. Den Einwand Schillers gegen diese Strenge übernahm er und erläuterte uns auch Schillers philosophische Gedichte, die uns eine Zeitlang fast zu Philosophen machten. Aber dann ließ er uns alle bedeutenden Bühnenstücke Schillers mit verteilten Rollen lesen. Unvergeßlich unsere Fahrt nach Stuttgart zu einer Aufführung des ganzen *Wallenstein* im damaligen Interimstheater, die sieben Stunden dauerte, zuzüglich einer einstündigen Pause, die wir in den Anlagen verbrachten, während uns der erste Schnee traumhaft einhüllte. Ich kontrollierte fast jedes Wort des Textes, war unwillig über jede Streichung.

Überhaupt: «die Klassiker!» Drei Sterne in den Literaturgeschichten wie im Phrasenschatz des Bürgertums. Ewig! *Das Wahre, Gute, Schöne!* Höchstprädikate, die die anderen Dichter ungeprüft an die Wand drückten, Goethe und Schiller «ganz groß»! Schiller, von dem man insgeheim wünschte, daß er größer als Goethe sei. «Er war unser», als Schwabe und als Genie. Oh, daß man ein Genie wäre! Aber überall Klassik und drei tote alte Sprachen. Viel Konvention. Wir waren gute Futterverwerter. Vielleicht zu gute.

Mitglied im Deutschen Flottenverein  
und jeden Sommer Kriegsgefahr

Überall Große, ganz Große. Auch in der Weltgeschichte. Kriege, Verfassungen, große Männer. Nur Männer. Und wieder Kriege. Und in der Wirklichkeit seit 1904, in jedem Sommer Kriegsgefahr. Und bei Krieg dachten wir nur an siegreiches Vorstürmen. In die Brust geschossen. Nur in die Brust. Überall lasen und hörten wir: *Deutschland ist eingekreist*. In den Ferien vernahm ich plötzlich eine ganz andere Tonart. Ein Schwager von mir, durchaus national gesinnt, wettete bei jeder Gelegenheit gegen den Kaiser. *Dieser eitle Schmierenskomödiant, der von nichts eine blasse Ahnung hat, wird uns noch ruinieren!* Ich erschauerte. Im Seminar merkte ich plötzlich, daß einige genauere Vorstellungen hatten als ich. Wir fingen an, politische Aufsätze zu lesen, privat. Wir gerieten an Friedrich Naumann, dessen Rezept ein soziales Kaisertum mit einer starken Flotte war. Wir zahlten eine Mark Beitrag dem «Deutschen Flottenverein». Wir ahnten nicht, daß es eben diese Flotte war, die uns die tödliche Feindschaft mit England bringen sollte. Bei einem herrlichen viertägigen Ausflug an den Rhein sangen wir am Niederwald-

«Modernismus im Kloster Maulbronn», Schüleraufführung vom Juli 1911. Der vierte von links in der unteren Reihe: Paul Wanner. Daneben mit dem riesigen Wälzer: der spätere Landesbischof Martin Haug.



Denkmal: *Es braust ein Ruf wie Donnerhall*. Ein paar Jahre später lag die Hälfte derer, die da gesungen hatten, unter dem Boden.

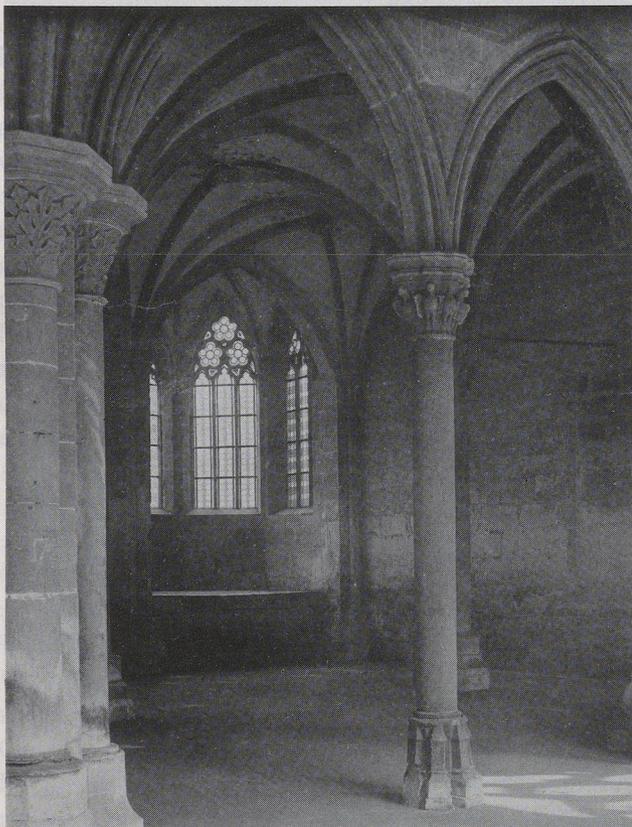
Als alles zu spät und vorbei war, kamen Unstimmigkeiten an den Tag. In Geschichte und Dichtung so viel Gemetzel? Unter den «ganz Großen» so viele Blutmenschen? Historiker rechtfertigten sie, Dichter, seit Homer, verherrlichten sie. Wenn sie groß untergingen, war alles im Blei. Aber da war doch der Mann aus Galiläa, der die Großen der Welt verstieß, und die Kleinen, die Friedfertigen, selig pries? Und war, wie die Kirche lehrte, der Angelpunkt, der Eckstein? Wie brachte man beides zusammen? Wo war die Wahrheit? In Maulbronn war ich zu jung, um entschlossen Auskunft und Klärung zu verlangen oder sie mir selbst zu verschaffen. Ich verdrängte wie die meisten meiner Zeitgenossen das tiefe Un-

behagen. Wir waren doch stark und wehrhaft. Im Ernstfall würde man seine Pflicht tun.

Beim Schlußzeugnis standen mir nur noch drei Kameraden vor dem ersten Platz, den mein Ehrgeiz so heiß im geheimen begehrte. Ich brauchte nur Hebräisch ernstlich zu betreiben und das Versemachen etwas zurückzustellen. Da half mir ein hartes Wort meines verehrten Repetenten. Als ein Kamerad nach einem Scherz von mir ironisch meine Phantasie lobte, sagte er entschieden: *Er hat nur eine angelesene Phantasie!* Das war für meine dichterischen Hoffnungen fast ein Todesurteil. Aber es wurde für mich zum Heil. Ich wollte es ihm schon zeigen.

Der Abschied von Maulbronn war schmerzlich. Zwei Seminarjahre in Blaubeuren standen bevor. Würden sie wohl ebenso reich werden?

Kloster Maulbronn: Kapitelsaal.



Paul Wanner (links) als Kellermeister in der Aufführung «Modernismus im Kloster Maulbronn».



# Das Haus an Bucks Gäßle – ein Denkmal des Klassizismus in Ehingen

*Hadmute Bechler*

*Das stattliche klassizistische Wohnhaus wurde von dem Ehinger Bauwerkmeister Anton Buck nach dem teilweisen Abbruch der Stadtbefestigung 1845 an der neu angelegten Lindenstraße errichtet. 1978 erwarben es die Eheleute Hadmute und Gerhard Bechler und renovierten es von Grund auf. Dabei respektierten sie die innere Struktur des Gebäudes und übernahmen viele historische Teile der Innenräume. Das Äußere führten sie konsequent auf den klassizistischen Zustand zurück und gaben dem Gebäude die ursprüngliche Farbigkeit und seine überaus reichen ornamentalen Details wieder zurück. So wurde das Gebäude zu einem Vorbild für denkmalgerechte Instandsetzungen in Ehingen. Architekt war Dietmar Albus, Schemmerhofen; Restaurator war Kurt Kneer, Ulm.*

Diesen Text der Urkunde hat Dr. Hans Lorensen vorgelesen, als am 16. September 1984 im Laupheimer Rathaus die Peter Haag-Preise des Jahres 1984 überreicht wurden. Im folgenden berichten die Bauherren über den Zustand des Hauses beim Kauf, über seine Renovierung und auch über die Vorbesitzer.

Verwünschenes Haus samt Garten  
fast in der Stadtmitte

Mit neun Jahren kam ich nach Ehingen. Damals war die Volksschule in einem Bau aus dem Jahr 1904 mit Putzquadern, direkt an der Stadtmauer innen gelegen, untergebracht. Durch Bucks Gäßle, noch heute den Fußgängern vorbehalten, gelangte ich von der Lindenstraße genau auf den Schulhof. Und von diesem Bucks Gäßle schaute ich jedesmal sehnsüchtig durch den Zaun.

In dem verwünschten Garten stand ein großes, schönes Haus. Ich wartete, ob jemand an der Türglocke ziehen würde. Denn dann schaute eine Frau aus dem Fenster über der Haustüre auf einen Spiegel hinunter, und wie von Geisterhand bewegt öffnete sich unten die Haustüre. Zu gerne wäre ich in den Garten gegangen oder sogar in das Haus.

Als Jahre später das Haus zum Verkauf stand, dachte ich sofort wieder daran. Für meinen Mann, einen gebürtigen Ehinger, war diese Erinnerung

Besonders schlimm sah das Haus an der Ehinger Lindenstraße auf der Gartenseite aus.



weniger ausschlaggebend als vielmehr die Möglichkeit, in zentraler günstiger Lage große Räume für sein Büro zu finden.

Am 8. März 1978 übernahmen wir das Haus, nachdem es vier Jahre lang leer gestanden hatte. Entsprechend vernachlässigt war der Zustand. Alle Fenster waren zertrümmert, keiner der drei Wasserhähne funktionierte noch. Wasser gab es nur als Regenwasser, das durch das undichte Dach tropfte und auf der Bühne in Pfannen, Kannen und anderen Gefäßen aufgefangen wurde. Die alten gemauerten Öfen waren ausgebrannt, weshalb teilweise zusätzlich Allesbrenner aufgestellt waren. Die Türen fehlten teilweise, einige Fensterläden waren seit Jahren verschlossen. Der Garten, eine einzige Wildnis, versank unter baumstarken Efeuranken.

Klare, harmonische Formensprache

Dennoch hatte es uns das Gebäude angetan: die klaren Formen, die Einteilung der großen, hohen Räume, die günstige Lage und der Garten. Ein Bürgerhaus fast in der Stadtmitte und mit einem Stück eigener Stadtmauer. Auf dem Grundstück stand außerdem ein Schuppen, und an der Stadtmauer

«klebte» in luftiger Höhe eine Kanzel, gerade groß genug, um dort Kaffee trinken zu können. Der Baustil des Hauses ist reiner Klassizismus: klare geometrische Formen, Symmetrie, Harmonie. Es ist zweistöckig, 18,50 m lang, 12,15 m breit und am Giebel 13,50 m hoch. Nur die Hälfte des Gebäudes nach Süden hin ist unterkellert, wobei eine tragende Mauer die Gewölbe in zwei Räume teilt.

Das Dach hat einen hohen Kniestock. Durch das nach oben versetzte Dachgesims wirkt es weniger hoch, als es tatsächlich ist. Dabei hat es den Anschein, als würde das Gesims von Konsolen gestützt. Der Schein trügt: Die Konsolen aus Ton sind unten an die Holzkonstruktion des Gesims gehängt. Die Dachgiebel zieren Rosetten.

Auch bei den Fenstern gilt das klassische Vorbild: wie bei den Säulen antiker Tempel, die sich nach unten verjüngen, um sich dem Betrachter gleichmäßig zu zeigen, so sind die Fenster im ersten Obergeschoß 10 cm höher als im Erdgeschoß. Wir fanden die Fenster mit Vorfenstern ausgestattet; die Klappläden nach Osten und Süden fehlten. In beiden Giebeln befindet sich ein halbkreisförmiges Fenster mit sternförmigen Sprossen. Wir haben diese Fenster nicht erneuert, nur renoviert und zusätzlich isoliert.

So heruntergekommen war das «Haus an Bucks Gäble»; hier die Ansicht von der Lindenstraße aus.





Ehingen, Lindenstraße 60: Anblick von Norden her nach der Renovierung.

Darunter, zwischen Säulen angeordnet, zwei Fenster mit massiven Eichenrahmen und alten verzinn-ten Beschlägen.

Nach den Untersuchungen des Restaurators Kurt Kneer aus Ulm war die ursprüngliche Farbe des Putzes ein helles Sandgelb. Dazu kam das grau-grün der Fenstergewinde aus «Rorschacher-Grün»-Sandstein – sehr bröckelig – und weiße Stuckverzierungen über einigen Fenstern und über der Tür. Graue Lisenen trennen optisch die beiden Geschosse. Die noch verbliebenen Klappläden waren tannengrün. Der Eingang im Osten hat noch die sehr schöne, geschnitzte Eichentüre des Erbauers. Der zentrale Hausflur mit großformatigen Solnhofner Steinplatten erschließt die Räume. Das geräumige Treppenhaus aus Eiche führt an der Nordseite bis ins Dach. Von diesem Treppenhaus aus geht noch eine zweite Tür in den Garten. Die über zwei Etagen besteigbaren Kamine – sie wurden von den Fluren aus betreten – sind so geschickt zwischen Türen oder Einbauschränken angeordnet, daß sie in den Räumen nicht auffallen.

Nur in zwei Räumen gibt es bescheidene Stuckrosetten. Die Türen sind aus Tannenholz; im großen Erd-

geschoßzimmer nach Südwesten haben sie reiche Türaufsätze. In einigen Räumen war Eichenparkett oder farbig gestalteter Holzfußboden. Die nicht unterkellerten Räume des Erdgeschosses hatten Steinbelag. Auf der Nordseite lagen auch – oben und unten – eine große Küche und ein Abtritt. Wasser gab es nur in den Küchen und in einem später eingerichteten Waschraum. Das Dach ist zweistöckig und trägt drei mächtige Blitzableiter, davon einen mit Wetterfahne.

#### Schönheit des Gebäudes wiederherstellen

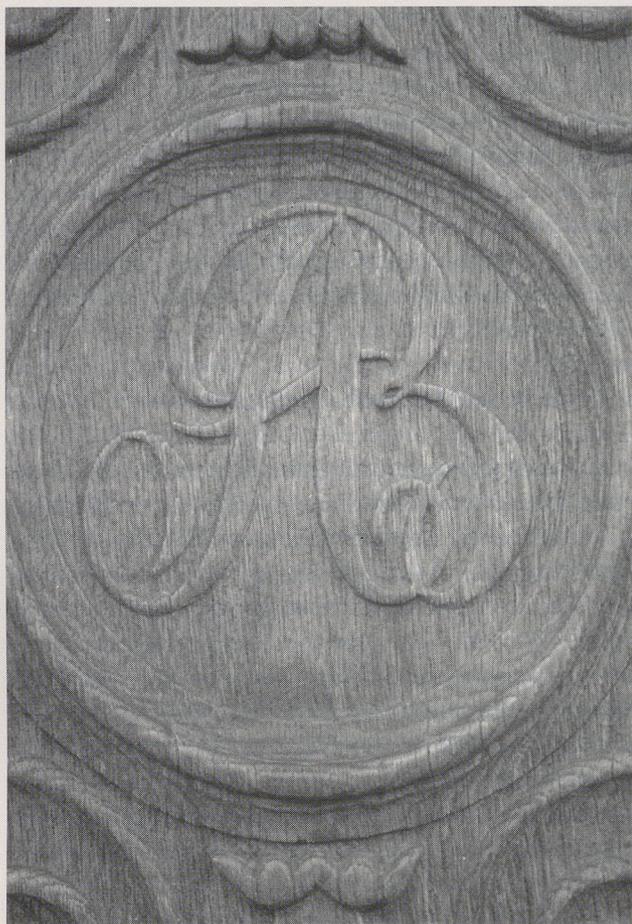
Wir planten lange und gründlich. Jedes Wochenende fuhren wir umher, um an renovierten Häusern zu lernen; wir häuften Stapel von Büchern und Zeitschriften über Altbausanie- rung und Baustile und befaßten uns zudem mit Bauphysik, mit neuen und alten Werkstoffen sowie Fertigungsverfahren. Viele Anregungen holten wir uns bei Dipl.-Ing. Klaus Scholkmann vom Landesdenkmalamt in Tübingen, der uns bereitwillig und mit großem Sachverstand beriet.

Wir suchten Handwerker, verglichen, prüften, verwarfen. Unser Architekt, Dietmar Albus aus Schemmerhofen, unterstützte uns nach Kräften, denn eines war für uns klar: Der Charakter des Hauses durfte nicht angetastet werden, weder außen noch innen. Die Schönheit des klassizistischen Gebäudes mußte wieder hergestellt werden.

Deshalb wurde die Aufteilung der Räume nicht geändert. Nur eine kleine Trennwand zu einer ehemaligen Speisekammer mit 5 qm Grundfläche mußte herausgebrochen werden, weil ein größerer Raum notwendig war. Was aber an unserem Grundsatz, die Nutzung an den vorhandenen Räumen auszurichten, nichts änderte. Da das Dachgeschoß zu einer großzügigen Wohnung ausgebaut werden sollte, mußte allerdings der schöne geometrische Körper des Daches verändert werden – mit Dachgaupen. In Absprache mit Herrn Scholkmann entschlossen wir uns für Sattelgaupen, die gerade noch genügend Licht einlassen. An der Giebelseite wurde zwischen den vorhandenen beiden Fenstern ein drittes ausgebrochen. Dieses Fenster hatte vorher – so finden wir heute – optisch gefehlt.

«Erbaut anno 1845 von Werkmeister Anton Buck»

Die Renovierungsarbeiten begannen mit der Sanierung der schwachen Dachkonstruktion. Alle Sparren wurden verstärkt, um das Gewicht der neuen Dachdeckung aufnehmen zu können. Hierbei machten wir eine erfreuliche Entdeckung. Die Zim-



AB = Anton Buck. Initialen des Bauherren in der Haustüre.

merleute fanden an einem Sparren gegen Osten unter dem First eine kleine Blechtafel mit dieser Inschrift: *Im Jahre 1887, d. 27. Mai Nachmittags 5 Uhr hat an dieser Stelle der Blitz eingeschlagen, u. fuhr bis in die darunter befindliche Kammer in ein Bett ohne zu zünden. Dagegen fingen die hier oben liegenden Hopfenhurden Feuer, wurden aber von mir, dem Hausbesitzer Max Buck Werkmeister und seinem 13jährigen Sohne Albert sofort gelöscht und so weiterer Schaden verhütet. Meine Frau Clara, geb. Manz war während des Blitzschlages im Wohnzimmer beim Gebet, ich und mein Sohn Albert in der Scheuer. Meine Tochter Maria weilte im engl. Institut Lindau.*

+ + +

*Gott behüte dieses Haus von fernerm Blitzschlag Feuer und allem Ungemach. Es wurde erbaut anno 1845 von Werkmeister Ant. Buck u. s. Frau Creszentia geb. Sommer v. Blienshofen*

Endlich kannten wir den Erbauer des Hauses. Das Baujahr ist etwas spät für ein klassizistisches Gebäude, aber Stiländerungen setzen sich in der Provinz meistens verzögert durch. Die Initialen an der Haustüre tragen ebenfalls die Anfangsbuchstaben des Erbauers und seiner Frau.

Von Anton Buck (1802–1885) wissen wir nicht viel. Sein Vater kommt aus Altheim (bei Riedlingen?). Auch der Oberamtsarzt und Mundartdichter Dr. Michel Buck stammte aus dieser Gegend, aus Ertingen, ist jedoch mit Anton Buck nicht verwandt. Michel Buck ließ sich 1875 vom Sohn des Erbauers, also von Werkmeister Max Buck, ein Haus auf dem westlichen Nachbargrundstück errichten. Anton Buck hatte 1829 in Ehingen ein Baugeschäft gegründet. Sein Haus baute er *innerhalb Etters* unmittelbar außen an die Stadtmauer, als sich Ehingen über die Enge des steinernen Schutzmantels auszubreiten begann. Anton Buck war zweimal verheiratet. Seine zweite Ehefrau ist die auf der Tafel erwähnte Creszentia, geb. Sommer.

### Ein Pionier der Zementbautechnik

Max Buck (1844–1920) übernahm 1870 das väterliche Geschäft. Während einer Generation war er es, der in seiner Vaterstadt das Baugeschehen entscheidend beeinflusste. Im ehemaligen Landratsamt in Ehingen werden noch die Bauanträge aufbewahrt, die Max Buck einreichte. Viele Bürgerhäuser der Lindenstraße oder der heutigen Fabrikstraße, eben die des sich ausbreitenden Ehingen, wurden von ihm geplant.

Max Buck war auch maßgeblich beteiligt an der Entwicklung der Zementbautechnik. Er baute 1871 den ersten Ehinger Kindergarten, 1886 das alte Krankenhaus – Planung von seinem Bruder Baumeister Josef Buck nach einer Idee des Oberamtsarztes Dr. Michel Buck – und 1891 den Wolfertturm zum Gedächtnis an Kaiser Wilhelm I. Er plante und baute aber auch Brücken aus Beton. Der Bogen der Betonbrücke in Munderkingen spannte sich 52 m über die Donau; diese Brücke wurde 1945 gesprengt. Bei der Weltausstellung in Paris im Jahre 1900 wurden Pläne dieser Brücke gezeigt, und im Deutschen Museum in München ist eben diese Brücke mit einem Porträt von Max Buck zu sehen. Er bekam sogar den Auftrag, eine Brücke im fernen Wladiwostok am Japanischen Meer zu errichten. Allerdings kam dieses Vorhaben nicht zustande, da seine Frau ihn bat, diesen Auftrag abzulehnen. Clara Creszenz, geb. Manz (1830–1908), stammte aus Ehingen und war eine Schwägerin des Stadtschultheißen Josef Müller, der jahrelang die Geschicke der Stadt lenkte.

Von Max Buck stammt auch das Täfelchen im Dach. Der darauf erwähnte dreizehnjährige Albert übernahm 1903 das Geschäft. Dafür wurde das Haus auch wieder «gerichtet»: Neuer Anstrich, die Klappläden wurden durch Jalousien mit Zinn-Schabracken ersetzt, der Waschraum (ohne Badewanne)

wurde installiert, ebenso eine bescheidene Etagenheizung im ersten Obergeschoß, die von der Küche aus beheizt wurde. Ein kleines Zimmer im Obergeschoß, angrenzend an einen Schlafraum, erhielt eine Jugendstildecke. Die Gipser schrieben die Jahreszahl 1903 außen an den östlichen Giebel. Max Buck aber zog in ein von ihm erbautes Haus in der Lindenstraße.

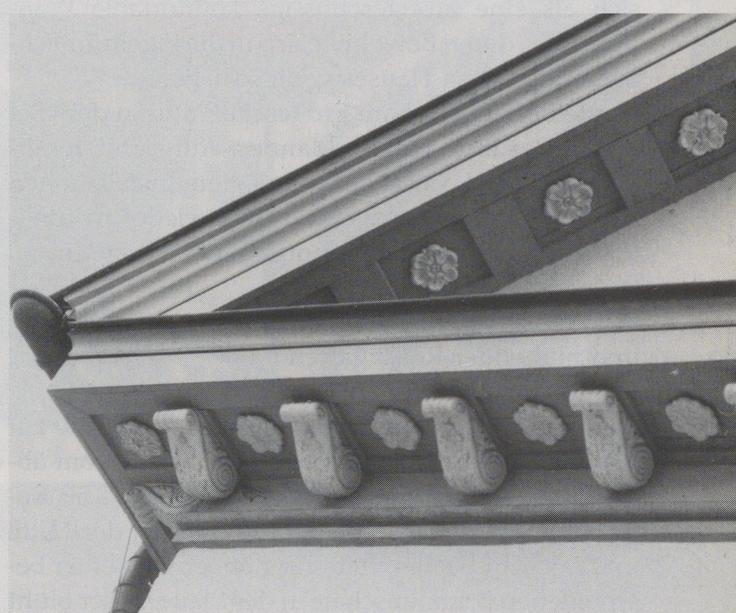
Albert Buck (1874–1934) war in erster Ehe mit einer Schweizerin, Gertrud Caroline Ammann aus Tägersweilen, verheiratet. Deren Sohn Hans erzählte uns ausführlich von seiner Kindheit in seinem Vaterhaus. Die zweite Ehefrau war Emilie Opfermann, die aus dem Hause Henkell in Mainz stammte. Sie war die Frau, die – nachdem sie in den Spion geschaut hatte – den Besuchern mit einer sinnreichen Mechanik die Tür von oben öffnete. Sie wurde 97 Jahre alt und starb 1974.

Bucks Gäßle, der Durchgang von der Lindenstraße zum Schulhof, gehörte ursprünglich zum Buck'schen Grundstück. «Blumenbeet» steht an dieser Stelle auf einem alten Plan. Um den Bewohnern außerhalb der Stadt den Umweg über die Marktstraße zu ersparen, gestattete Albert Buck den Durchgang, ließ diesen Teil durch einen Zaun abtrennen und auf beiden Seiten mit einem Tor versehen; die Torpfosten zur Lindenstraße stehen noch. Einmal im Jahr, zu Pfingsten, schloß er dieses Tor, um kein Wohnheitsrecht entstehen zu lassen, und die Kirchgänger mußten wie früher den Umweg machen. Seine Witwe veräußerte 1936 diesen Streifen an die Stadt.

### Substanz erhalten: Ziel der Sanierung

Nach diesem familiengeschichtlichen Ausflug zurück zum Haus. Nach der Sanierung des Daches mußte das für den Klassizismus typische Gesims vollkommen erneuert werden. Dazu schnitt der Zimmermann ein Stück der alten Gesimse heraus, um die Profilierung des neuen Gesimses genau nachbilden zu können. Viele Konsolen und fast alle Rosetten fehlten. Nach den vorhandenen Vorbildern wurden in der Töpferwerkstatt Irmela Miller-Körner in Laupheim Formen hergestellt und so die fehlenden Schmuckelemente ergänzt. Der Zimmermann hängt dann alle einzeln wieder auf.

Als Fenster kamen natürlich nur Sprossenfenster in Frage. Nach langem Suchen entschlossen wir uns zu einem Schallschutz-Kastenfenster. Das äußere Fenster hat vier Flügel, das innere zwei. Obwohl die Lindenstraße stark befahren ist, dringt kaum noch Verkehrslärm durch die Scheiben unterschiedlicher Glasstärke. Landauf, landab fanden wir zunächst



Das Gesims mit Stützkonsolen und Stucklisenen vor und nach der Erneuerung.

keinen Hersteller für Klappläden mit verstellbaren Lamellen. Zufällig sahen wir in Südtirol einen Schreiner, der solche Läden fertigte.

Drei Außenwände bestehen aus Vollmauersteinen; unten 60 cm stark werden sie nach oben immer schwächer. Der Putz ist vollkommen erneuert. Auf die Außenwand nach Norden – aus Feldsteinen aufgemauert – wurde ein zusätzlicher Isolierputz aufgebracht.

Mein Mann hatte einen Netzplan ausgearbeitet, der auch fast immer eingehalten werden konnte. Dennoch gab es Überraschungen. Oft mußte eine Maßnahme von einer Stunde auf die andere neu überdacht und geplant werden, weil die Gegebenheiten plötzlich anders waren, als ursprünglich angenommen. Ebenso streng schaute er auf den Kostenplan. Nur nötige Maßnahmen wurden durchgeführt. Dabei galt es stets, die vorhandene Substanz zu erhalten. Deshalb verlangte die völlig neue Installation

einige Phantasie. Nur wenige Decken wurden abgehängt, um Rohre und Kabel zu verstecken. Die Wasserleitung und die Gasheizung «verschwanden» in ehemaligen Wandschränken und Kaminen. Die alten Kachelöfen haben wir, bis auf zwei, abgebrochen und die Kacheln registriert. Sie lagern unverehrt und könnten wieder aufgemauert werden. Das Parkett und die Solnhofner Platten haben wir übernommen, ebenso alle vorhandenen Türen.

Der einstige «Lieferanteneingang» ist zum zweiten Hauseingang geworden, da das Treppenhaus mit vorhandenem Material – Platten aus Küchen und Abtritt – zu sanieren war. Das Dachgeschoß stellt sich als eine zweigeschossige komfortable Wohnung dar, deren Bewohner sich in die Eigentümlichkeiten des alten Hauses verliebt haben.

Heute befindet sich im Erdgeschoß und in der «Bel Etage» das Büro meines Mannes. Aufgrund der erneuerten und variabel ausgelegten Installationen könnten beide Stockwerke sofort wieder in funktionsfähige Wohnungen umgewandelt werden.

### Schattenspendender Nußbaum und blühender Rosengarten

Aus dem Garten wurde ein Paradies. Es wurde auf der zur Lindenstraße zugewandten Seite – vom übrigen Garten durch eine Mauer abgetrennt – als Rosengarten gestaltet mit einem Rondell in der Mitte und mit acht Beeten, mit Rosenbögen und einer bescheidenen Brunnenschale in der Mauer. Hier blüht es von Mai bis November. Den alten Zaun zur Lindenstraße – Gußeisen und Steinpfosten – ließen wir ausbessern, um ihm seine ehemalige Schönheit zurückzugeben.

Anstelle des alten Schuppens im Garten steht heute ein Gebäude mit vier Garagen und einer Wohnung, angeschmiegt an die völlig sanierte Stadtmauer. Die Haustür dazu wurde uns bei der Renovierung eines Hauses an der Lindenstraße, ebenfalls von Max Buck gebaut, überlassen. Als Garten gehört zu diesem Haus das Gelände zwischen der Zwingermauer und der fünf Meter hohen Stadtmauer, damit höher als der übrige Garten gelegen. Den Bewohnern des Dachgeschosses im Hauptgebäude steht der verbleibende große Garten zur Verfügung. Es ist schon eine Lust, mitten in der Stadt, geschützt vor Blicken und bösem Wind, den Sommer im Garten verbringen zu können. Der große Nußbaum hinter dem Haus wurde saniert. In seinem Schatten habe ich ein Waldbiotop angesiedelt. Wie bei alten Häusern so gerate ich auch bei Gärten ins Schwärmen. Deshalb stehen auch wieder, genau wie früher, zwei Buchsbäumchen links und rechts vor der Eingangstür.

Vor dem Haus und vor den Garagen liegt heute wieder ein altes Kalksteinpflaster, – wahrlich eine schwierige Maßnahme. Nur für die Abstellplätze haben wir ein Rasenpflaster gewählt, damit der Nußbaum genügend Luft und Wasser bekommt. Die Arbeit für das Haus versetzte uns in große Begeisterung, die auch heute noch anhält. Die Zusammenarbeit mit den befaßten Behörden war vorbildlich. Dies kam auch erfreulicherweise in den Zuschüssen zum Ausdruck, die für das Hauptgebäude und für die Stadtmauer-Sanierung gewährt wurden. Sobald die Stadt Ehingen die Planung der angrenzenden Grundstücke abgeschlossen hat, soll ein alter Zaun – er stammt von der abgebrochenen Lindenbrauerei – nach Osten, also Bucks Gäße zu, das Grundstück einfrieden.

Rechte Seite: So präsentiert sich heute das Haus an Bucks Gäße: Südseite zur Lindenstraße hin und Ostgiebel. Im Hintergrund: die Ehinger Stadtmauer. Details: Treppenhaus und Haustür mit den Initialen des Erbauers Anton Buck.

Unten: Dieser Blick ins Freie verdeutlicht die Konstruktion des Kastenfensters.





# Der «Stille Bach» bei Weingarten – ein Dokument benediktinischer Kanalbaukunst

Lutz Dietrich Herbst

Wer an das oberschwäbische Weingarten denkt, der verknüpft die Vorstellung von farbenprächtigem Barock mit der wuchtigen Baumasse der Klosteranlage, die sich auf dem Martinsberg über dem Schussenbecken erhebt. Besucher erinnern sich stets an die Ruhe auf dem klösterlichen Berg, an den vergebens der Lärm von Unterstadt, Maschinenfabrik und B 30 brandet. Kaum jemand wird vermuten, daß das Klosterareal noch vor fünfzig Jahren das Herz der ersten Weingartener Industrieachse darstellte. Bei der Wertung der barocken Baukunst tritt leider das wasserbautechnische Wirken der Weingartener Benediktiner völlig in den Hintergrund. Wie beinahe jedes auf vollständige Autarkie bedachte Kloster, das nicht unmittelbar an einem natürlichen Gewässer angesiedelt war, besaß auch das Benediktinerkloster auf dem trockenen Schotterhang oberhalb von Scherzach und Schussen einen eigenen Triebwasserkanal für die klösterlichen Gewerbebetriebe. Ähnliche Anlagen konnten beispielsweise auch die Benediktiner in Ochsenhausen oder in St. Blasien vorweisen.

Nach Skepsis Anerkennung: letztes fast vollständiges mittelalterliches Kanalsystem

Bei der Erforschung künstlicher Mühlbäche, die nicht auf dem Prinzip der Begradigung ehemals natürlicher Bäche fußen, wird der an mittelalterlicher Wasserbautechnik Interessierte leider häufig mit dem Unwissen der Anlieger, dem Unverständnis zuständiger Behörden und dem Unglauben potentieller Fachleute konfrontiert. Mühlbäche, so ist oftmals zu vernehmen, hätte doch jedes Dorf aufzuweisen und seien für Orte in unmittelbarer Nachbarschaft zu Klöstern und Herrschaftssitzen selbstverständlich. Die Erforschung eines solchen Baches sei deshalb eine realitätsferne Zeitverschwendung, zumal über diese angeblich alltäglichen Bestandteile unserer Landschaft in den Archiven ohnehin nichts mehr zu finden sei.

Im Jahre 1981 begann trotz anfänglicher Rückschläge der Verfasser mit der seltenen, symbiosehaften Unterstützung durch das Kloster Weingarten und durch die Fachschaften Geographie und Geschichte der Pädagogischen Hochschule Weingarten, den Weingartener Mühlbach hinsichtlich seiner geohydrologischen und kulturgeschichtlichen Hintergründe zu erforschen. Zwei Jahre später fand die Veröffentlichung der Forschungsergebnisse bei den

zuständigen Behörden, bei den Anliegern und der Bevölkerung große Beachtung. Auch die Regionalpresse, der Hörfunk sowie Ökologen der Universitäten Konstanz und Hohenheim begannen, sich für den Stillen Bach, wie der Mühlbach auch genannt wird, zu interessieren.

Weshalb findet nun das als uninteressant und alltäglich geschmähte Gewässer auf einmal eine solch große Beachtung?

Was oberhalb von Weingarten durch die Wiesen plätschert, hin und wieder in idyllischen Weihern aufgestaut wird, im Altdorfer Wald durch tiefe Kanalbetten schleicht und am Hochtobel nahe dem Bundeswehrübungsplatz immer wieder in den dreißig Meter tiefer dahinschießenden Tobelbach auszubrechen droht, ist Bestandteil eines der letzten nahezu vollständig erhaltenen mittelalterlichen Kanalsysteme des Alpenvorlandes. In einer Zeit von Flurbereinigungen, der Stilllegung von Mühlen und kleinen Sägereien und dem daraus folgenden Abriss von Kanalanlagen ist es beinahe ein Wunder, daß sich in der unmittelbaren Nachbarschaft zu landwirtschaftlich intensiv genutzten Flächen, stark frequentierten Straßen und Neubaugebieten ein derartiges Gewässer erhalten hat. Zwar weist der Stille Bach eine durchschnittliche Breite von immerhin zwei Metern auf, doch ist sein Gefälle im neun Kilometer langen Oberlauf an einigen Stellen so gering, daß er dort zu stehen scheint. Seine Existenz bis in die heutige Zeit ist den drei Weingartener Triebwerken zu verdanken, die überregionalen Bekanntheitsgrad erreicht haben. So können sich das Säge- und Hobelwerk Habisreutinger, das Mühlenwerk Schellinger und die Mechanische Werkstätte Flöss stets auf alte Wasserrechte berufen. Auch das Land Baden-Württemberg als Rechtsnachfolger des Klosters Weingarten kann sich auf diese Rechte berufen, zumindest was den Wasserlauf durch den fürstlich waldburg-wolfegg'schen Waldbesitz anbetrifft.

Wasserrechtliche Vereinbarungen zwischen Abt von Weingarten und Truchsess von Waldburg

In einem Vertrag aus dem Jahre 1603, der zwischen dem Weingartener Abt Georg Wegelin und dem Truchsess Heinrich von Waldburg geschlossen wurde, verpflichtete sich das Haus Waldburg, *auf seine Kosten den sogenannten Schwarzen Bach in die dem Erbtruchsess eigenen Weiher, die Truchsessweiher,*



Eine bisher unbekannte Fotografie aus dem späten 19. Jahrhundert. Sie zeigt die vom Mühlbach, dem Endstück des Stillen Bachs, gespeisten Hälterteiche des Klosters Weingarten, die Klosterbrauerei Koepff und die 1970 abgerissene Klostermühle. Die Hälterteiche wurden Anfang des 20. Jahrhunderts zugeschüttet und überbaut. (Sammlung Bernhard Oligmüller, Weingarten)

zu ewigen Zeiten einzuführen und durchzuleiten. Beim Schwarzen Bach handelte es sich um den natürlichen Vorfluter des Lochmooses im Altdorfer Wald, einem würmeiszeitlichen Zungenbecken mit ungemün schönem landschaftlichem Reiz, aus dem heute nur noch das Übereich des Stillen Baches als Schwarzer Bach in wilden Strudeln der Wolfegger Ach zueilt.

Bereits fünfzehn Jahre zuvor wurde über das Teilstück zwischen den Truchsessenweihern und dem Rösslerweiher, der seinerzeit noch als *Gründel-Weyer* in den Urbaren verzeichnet war, zwischen dem Kloster und Jacob von Waldburg folgendes vereinbart: . . . und soll zum fünften Herr Erbtruchseß das Wasser aus seiner Gnaden Weiher, der Truchsessenweiher geheißsen, so über dem Gottshaus Weingarten gelegen, in desselben Gottshaus darunter gelegenen Weiher, der Gründel-Weiher genannt, unverhindert lauffen lassen.

Diese beiden Verträge sind zwar nicht die ältesten, die die Existenz des Kanales nach Weingarten beurkunden, doch bezeugen sie größere wirtschaftliche Innovationen des Hauses Waldburg und des Klosters Weingarten gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Für die waldburgischen Besitzungen im Altdorfer Wald wurde nämlich die erste Forstordnung angesichts eines zunehmenden Waldsterbens eingeführt, nachdem ungezügelter Rodungstätigkeiten, Waldweide und Köhlerei zu fortschreitender Erosion geführt hatten. Deshalb kam es im Jahre 1592 zu folgender Anordnung: *Nachdem der Augenschein zu erkennen, daß das Buchinholz in dem gemeinen Wald in Abgang kommen, daß beinahe kein Fasel oder Sam, geschweige Holz mehr vorhanden, wird vereinbart, daß so-*

*wohl Herrschaft als Untertanen mit Abhauung des Buchinholzes gänzlich und allerdings stillstehen und sich allein des Theninholzes benützen lassen, doch auch nur auf Anweisung.*

Forstwirtschaftliche Überlegungen führten auch zur Ökonomisierung der Weiherwirtschaft im Altdorfer Wald, deren Bilanz nicht zuletzt von der Zuflußmenge des Wassers abhängig war. Nur ein verbessertes Kanalsystem konnte eine ungehinderte Anstauung kleiner Quellbäche in Senken gewährleisten. Gleichzeitig plante Abt Georg Wegelin, im Kloster technische Neuerungen einzuführen.

Aus dem Rechnungsbuch des Klosters geht hervor, daß im Jahre 1588 im Kloster eine wasserabhängige Fußbodenheizung und im Areal eine weitere Sägemühle eingerichtet wurde, nachdem das Kloster bereits im Jahre 1431 am Mühlbach eine Sägemühle verpachtet hatte. Das Rechnungsbuch hält fest: . . . *aedificari primis quasi anni coeptum est, multisque continuo aliti artifices: . . . hypocaustum recreationis et studiorum, una cum minoribus hypocaustis . . . circa annum porro 1588 . . . die Segmüli, et murus inferior . . . Nullum antea Monasterium, sicut neque intra muros Segmüli habebat.* (Einige Bauten habe ich erst begonnen, andere fortgeführt: eine Hypokaustenheizung für Ruhe- und Studierräume, einer mit kleineren Hypokaustenheizungen . . . Ungefähr um das Jahr 1588 . . . die Sägemühle und die untere Klostermauer . . . Vorher hatte das Kloster keine Sägemühle innerhalb der Mauern.) Die Sägemühle existiert noch heute in veränderter Form als Getreidemühle Rahmig, deren Betriebsrechte im Jahre 1971 erloschen sind.

Schwieriger Untergrund erschwert Kanalbau und erfordert Hilfe aus St. Gallen und dem Ultental

Die Anlage eines Kanals vom Lochmoos nordöstlich des Weilers Hintermoos, Gemeinde Schlier-Unterankenreute, über das sogenannte Fuchsloch, einer alten Jägerherberge und heutigen Waldgaststätte am Ostdamm des ehemaligen Vorderen Truchsessenweiher, bis zum Rösslerweiher (Gründel-Weyer) gestaltete sich jedoch aufgrund der geomorphologischen und hydrologischen Verhältnisse auf der Ankenreuter Höhenplatte recht schwierig. Zudem hatte es mehr als ein Jahrhundert vor dem Vertrag von 1588 beim Versuch des Klosters, das einzige natürliche Fließgewässer auf der Höhenplatte, den Erbisreuter Bach, zu kanalisieren, massive Einwände der halbadeligen Familie Boser aus Wetzisreute gegeben, die sich in ihren Wässerungsrechten betrogen fühlte, was im Jahre 1464 zu einem Rechtsstreit führte. Die Streitigkeiten wurden zu Ungunsten des Klosters geregelt.

Weitgehend unabhängig von menschlichen Einflüssen sind die Untergrundverhältnisse. Die von Waldburg nach Norden streichenden Kiesschichten sind aufgrund des unsortierten Materials wasserdurch-

Fast unbemerkt fließt der Stille Bach im Dickicht des Altdorfer Waldes mit geringstem Gefälle dahin. Sichtbar ist die geradlinige Trassierung des Kanalbettes aus dem 16. Jahrhundert.



lässig und lassen deshalb kaum größere Oberflächenwässer zu. Die Grundwasserströme – 1950 wurden drei übereinandergelagerte, wassergefüllte Schichten bei Trinkwasserbohrungen festgestellt – treten lediglich am Nordwestabhang des Altdorfer Höhenrückens an Terrassenstufen in Quellen und auf der Höhenplatte in Quelltöpfen zutage, die in Oberschwaben als geohydrologische Besonderheit gelten und daher teilweise als Naturdenkmal ausgewiesen sind; so die Kocherlöcher südwestlich Unterankenreute. Die Höhenplatte wird durch mehrere von Südwesten nach Nordosten verlaufende Moränenrücken wie Heinrichsbühl, Erbisreuter Eck und Lindenberg gegliedert, zwischen denen sich in eiszeitlichen Zungenbecken Flachmoorgebiete wie das Lochmoos entwickelten. Teilweise wurden sie als Staubecken für die Weiher benutzt wie das Gebiet des Truchsessenweiher, der vor seiner Auflassung im Jahre 1868 eine Fläche von 70 ha bedeckte. Die Erbauer eines Kanals von der Ankenreuter Höhenplatte zum Weingartner Martinsberg mußten also folgendes berücksichtigen, wenn sie das ganze Jahr über eine kontinuierliche Wasserführung erreichen wollten:

der Kanal durfte keine der zwischengeschalteten Fischweiher durch Wasserentzug beeinträchtigen, der Quellzufluß in der oberflächenwasserarmen Gegend mußte außerhalb der Fischweiher liegen, die Moränenrücken mußten geschickt durchstoßen oder umgangen werden, die Senken mußten ohne Niveauverlust umflossen werden,

die nahen Tobel in der Süßwassermolasse, in denen Bäche zu den großen Vorflutern Wolfegger Ach und Scherzach flossen, durften keinesfalls das Kanalwasser ablenken,

zur Garantierung der Wiesendüngung mit mineralstoffreichem Kanalwasser und einer gleichbleibenden Wasserführung in Monaten verringerter Quellschüttung mußten weitere Stauweiher angelegt werden und

der Kanal mußte auf eine möglicherweise schon vor der Zeit der Benediktiner auf dem Martinsberg angelegte Wasserleitung zum ehemaligen Welfensitz, der im Jahre 1056 an die Mönche aus Altomünster übergeben worden war, münden. Diese Wasserleitung wurde als *Lange Lache* in den Urkunden erwähnt und erst Anfang des 14. Jahrhunderts durch die Bezeichnung *Mühlbach* ersetzt; noch heute wird der Mühlbach im Weingartner Volksmund *Langenlachen* genannt.

Diesen hohen Anforderungen versuchten die Weingartner Benediktiner dank ihrer guten Beziehungen zu den Klöstern St. Gallen und Reichenau, zu

Zimmerleuten im Südtiroler Ultental, das 1094 Herzog Welf IV. dem Kloster vermacht hatten, und dank des Besitzes des seinerzeit als *lacus Grindel* bezeichneten Rösslerweiher gerecht zu werden. Von St. Gallen und der Reichenau konnten theoretische Kenntnisse über Bodenkunde, Feldvermessung sowie über die Anlage von Kanälen mit Hilfe einfacher Geräte bezogen werden. Die seinerzeit beste Fachliteratur über Architektur aus antik-römischer Zeit und über benediktinische Naturwissenschaft, die nachweislich von arabischen Kenntnissen in der Geometrie beeinflusst war, konnte in Abschriften beschafft werden. Die Zimmerleute aus dem Ultental bei Meran waren in ihrer Heimat mit dem Bau von hangparallelen Bewässerungskanälen, sogenannten Walen, vertraut und hätten diese Kenntnisse ohne weiteres auf die Trassierung oberhalb des

Hochtobels übertragen können. Der *lacus Grindel* – Grindel = Riegel, Damm – wurde zusätzlich bereits von einem Kanal gespeist, der die zu St. Gallen gehörende Mühlenansiedlung Kehrenberg-Christiansberg – letzterer Weiler ist wüstgefallen – mit Triebwasser versorgte. Er entspringt in den drei vorhin erwähnten Kocherlöchern.

Der Kehrenberger Kanal mündet in den elf Kilometer langen Stillen Bach

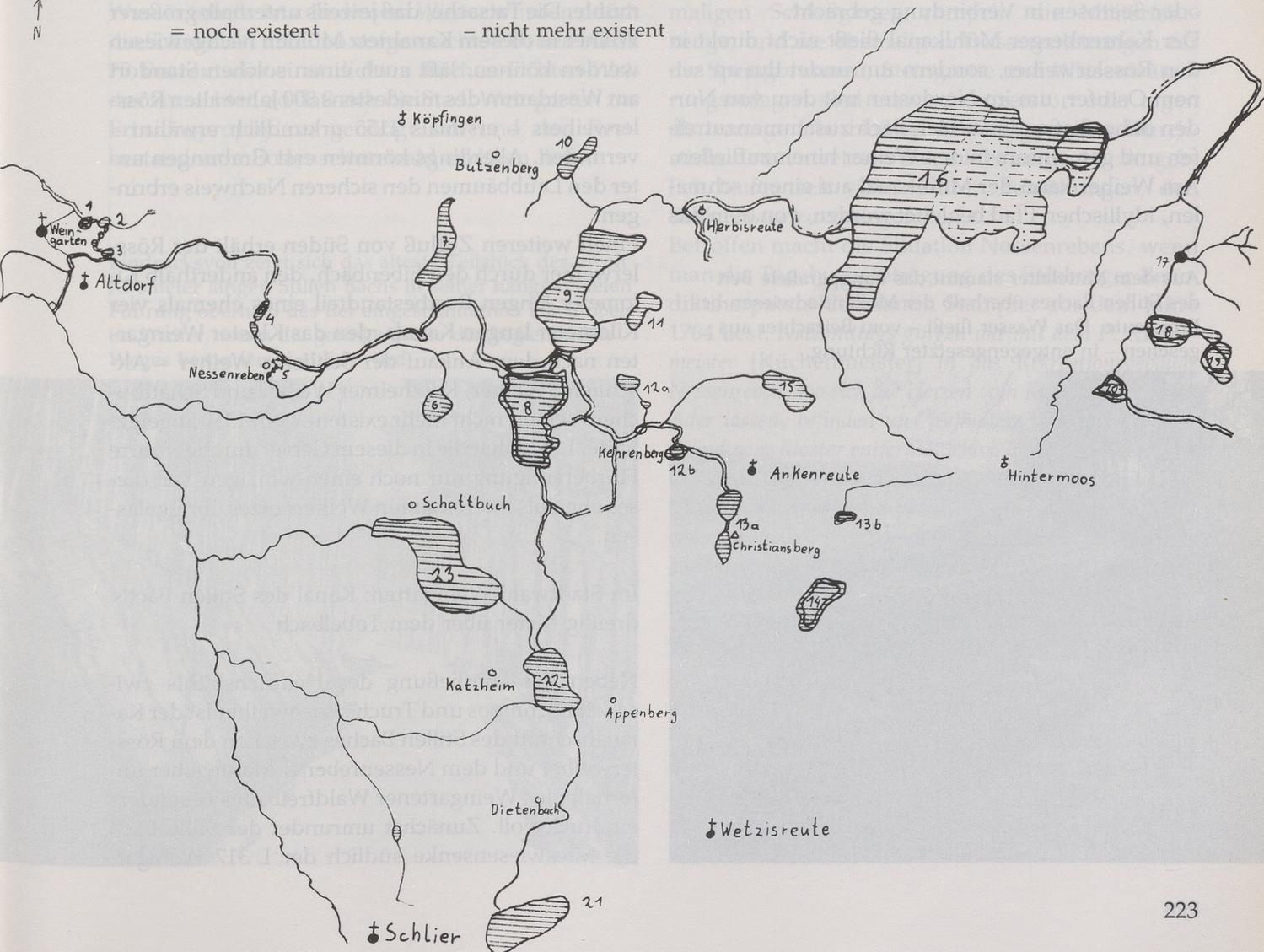
Dem Kehrenberger Mühlkanal, der noch heute als zweiter Kanal dem System des Stillen Baches zugeordnet werden kann, waren ehemals vier Weiher auf seiner Länge von 1,5 km zwischengeschaltet. Im Jahr 1451 empfing *Peter Müller von Kehrenberg vom ehrwürdigen geistlichen Herrn Abt Erhard für zwanzig*

*Das Gewässersystem des Stillen Baches zur Blüte der Teichwirtschaft im 17./18. Jahrhundert*

- 1 Schwanenweiher, 2 Hechtweiher mit Hälterteichen, 3 Feuerweiher, 4 Mahlweiher und Froschweiher,
- 5 Springbrunnenteiche, 6 Weiher beim Röslerhof, 7 Neuhaselhauser Weiher, 8 Rösslerweiher, 9 Altweiher,
- 10 Bautzenberger Weiher, 11 Starenthaler Weiher, 12a Buchweiher und Ententeich, 12b Kehrenberger Mahlweiher,
- 13a zwei Kocherweiher (auch Kocherseen genannt), 13b Feuerrose, 14 Föhrenweiher, 15 Ankenreuther Weiher,
- 16 Truchsessenweiher, 17 kleiner Weiher, 18 Unterer Kählesbühlweiher, 19 Oberer Kählesbühlweiher,
- 20 Bannbühlweiher, 21 Altschlierer Weiher, 22 Katzheimer Weiher, 23 Schattbacher Weiher.



= noch existent                      – nicht mehr existent



Jahre folgende vier Gewässer: das Seewasser zu Christlißberg, den Weiher unter diesem Seewasser, den Clausenweiher und den Notzenweiher. Ihm wurde zur Auflage gemacht, die Wasser flüssen, wure und strempfel in guten Ehren zu halten. Heute ist nur noch der Clausenweiher als Kehrenberger Mahlweiher – in verlandendem Zustand allerdings – erhalten; die Turbine des unterhalb befindlichen Sägewerks Schilling steht seit 1970 still.

Der Kehrenberger Mühlkanal betrieb bis in dieses Jahrhundert hinein außerdem die Getreidemühle Hillebrand und eine Hanfreibe, von der heute nichts mehr zu sehen ist. Die Hanfreibe stand in enger Verbindung mit dem nahen, flachen Rösslerweiher, der als Resler zur Zeit des 30jährigen Krieges in den geometrischen Abrissen Eingang fand. Als Resler oder Resen wurden flache Weiher bezeichnet, in denen der Flachs vor dem Brechen eingeweicht werden mußte. Mit dem Niedergang des oberschwäbisch-allgäuischen Flachsbaus verschwanden auch jene Resen, sofern sie nicht gleichzeitig andere Aufgaben wie der Rösslerweiher erfüllen mußten. Der Name Rösler oder Rössler ist jedoch noch weit verbreitet, wird aber mißdeutend mit der Zucht von Rössern oder Seerosen in Verbindung gebracht.

Der Kehrenberger Mühlkanal fließt nicht direkt in den Rösslerweiher, sondern umrundet ihn an seinem Ostufer, um im Nordosten mit dem von Norden daherfließenden Stillen Bach zusammenzutreffen und gemeinsam in den Weiher hineinzufließen. Am Weiher kann der Mühlkanal auf einem schmalen, idyllischen Pfad begleitet werden, von dem aus

Aus dem Mittelalter stammt das hangparallele Bett des Stillen Baches oberhalb der Mollenriedwiesen bei Erbisreute. Das Wasser fließt – vom Betrachter aus gesehen – in entgegengesetzter Richtung.



unschwer die teilweise bedrohte Vogelwelt im Schilfgürtel beobachtet werden kann.

An diesem Zusammenfluß hat der Stille Bach bereits sieben Kilometer seines über elf Kilometer langen Weges zurückgelegt, wobei er einen Höhenunterschied von nur 30 Metern überwinden mußte. Zum Vergleich: das letzte Teilstück, der Mühlbach, überwindet auf einer Länge von 1,5 km wahre 90 Höhenmeter! Bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts säumten seinen Weg zwischen Lochmoos und Rösslerweiher zehn Weiher, von denen heute noch fünf erhalten sind. Die übrigen – der Altweiher jenseits des Straßendamms beim Rösslerweiher, der Bautzenberger Weiher zwischen Butzenberg und Erbisreute, der Stahrenthaler Weiher beim gleichnamigen Gehöft, die beiden Ankenreuter Weiher nördlich Unterankenreute – sind heute nur noch an ihren ehemaligen Weierkanten und -dämmen erkennbar. Nicht vergessen werden darf der große Truchsessweiher nordöstlich Unterankenreute, auf dessen Gemarkung sich heute nur noch der Hintere Truchsessweiher zwischen Föhren und Buchen befindet. Unterhalb des Westdamms des großen Truchsessweiher befand sich einst eine Ölmühle. Die Tatsache, daß jeweils unterhalb größerer Weiher in diesem Kanalnetz Mühlen nachgewiesen werden können, läßt auch einen solchen Standort am Westdamm des mindestens 800 Jahre alten Rösslerweiher – erstmals 1155 urkundlich erwähnt – vermuten. Allerdings könnten erst Grabungen unter den Laubbäumen den sicheren Nachweis erbringen.

Einen weiteren Zufluß von Süden erhält der Rösslerweiher durch den Eibenbach, den anderthalb Kilometer langen Restbestandteil eines ehemals vier Kilometer langen Kanals, den das Kloster Weingarten nach dem Ankauf der Schlierer Weiher – Altschlierer Weiher, Katzheimer Weiher und Schattbacher Weiher; nicht mehr existent – um 1350 angelegt hatte. Leider hat die in diesem Gebiet durchgeführte Flurbereinigung nur noch einen winzigen Teil dieses ehemals interessanten Weiernetzes übriggelassen.

Im Stadtwald Weingarten: Kanal des Stillen Baches dreißig Meter über dem Tobelbach

Neben der Umfließung des Heinrichsbühls zwischen Lochmoos und Truchsessweiher ist der Kanalabschnitt des Stillen Baches zwischen dem Rösslerweiher und dem Nessenrebener Mahlweiher unterhalb des Weingartener Waldfreibades besonders eindrucksvoll. Zunächst umrundet der Stille Bach die Mieswiesensenke südlich der L 317 Weingart-

ten-Wolfegg, um das erforderliche Niveau für das Bett oberhalb des tief eingekerbten Hochtobels zu halten. Anschließend muß er sowohl den Lindenberg umrunden als auch gleichzeitig den zur Scherzach führenden Tobel vermeiden. Was blieb den Benediktinern anderes übrig, als den Bau einer hangparallelen Führung anzustreben? Gewagt mutet die Umrundung des Lindenbergspornes in einem Winkel von nahezu 210° an, wobei hier das Gefälle beinahe genauso gering ist wie bei der 180°-Schleife am Heinrichsbühl im Altdorfer Wald, wo das Gefälle nur 0,05% beträgt. Noch gefährlicher wirkt der Stille Bach, den nur ein ca. vier Meter breiter Spazierweg vom dreißig Meter tiefer fließenden Tobelbach trennt, im Anschluß an diese Schleife: Auf einer Länge von 750 Metern lassen sich nicht weniger als zwanzig alte und neuere Hangrutschungen feststellen. Trotzdem ist der Kanal nirgends mit Beton ausgekleidet, sondern hat durch ständig erneuerte Rundhölzereinfassungen sein altes Gesicht bewahrt. Trotzdem ist es im Schneebruch-Winter von 1981 zu einem größeren Ausbruch gekommen, nachdem eine mächtige Buche in den Kanal hineingestürzt war. Mit einem Gefälle von 70% schoß das Wasser tobelswärts. In diesem Winter wurden durch die Schneelast und den aufgeweichten Boden bis zu 75 Prozent des einst dichten Buchen-Fichten-Waldes vernichtet, so daß sich die Stadt Weingarten zur Erosionsprophylaxe genötigt sah und den Restbestand zum Bodenschutzwald erklären ließ.

Eindrucksvoll zeigt sich das älteste Teilstück des zwölf Kilometer langen Stillen Bachs in seiner hangparallelen Führung oberhalb des tief eingeschnittenen Hochtobels im Winter, wenn die geringe Breite des begleitenden Weges besonders deutlich wird.

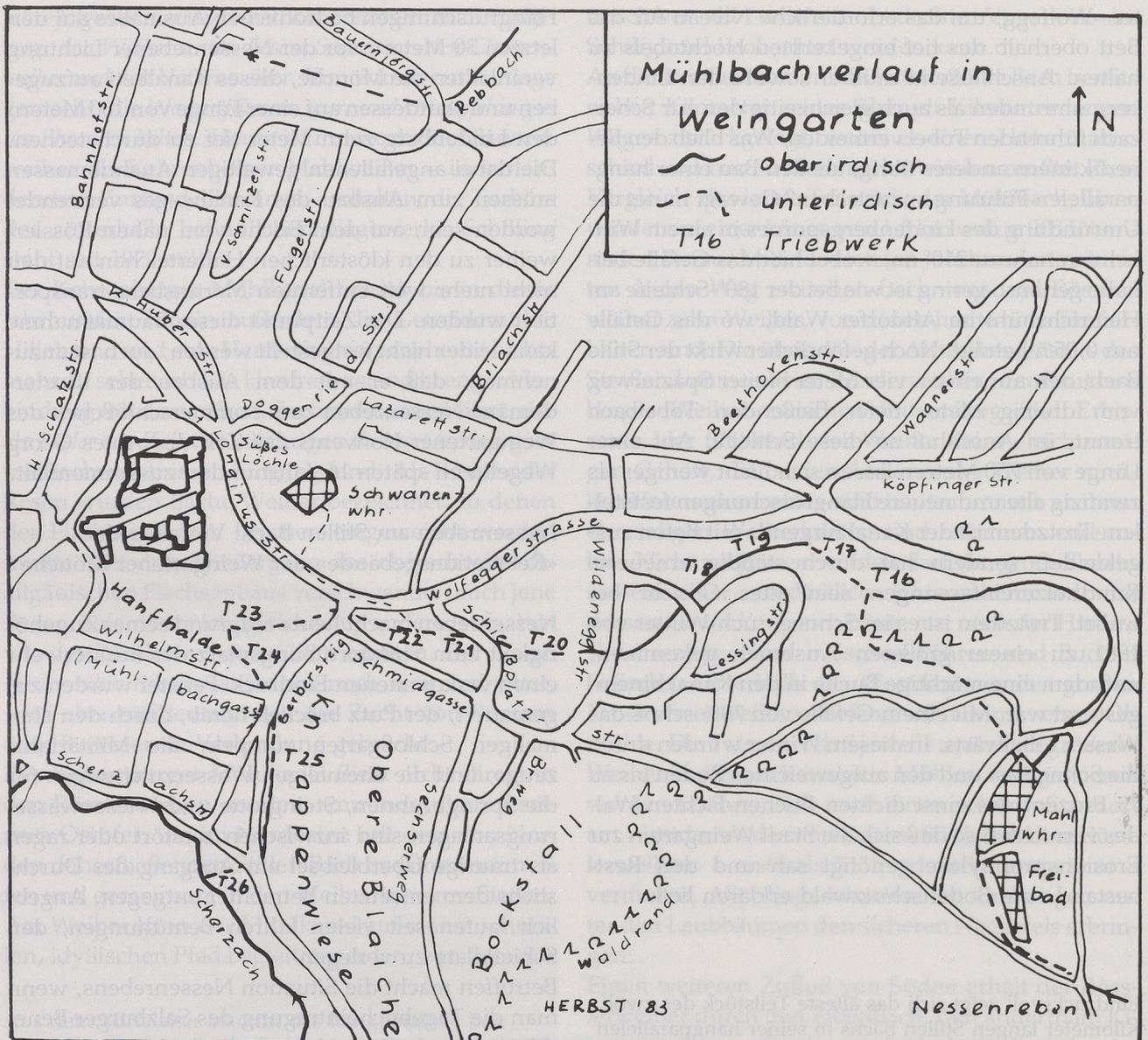


Hangrutschungen bedrohlichen Ausmaßes auf den letzten 30 Metern vor der Nessenrebener Lichtung veranlaßten die Mönche, dieses Kanalbett aufzugeben und stattdessen auf einer Länge von 100 Metern den Lindenberg zehn Meter tief zu durchstechen. Die dabei angefallenen gewaltigen Aushubmassen müssen zum Ausbau des Kanalweges verwendet worden sein, auf dem Fische vom nahen Rösslerweiher zu den klösterlichen Hältertischen auf den nicht mehr weit entfernten Martinsberg transportiert wurden. Der Zeitpunkt dieser Baumaßnahme kann leider nicht festgestellt werden, doch ist anzunehmen, daß er mit dem Ausbau der Klosterdomäne Nessenreben zum Sommerschloßchen des Weingartener Konvents zur Zeit des Abtes Georg Wegelin im späten 16. Jahrhundert zusammenfällt.

Nessenreben am Stillen Bach: Verfallen der «Rekreatiionsgebäude» der Weingartener Mönche

Nessenreben macht heute aufgrund seiner Zugehörigkeit zum Standortübungsplatz der Bundeswehr einen verkommenen Eindruck: Fenster wurden zugemauert, der Putz bröckelt herab, durch den ehemaligen Schloßgarten rumpeln die Militärfahrzeuge, und die ehemaligen Wasserzuleitungen für die Springbrunnen, Steingrotte und Wiesenwässerungsanlagen sind inzwischen zerstört oder ragen als traurige Überbleibsel am Ausgang des Durchstichs dem entsetzten Betrachter entgegen. Angeblich laufen seit vielen Jahren Bemühungen, den Schießplatz zu verlegen.

Betroffen macht die Situation Nessenrebens, wenn man die Tagebucheintragung des Salzburger Benediktinerpaters Constantin Stampfer aus dem Jahre 1784 liest: *Nachmittags gingen wir mit dem P. Kuchelmeister [Küchenmeister] in das Rekreatiionsgebäude Nessenreben, wo sich die Herren vom Konvent, wenn sie Ader lassen, befinden und aufhalten. Dieses eine halbe Stund vom Kloster entfernte Schloß hat die schönste, natürlichste Lage, die man sich nur einbilden kann. Das Gebäude selbst ist sehr gut und schön eingerichtet, auch mit einer schönen Kapelle versehen. Um dieses herum liegt ein Garten, teils mit Springbrunnen belebt, teils mit Alleen und Obstbäumen ausgeziert. Den Garten umgibt von der Ost- und Südseite ein angenehmer Wald. Auch im Sommer ist man durch die hohen Bäume von der Hitze geschützt. Ein gleichlaufender kleiner Bach [der Stille Bach] macht den Spaziergang noch angenehmer, er bald langsamer und sachte fortrieselt, bald über kleine Anhöhen herabglichscht. Zu beiden Seiten ist er selber teils mit Linden, teils mit Gesträuch besetzt und verschafft den angenehmsten Spaziergang zumalen für Liebhaber der Einsamkeit und des Nachdenkens.*



Am Ende des Waldes steht auf einem Hügel ein «Vogelthenn» und unweit davon ein Teich. Kurzum! würde man diese Gegend nur ein klein wenig durch Kunst und Bemühung unterstützen, so müßte es den artigsten englischen Garten vorstellen.

Heute erfreut lediglich der Anblick des Weingartener Waldfreibades, das sich aus einem Froschweyerlin entwickelt hat, die vom Zustand des einstigen Sommerschlößchens Nessenreben betroffenen Besucher.

Dem Stillen Bach wird im Freibadgelände mittels einer Wärmepumpe Wärmeenergie entzogen, die der Beheizung des Freibades dient. Unterhalb des wunderschönen Geländes staut der Mahlweiher den Kanal auf, an dessen Nordwestende sich der Einlaß zur 1910 erbauten Druckrohrleitung zum 40 Höhenmeter tiefer gelegenen Säge- und Hobelwerk Habisreutinger befindet.

Erster Kanalbau wohl im 12. Jahrhundert

Ein Vergleich mit Hans Jänichens Katalogisierung der Beurkundungsdaten von südwürttembergischen bzw. südbadischen Sägemühlen offenbart, daß das Sägewerk Habisreutinger die älteste ununterbrochen arbeitende Sägerei Oberschwabens ist: Sie ist aus einer im Jahre 1431 erwähnten klösterlichen *Segmülin* zu Langenlachen hervorgegangen. An der Langen Lache, wie der Mühlbach vor dem 15. Jahrhundert generell genannt wurde, standen bereits lange vor dem Bau der Sägemühle klösterliche Mühlwerke, existierten Ableitungen zu den Bleichwiesen und Flachsresen sowie Abzweigungen in Feuerlösch- und Entsorgungsleitungen, deren letzte Überreste 1982 beim Straßenbau auf der Weingartener Gerbersteige zerstört wurden. Zur Aufrechterhaltung des Mühlbetriebes mußte

die Lange Lache genügend Wasser liefern, das in ausreichender Menge aufgrund der geohydrologischen Verhältnisse nur vom Rösslerweiher herangeführt werden konnte. Da Arbeitskräfte nicht beliebig vorhanden waren, Mühlen wie die Schellinger-Mühle bereits für das Jahr 1278 belegt sind, muß mit großer Wahrscheinlichkeit der Bau des Stillen Baches am Hochtobel vor dem Beginn der langwierigen Bauarbeiten im Klosterbereich ab 1124 angenommen werden. Freilich ist hinzuzufügen, daß die Ur-Leitung des 12. Jahrhunderts im Laufe der Jahrhunderte verbreitert wurde, so daß zur Zeit der Säkularisation den Mühlbach drei Sägemühlen – Obere Klostersäge, Gengensäge, Untere Klostersäge –, drei Getreidemühlen – Obere Mühle, Klostermühle, Knollenmühle –, eine Ölmühle, eine Walkmühle und eine Abteilung zu den sieben klosternahen Hälterteichen begleiteten.

Nach der Säkularisation blieben die Mühlen erhalten und bekamen in den Jahren 1860 bis 1890 weitere Mühlhachbarn:

1868 entstand unterhalb der Sägerei Habisreutinger als T(riebwerk) 17 die Neumühle, in der unter Regie von Josef Habisreutinger Getreide gemahlen wurde. Die Turbine ist heute noch in Betrieb.

Unterhalb der Neumühle wurde mit Hilfe des Mühlbaches bis zum Jahre 1897 die Ziegelhütte Arnold betrieben.

Benachbart entstand 1889 die mechanische Dreherei Lander, in der zuletzt bei Beginn der 30er Jahre Knöpfe hergestellt wurden. Das ehemalige Triebwerksgebäude ist heute eines der ältesten Wohn-

Etwa 10 000 Kubikmeter Bodenaushub fielen an, als die Benediktiner des Klosters Weingarten im Mittelalter den Kanaldurchstich am Lindenberg unweit des ehemaligen Sommerschloßchens Nessenreben (heute Standortübungsplatz) veranlaßten.



häuser innerhalb des großen Neubaugebietes «Oberstadt».

An die als T 18 registrierte Werkstätte grenzte als T 19 von 1886 bis 1967 die mechanische Werkstätte Weder, in der unter anderem Grabsteine hergestellt wurden.

Auf die Gengensäge (T 20; seit 1913 Villa Schellinger) und die Obere Mühle (T 21; heute Mühlenwerk Schellinger & Co.) folgte in der engen Bebauung der Brauerei und Metzgerei *Zum goldenen Adler* als T 22 die Adler-Sägmühle. Der im Jahre 1859 gegründeten Sägerei sollte ursprünglich noch eine Gipsmühle angegliedert werden, was an den begrenzten Ausbaumöglichkeiten scheiterte. Nach Umwandlung in eine Werkstätte für Borsten- und Haarpfmaschinen erfolgte die Umstellung auf den Produktbereich «elektromechanische Kleinteile», die noch heute Meister Flöss mit drei Mitarbeitern in den engen Räumen herstellt.

Leistungsbilanz des Stillen Baches: 26 Weiher, vierzehn Mühlen und fünf Turbinen

Insgesamt wurden nachweislich in einem Zeitraum von knapp tausend Jahren – der Kanal von Kehrenberg muß ja mit eingerechnet werden – durch das Kanalsystem des Stillen Baches fünf Getreide-, vier Säge-, zwei Öl- und eine Walkmühle, zwei Hanfreiben, eine Schmiede und fünf Turbinen zur Stromerzeugung betrieben, mindestens 26 Weiher gespeist, mehrere Moränenrücken in die Zange genommen, ein künstliches Wassereinzugsgebiet von 25 Quadratkilometer Größe geschaffen und der gesamte Wasserhaushalt auf den Höhen zwischen Scherzach und Wolfegger Ach reguliert. Hinzu kommt, daß sich das alte Kanalnetz äußerst harmonisch in das Landschaftsbild einfügt und nirgends einschneidende ökologische Folgen oder landschaftsbeeinträchtigende Verbauungen bewirkt hat. Ja, die Anlage des Stillen Bach-Systems kann geradezu als ein Musterbeispiel für die organische Einbettung technischer Baumaßnahmen in eine menschlichen Eingriffen gegenüber besonders «sensible» Landschaft gelten. Nirgends empfindet der Wanderer dieses Kanalnetz als einen Störfaktor; im Gegenteil, es hat eigentlich zur landschaftlichen Bereicherung des Freizeitraumes Ravensburg-Weingarten-Wolfegg beigetragen. Es bleibt zu hoffen, daß diese einmalige Anlage, die nicht unter Schutz gestellt ist, noch lange der Nachwelt erhalten bleibt.

# Leserforum

In ihrem Kommentar hat Heidi-Barbara Kloos leider nur halb «zur Sache» (Schwäbische Heimat 1985/1) gesprochen. Und vor allem hat sie der Sache – Heimatpflege und **Denkmalpflege** – geschadet, weil sie mit ihren Darlegungen all jenen Kräften Auftrieb gibt, die am liebsten Fassaden abreißen und Ensemble-Löcher mit einförmig Modernem stopfen.

Das Grundproblem ist doch dies: Den geschlossenen Charakter eines Stadtkerns oder wenigstens eines Straßenzugs zu erhalten. Wer über lange Jahre mit Fragen der Stadtbildpflege umgegangen ist, und wer Augen hat zu sehen, kennt dieses Problem als ein weltweites: daß der Mensch Baulücken in Ensembles reißt und sie in einer das ästhetische Empfinden schwer störenden Weise wieder schließt, durch Zweckbauten, durch Betonfassaden und anderes Schlimme. Es ist dieselbe Erfahrung allüberall, in Städtchen und Dörfern Schwabens genauso wie in Paris, London und anderswo. Endlich hat sich nun in Gemeindeverwaltungen und anderen Stellen die Erkenntnis Raum verschafft, daß eine moderne Füllung solcher Lücken derzeit nicht oder fast nie gelingt, während die denkmalgerechte = historische unserem ästhetischen Gefühl entgegenkommt. Es geht bei der Fassadengestaltung in alten Städten und Straßenzügen längst nicht mehr, wie Frau Kloos meint, in erster Linie um die Erhaltung historischer Bausubstanz, sondern um die Erhaltung eines den Menschen in seinem Lebensgefühl umhегenden Rahmens, in dem er sich als behaust und nicht als abgewiesen empfinden kann. Dafür ist die dem historischen Zustand entsprechende Restaurierung im Regelfall optimal. Ob sie historische Bausubstanz erhält oder nicht, ist insoweit eher sekundär. Die Polen haben uns an vielen Beispielen, vor allem in Warschau und Danzig, vorgemacht, wie wichtig solche Neuherstellung auch des total Zerstorten sein kann und wie wichtig sie auch ist, wenn hinter der Fassade sich gänzlich Neues und Unhistorisches verbirgt und begibt. In Neubaugebieten ist Gelegenheit genug, Ideen von modernem Wohnen kreative Gestalt zu geben und Möglichkeiten zu erproben, wie Menschen eine «Behausung» auch in der Straße geschaffen werden kann. In historischen Straßenzügen und Ensembles sind solche Versuche zu riskant. Frau Kloos nennt nicht ein einziges gelungenes Beispiel für eine unhistorische und nicht historisierende Lückenfüllung in Ensembles. Sollte sie in der Lage sein, wenigstens einige zu nennen, könnte man ihr hunderte von mißlungenen entgegenhalten.

Noch einmal: Es geht nicht nur um Denkmalpflege als Erhaltung historischer Bausubstanz – auch sie ist wichtig und sollte soweit wie möglich betrieben werden – sondern weit mehr um Stadtbildpflege im Sinn der Pflege von etwas, das für uns wichtigster Teil der Heimat ist.

Prof. Dr. Wolfgang Zöllner, Tübingen

**Nochmals zur Sache:** Der Vorwurf, ich hätte «der Sache – Heimatpflege und Denkmalpflege – geschadet», trifft mich hart. Freilich denke ich, hoffe ich, hat Herr Prof. Dr. Zöllner meinen Beitrag in der Schwäbischen Heimat 1985/1 mißverstanden, sonst würde er mir dies nicht unterstellen. Es ging mir in dem Kommentar doch mit keinem Wort darum, wie Baulücken in einem historischen Ensemble gefüllt werden müssen oder wie sie gefüllt werden können. (Dies ist ein Thema, über das sich allerdings trefflich streiten läßt.) Mein Anliegen war vielmehr die Frage: Wie gehen wir mit historischer Bausubstanz bei ihrer Renovierung um? Mir ging es darum, die Leser dieser Zeitschrift zum Nachdenken anzuregen, ob wir nicht viel zu häufig vergessen, daß *historische Gebäude zuerst einmal historische Quellen sind und erst dann Objekte unseres Behagens*. Wie jede historische Quelle verdienen sie deshalb die pflegliche Bewahrung und den Schutz vor verändernden Eingriffen. Natürlich weiß ich, daß man bei der Erhaltung von alter Bausubstanz immer Kompromisse finden muß, weil wir in den Häusern schließlich leben wollen. Aber machen wir uns diese Kompromisse nicht oft zu leicht? Und muß es denn wirklich sein, daß man auch die Fachwerkfassaden freilegt, die kein Sichtfachwerk besitzen, die immer verputzt waren, nur weil Fachwerk – pardon – unserem Lebensgefühl entgegenkommt? Ich meine, diese historischen Verfälschungen sollten wir uns der Sache zuliebe verkneifen. Insofern möchte ich Herrn Professor Zöllner in einem Punkt doch heftig widersprechen. Aus meinem Verständnis von Geschichte darf die Frage, ob historische Substanz zerstört wird, nie sekundär sein. Sie muß bei jeder Gestaltungsüberlegung im Mittelpunkt stehen. Wir haben nämlich auch in diesem Zusammenhang Verantwortung gegenüber kommenden Generationen. Stadtbildpflege ist ganz sicher ein wesentlicher Teil der Heimatpflege, aber sie darf nie das Motto des europäischen Denkmaljahres außer acht lassen: «Eine Zukunft für die Vergangenheit».

Heidi-Barbara Kloos, Stuttgart

## Ästhetik oder Authentizität

In der Schwäbischen Heimat 1985 schreibt Frau Kloos sinngemäß, daß der Trend zu historisierender Bauweise den Denkmalschützern allmählich über den Kopf zu wachsen beginnt. Detailgetreue Fassadenrekonstruktion an Neubauten habe mit Denkmalschutz nichts mehr zu tun. Wirklich nicht? Denkmalschutz hat heute zu Recht einen hohen politischen Stellenwert, es werden geradezu astronomische Summen für die Erhaltung und Restaurierung historischer Gebäude ausgegeben. Wären diese erheblichen gesellschaftlichen Ausgaben allein um der Authentizität willen berechtigt, um die es den Denkmalschützern offenbar ausschließlich geht? Mittelalterliche Stadtkerne, Schlösser und Dome werden von einem

Großteil der Bevölkerung wohl nicht deshalb für wichtig und erhaltenswert angesehen, weil sie Aufschluß über die Bauweise einer bestimmten Zeit geben, sondern weil sie einfach zeitunabhängig schön sind. Ihre Ästhetik tritt um so deutlicher zutage, wenn man sie im Kontrast zu den «architektonischen Meisterleistungen» unseres Jahrhunderts sieht. Und ich glaube auch nicht, daß künftige Generationen unsere Beton- und Glas-Bunker schön finden werden. Der Denkmalschutz bezieht meines Erachtens eine wesentlichere Berechtigung aus der Ästhetik seiner Objekte als aus deren Authentizität. Eine Raffinerie und ein Kühlturm sind auch authentisch, dennoch wäre es absurd, sie aus Denkmalschutzgründen zu erhalten. Wenn man jedoch die Tendenz des Denkmalschutzes zu technischen Kulturdenkmalen verfolgt, den Schutz auch für Bauwerke von Le Corbusier und anderen modernistischen Architekten, erscheint die Absurdität gar nicht mehr so fern. Der Denkmalschutz dürfte sich auf diese Weise erhebliche Sympathien verschmerzen. Man kann nicht auf der einen Seite die architektonische Zerstörung unserer Städte, ihre Unwirtlichkeit und Sterilität beklagen, und dann eben die Gebäude als schutzwürdig bezeichnen, die diese Unwirtlichkeit verursachen. Völlig unverständlich ist mir die Kritik des etablierten Denkmalschutzes an historisierender Bauweise wie z. B. der Frankfurter Römerberg-Bebauung, während die irrsinnigsten Betonorgien und Wolkenkratzer als zeitgenössische Bauweise in Kauf genommen werden. Solange es keine zeitgenössische Stilrichtung gibt, die auch nur minimalen Ansprüchen der Ästhetik und humanen Bauens genügt, ist der Rückgriff auf historische Bauweise nur konsequent.

Gerhard Bronner, Kirchheim/Teck

Mit Freuden und Interesse habe ich den Artikel über das **Haus Hohentwiel** in Oberboihingen in der Schwäbischen Heimat gelesen. Dank für diese klare und zugleich taktvolle Darstellung des dramatischen, aber schließlich doch positiv ausgegangenen Geschehens.

Nur einen Punkt möchte ich gerne korrigiert wissen. Das Württembergische Landesmuseum hat nicht von sich aus vorgeschlagen, den Hohentwiel abzubauen und in einem Freilichtmuseum wieder aufzubauen. Ich habe vielmehr im Herbst 1978, als ich vom Regierungspräsidium in Stuttgart gefragt wurde, ob das Haus in ein Freilichtmuseum übernommen werden könne, dies zugesagt, falls es abgerissen werden müsse. Ich habe eindeutig meine Meinung bekundet, daß ich die Erhaltung am Ort befürwortete und habe mich mit der Bürgerinitiative Oberboihingen, auch öffentlich bei einer Bürgerversammlung, dafür eingesetzt. Allerdings gab es zwischenzeitlich einen entstellenden Pressebericht, in dem im Interesse der Gegenpartei behauptet wurde, ich sei für den Abriß.

Prof. Dr. Claus Zoege von Manteuffel

Soviel Mut hätte ich Ihnen gar nicht zugetraut: Ich finde es einfach toll, daß Sie an uns Mitglieder appellieren, uns freiwillig an ein **Tempolimit** auf Autobahnen und Landstraßen zu halten. Ich habe am heutigen Tag einen entsprechenden Aufkleber an meinen «ökologischen Sündenfall» geheftet, obgleich ich mich auch schon zuvor an Tempo 100 orientierte. Wenn ich mein Auto zwei-, dreimal im Monat benutze, weiß ich dennoch, daß damit die Umwelt geschädigt wird.

Vielen Dank für Ihren Aufruf. Auch wenn Sie damit einigen Mitgliedern auf die Gaspedalfüße treten sollten, war dieser Appell zukunftsweisend und logisch. Wenn die Heimat kaputtgefahren ist, kann sie nicht mehr geschützt werden. Und sie nur noch auf vergilbenden Fotos anzusehen, kann keine realistische Zukunftsperspektive sein. Machen Sie weiter so!

Harald Schmautz, Weinsberg

Immer wieder lese ich mit großem Interesse Ihre vorbildlich geführte Zeitschrift «Schwäbische Heimat». In der Nummer 2 des Jahrganges 1985 interessierte mich insbesondere der Artikel über die **Ammertalbahn** (S. 89–104). In diesem Zusammenhang bedauerte ich außerordentlich die 1976 erfolgte Sprengung des Wasserturms im Bahnhof Herrenberg, die m. E. überflüssig war und eine gewisse Stupidität nicht verkennen läßt. Diese entspricht der heute noch weit verbreiteten Unterschätzung technischer Kulturdenkmäler. Auch Bahnhöfe, Brücken und Wassertürme sind im 19. Jahrhundert wichtige Bestandteile der Stadtbilder geworden. Daß man bei diesen meist sehr solid und auch formal ansprechend gebauten Objekten in neuerer Zeit so schonungslos verfuhr, ist ebenso zu bedauern wie der rigorose Verschleiß älterer Dampflokomotiven, die mit wenigen Ausnahmen alle dem Schneidbrenner zum Opfer fielen. Das Kultur- und Geschichtsbewußtsein der Deutschen Bundesbahn ist sicherlich nicht über dem Durchschnitt entwickelt – ganz zu schweigen vom Vergleich mit anderen europäischen Nationen.

Ich würde empfehlen, daß man auch im Rahmen der «Schwäbischen Heimat» und im Hinblick auf das Eisenbahnjubiläumjahr 1985 entschieden für die Erhaltung noch vorhandener Eisenbahn Denkmäler eintritt. Ich selbst habe mich zu dem Themenkomplex in der kürzlich erschienenen zweibändigen Ausgabe des Buches «Zug der Zeit – Zeit der Züge» in einem Kapitel «Eisenbahngeschichte und Denkmalpflege» geäußert. Mir scheint gerade die Beachtung der Eisenbahngeschichte ein neues, bisher zu wenig beachtetes Feld im Gesamtbereich der Heimat-, Denkmal- und Kulturpflege zu sein.

Dr. Ernst Eichhorn, Ansbach

Bezirksheimatpfleger für Mittelfranken

# Buchbesprechungen

FRANZ QUARTHAL (Hg): **Zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb. Das Land am oberen Neckar.** (Veröffentlichung des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br. Nr. 52). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1984. 568 Seiten mit 125 Abbildungen, davon 7 farbig. Leinen DM 88,- Die Region am oberen Neckar – im Westen begrenzt vom Schwarzwald, im Osten von der Schwäbischen Alb, im Norden von der fruchtbaren Gäulandschaft und im Süden durch das Quelleinzugsgebiet der Donau – ist zwar keine *der wenig bekannten Landschaften Baden-Württembergs*, wie sie der Verlag in einer Pressemitteilung bezeichnete. Es fehlen diesem auf den ersten Blick eher geographisch denn kulturgeschichtlich geschlossenen Gebiet eben nur die bedeutenden politischen, wirtschaftlichen und kirchlichen Zentren, die es zum Areal historischer Schwerpunktforschung machen würden. Die ganze Landschaft am oberen Neckar lag über Jahrhunderte hinweg nur am Rand der wichtigen Fernverkehrswege und war so typisch bunt wie manch anderer Teil der politischen Landkarte Südwestdeutschlands, wo sich keiner der zahlreichen, hier begüterten Herren entscheidend durchsetzen wollte oder konnte.

Mit Franz Quarthal fand sich als Herausgeber und Mitautor ein Mann, dessen wissenschaftliche Arbeit bisher schwerpunktmäßig der Geschichte Vorderösterreichs galt. Es lag daher nahe, daß er sich mit seinem Beitrag den Städten der beiden hohenbergischen Grafschaften widmete, die einer Klammer gleich das Land am oberen Neckar umfaßten. Sein Beitrag wie die insgesamt 18 Aufsätze der übrigen Autoren sind in überarbeiteter Fassung aus Vorträgen hervorgegangen, die im Rahmen einer Veranstaltungsreihe des Alemannischen Instituts in den Jahren 1979/80 gehalten wurden. Thematische Schwerpunkte bilden die Reichsritterschaft mit Beiträgen von Johann Ottmar, Siegfried Kullen, Volker Himmelein, Gert Kollmer, Werner Kundert und Volker Press sowie die Geschichte der Städte der Region, behandelt von Paul Sauer, Franz Quarthal, Franz Geßler, Karl Otto Bull, Winfried Hecht und Paul Schwarz. Die Untersuchungen von Karl-Heinz Schröder, Rudolf Reinhardt, Alfred Rüsç (+), Michael Borgolte, Hans-Martin Maurer, Volker Schäfer und Eberhard Naujoks runden das inhaltliche Spektrum und ein Werk ab, das der Verlag zu Recht als *erste umfassende Veröffentlichung zu Geschichte, Kunst und Kultur des Gebiets am oberen Neckar* bezeichnet. Reich ist die Ausstattung mit Karten und Bildern. Ein ausführliches Orts- und Personenregister erleichtert den Einstieg.

Rudolf Bütterlin

EDUARD PAULUS und ROBERT STIELER: **Aus Schwaben. Schilderungen in Wort und Bild.** Reprint der Ausgabe von 1887, ergänzt mit Registern und einem Nachwort, herausgegeben von Günter Stegmaier. DRW-Verlag Leinfelden-Echterdingen 1984. 404 Seiten mit 45 Zeichnungen. Leinen DM 42,-

Dem im 19. Jahrhundert zunehmenden Interesse an Altertümern, an kunsthistorischen Schätzen und an der Historie allgemein kam diese Veröffentlichung sehr entgegen. Von einem renommierten Autor geschrieben – Eduard Paulus war beim damaligen Statistischen Amt u. a. mit der Herausgabe zahlreicher Oberamtsbeschreibungen befaßt und übte nebenbei das Amt des Landeskonservators aus – und von einem einfühlsamen Künstler illustriert – der Landschaftsmaler Robert Stieler lehrte an den Kunstakademien in Stuttgart und Karlsruhe –, breitet diese Darstellung ein Panorama des württembergischen Landes, das zu *den ersten unseres großen deutschen Vaterlandes* gezählt wurde, mit seinen landschaftlichen Schönheiten, mit seinen städtebaulichen Eigenheiten und Kunstschätzen aus. Die Beschreibung ist gegliedert in die vier Landschaftsbereiche Schwarzwald, Schwäbische Alb, Oberschwaben und Neckarland. Vorangestellt sind Kapitel über Land und Leute, Altertümer und Kunst. Die Ausführungen von Eduard Paulus sind auch heute noch lesenswert und erfreuen durch ihre klare und präzise, bisweilen aber auch poetische Sprache. Im Nachwort zur Reprint-Ausgabe gibt Günter Stegmaier einen kurzen Abriß über das Leben und Wirken von Eduard Paulus. Erfreulicherweise wurde die Neuausgabe mit einem Personen- sowie einem geographischen und topographischen Register ausgestattet, die den vielfältigen Inhalt des Werkes umfassend erschließen.

Werner Frasch

GERD WUNDER: **Bauer, Bürger, Edelmann.** Ausgewählte Beiträge zur Sozialgeschichte. Festgabe zum 75. Geburtstag des Autors. Hrsg. von Kuno Ulshöfer im Auftrag der Stadt Schwäbisch Hall. (Forschungen aus Württembergisch Franken. Bd. 25). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1984. 422 Seiten mit einer Abbildung, 26 genealogischen und 5 statistischen Graphiken. Leinen DM 48,-

Die wissenschaftliche Arbeit eines Gerd Wunder zu würdigen, ist schwierig. Weder die insgesamt 35 Aufsätze aus fünf Jahrzehnten, die in dieser Festschrift aufgenommen wurden, decken das Arbeitsgebiet des Jubilars umfassend ab, schon gar nicht aber der lapidare Hinweis, daß *seine Wahlheimat Schwäbisch Hall zum Mittelpunkt der späteren Arbeit Wunders geworden ist*. Wir, seine Leser und Freunde, wissen jedoch die reiche Fülle seiner Interessen zu schätzen. Dr. Kuno Ulshöfer, der langjährige Leiter des Stadtarchivs Schwäbisch Hall, hat bei der redaktionellen Gestaltung eine treffliche Auswahl vorgenommen, die zeigt, daß sich Gerd Wunder eben nicht nur im historischen Umfeld von Schwäbisch Hall sicher bewegt.

Die Aufsätze sind in fünf Bereiche gegliedert, deren erster die Zusammenhänge und Gesetzmäßigkeiten veranschaulicht, die Gerd Wunder aus der örtlichen und Quellenforschung abzuleiten versteht. In der Verbindung von Einzelheiten und einer weiteren Sicht, *als sie der heimische Kirchturm erlaubt*, macht er Geschichte begreiflich, gerade

auch in der populären Wissenschaftssprache. Landes- und Ortsgeschichte scheinen ihm die Probe für die Relevanz von National- und Weltgeschichte darzustellen. Immer, wenn Wunder über einen Ort schreibt, steht auch das Grundsätzliche, belegt durch viele Details, im Vordergrund. Wunders Aussagen zum Sozialgefüge der südwestdeutschen Städte und Dörfer sind nicht erst seit dem Erscheinen der *Bürger von Hall* von eminenter Bedeutung. Sie sind wohl zum Kern einer Disziplin geworden, die sich nicht nur in niedergeschriebenen Thesen erschöpft, sondern quantifizierende, deduktive und logisch folgernde Wege beschreibt. Den Genealogen ist Gerd Wunder seit jeher ein Begriff. In der Festschrift finden wir unter dem Titel *Beiträge zur Dynastengeschichte* sechs Aufsätze, unter ihnen einen Ausblick auf die Verbindungen des älteren markgräflich-badischen Hauses zum Unterland sowie eine Standortbestimmung für Konrad II. von Teck, der nur wenigen als gewählter Nachfolger Rudolfs von Habsburg als römischer König bekannt sein dürfte. Daß die Stadt Hall schließlich im thematischen Rahmen eines Buches von und über Gerd Wunder nicht fehlen darf, versteht sich von selbst.

Unvermutet, gleichwohl aber hochinteressant sind Wunders Ausführungen über die deutschen Namen in Santiago, die frühen deutschen Siedler in Chile und die geschichtlichen Beziehungen Südamerikas zu Europa. Diese Beiträge stammen aus der Frühzeit des Wissenschaftlers, der einen Teil seiner Jugend in Chile verbrachte.

Den Lesern, die bei dem wohl gelungenen Buch die Bilder vermissen, sei gesagt, daß solche ein derart günstiger Kaufpreis nicht erlaubt.

Rudolf Bütterlin

**KARL MOERSCH: Bei uns im Staate Beutelsbach. Vom unbekanntem Württemberg.** Verlag Günther Neske Pfullingen 1984. 352 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Leinen DM 38,-

Mit dem Titel seines Buches knüpft der Autor an einen Ausspruch von Theodor Heuss bei einer Wahlversammlung im Jahre 1946 an. Der Redner bemerkte damals im Hinblick auf die neue und von ihm abgelehnte Verfassung des Landes Südwürttemberg-Hohenzollern spöttisch: *Ja, bei uns im Staate Beutelsbach, da ist immer schon allerhand möglich gewesen.* Hat Heuss mit seinem Hinweis auf den «Staat Beutelsbach» durchaus das Provinzielle, die Sehnsucht nach Idylle und den Hang zur Selbstüberschätzung aufspießen wollen, liegen Karl Moersch solche Absichten selbstverständlich fern. Ernsthaft, aber nicht todernst, dabei kurzweilig, informierend und zuweilen auch amüsierend, unternimmt er einen Gang durch die württembergische Geschichte, bei dem manches Eigenartige und Unbekannte – wie der Untertitel des Buches verspricht – berichtet wird.

Der Autor geht dabei nicht chronologisch vor, sondern reiht seine Berichte über historische Ereignisse und Persönlichkeiten in mehreren Kapiteln aneinander. Ausgangspunkt der historischen Streifzüge ist – wie könnte es anders sein – das Jahr 1514, fällt doch in jenes Jahr der Abschluß des denkwürdigen Tübinger Vertrags, durch den

sich Württemberg wohl mehr als durch andere Ereignisse von anderen Territorien auf deutschem Boden unterscheidet; denn er verschaffte den Landständen über Jahrhunderte hinweg politischen Einfluß und machte so das Land zu einem Staat mit zwei Gewalten. Der Einfluß der Geistlichkeit – etwa der herzoglichen Ratgeber Johannes Brenz und Johann Valentin Andreä, aber auch der Pfarrer Hahn, Flattich und Steeb – wird in mehreren Kapiteln beleuchtet. Die Bedeutung der separatistischen und pietistischen Bewegung schlägt sich in dem Buch ebenfalls nieder: die Aktivitäten des Johann Georg Rosenbach, Laienprediger aus Heilbronn, sind ebenso behandelt wie die Konflikte zwischen der Amtskirche und Pfarrern mit pietistischen Neigungen – dargestellt am Beispiel des Großbottwarer Pfarrers Grüninger und seines Helfers Gruber – und die verschiedenen Ausformungen des Pietismus mit Anklängen an einen frühen Pazifismus.

Ein weiterer Schwerpunkt des Buches sind die Neuerungen unter König Friedrich, der Württemberg zu einem modern verwalteten, absolutistisch regierten Staat machte, und seinem Nachfolger Wilhelm I. Gerade diese Zeit des Übergangs von einer mittelalterlich geprägten Herrschaftsstruktur in ein nach französischem Vorbild durchstrukturiertes und organisiertes Staatswesen zeigt eigene Gegensätzlichkeiten: der nüchterne und reformfreudige König gibt nicht nur zur Darstellung seiner inneren Reformen Anlaß, sondern bietet auch Stoff zur Anekdotensammlung; Friedrich und seine Schimmelstute «Helene». Der absolut regierende König will selbst seine Macht durch eine Verfassung binden, die dann – nach seinem Tod – an den Prinzipien des mehr als dreihundert Jahre zuvor geschlossenen Tübinger Vertrags angeknüpft wird. In diesem Kapitel gibt Karl Moersch einen komprimierten Überblick über die historischen Zusammenhänge, die damals die Situation in Deutschland bestimmten und in der Württemberg versuchte, eine eigenständige Politik zu machen, kurz von der «Furcht vor dem Preußentum» zur «propreußischen Wende».

Neben diesen Vorgängen der «großen Politik» vergißt Karl Moersch aber auch nicht, auf weniger bekannte Persönlichkeiten hinzuweisen. Genannt seien hier Ludwig Pfau, ein Kritiker preußischer Vormachtstellung, und Franz Hopf, der 1870 als einziger Landtagsabgeordneter gegen die Bewilligung von Krediten für den Krieg gegen Frankreich votierte. Daß Geschichte weitgehend von Männern «gemacht» wird, ist bekannt; Frauen kommen in Geschichtsbüchern – wenn überhaupt – meist als fürsorgliche Ehegattinnen oder als mehr oder weniger selbstsüchtige Mätressen vor. An «der Grävenitz» kommt selbstverständlich auch Moersch nicht vorbei; sie taucht bei ihm allerdings nur im Zusammenhang mit dem Freudentaler Schutzvertrag für die Juden auf. Damit läßt der Autor es aber hinsichtlich des «Frauenanteils» nicht bewenden. Die Ausbildung der Frauen zur Volksschullehrerin, der 1906 gegründete *Württembergische Verein für Frauenstimmrecht* und andere weibliche Aktivitäten schaffen in Ansätzen ein Gegengewicht zur männlichen Dominanz. Insgesamt bietet dieses Buch – das noch eine Reihe andere als die hier angedeuteten Themen aufgreift und mit zahl-

reichen Abbildungen ausgestattet ist – eine anregende Lektüre gerade für den Leser, der ein wenig in die Geschichte Württembergs «hineinschnuppern» möchte.

Werner Frasch

**GERHARD SCHÄFER: Die Evangelische Landeskirche in Württemberg und der Nationalsozialismus. Eine Dokumentation zum Kirchenkampf.** Band 5: Babylonische Gefangenschaft der Kirche 1937–1938. Calwer Verlag Stuttgart 1982. 1180 Seiten. Leinen DM 56,-

Mit dem 5. Band der Dokumentation zum Kirchenkampf liegt nun der vorletzte Band der Reihe über die Evangelische Landeskirche in Württemberg in der Zeit des Nationalsozialismus vor.

Mit gewohnter Sorgfalt stellt Gerhard Schäfer die Akten aus dem Nachlaß des damaligen Landesbischofs – um einige Schriftstücke aus dem Bundesarchiv und dem Stuttgarter Hauptstaatsarchiv ergänzt – zu einer umfassenden Quellensammlung zusammen. Eine differenzierte Gliederung bündigt die beachtliche inhaltliche Breite. Präzise und ausführliche Personen-, Orts- und Sachregister helfen überdies, mit der Fülle des größtenteils erstmals publizierten Materials fertig zu werden. Es sind vor allem Denkschriften, Briefe und Kanzelansprachen, Mitteilungen an die Vertrauensleute der Bekenntnisgemeinschaft, aber auch Presseauschnitte und Verordnungen des Oberkirchenrats, die in dieser übersichtlichen Zusammenstellung die innere und äußere Verfassung der württembergischen Landeskirche in den zwei letzten Jahren vor dem Krieg dokumentieren.

Diese Jahre – 1937 und 1938 – waren Jahre der äußeren Bedrängnis und der inneren Auseinandersetzung, eine Zeit der «babylonischen Gefangenschaft» für die Kirche. Die ersten Übergriffe des NS-Staats waren zwar erfolgreich von der württembergischen Landeskirche abgewiesen worden. Längst war aber auch die kirchenfreundliche Haltung des Regimes von 1933 vergessen. Auch die von Hitler Anfang 1937 angesetzten Kirchenwahlen täuschten eine kirchenpolitische Entspannung nur vor. Tatsächlich sollten sie nie stattfinden, und so blieb die evangelische Kirche in Deutschland bis zum Ende des Dritten Reichs ohne eine eigene und allgemein anerkannte Leitung.

Nachdem sich die Evangelische Landeskirche nicht hatte gleichschalten und dem NS-Regime gefügig machen lassen, sollte sie nun an den Rand gedrängt, ihr Einfluß in der Öffentlichkeit ausgeschaltet werden: Die Bekenntnisschule wurde abgeschafft, die Deutsche Gemeinschaftsschule eingeführt. NS-Einrichtungen verdrängten kirchliche Sozialeinrichtungen. Statt der Diakonissen zogen Braune Schwestern ein. NSV-Kindergärten konkurrierten mit kirchlichen. Schließlich machte ein Erlaß des württembergischen Kultministers das *Sittlichkeitsempfinden der germanischen Rasse* zum Maßstab für Stoffauswahl und Stoffbehandlung im Religionsunterricht. So konnten die NS-Ideologen die Behandlung des Alten Testaments, das sie wegen seines «jüdischen Charakters» ablehnten, fast völlig unterdrücken. Gleichzeitig band ein Gelöbnis alle die Geistlichen, die an staatlichen Schulen Religionsunterricht erteilten, an die Befehlsgewalt des Führers.

Die *Entkonfessionalisierung des öffentlichen Lebens*, wie die offizielle Sprachregelung diese Ausschaltung der Kirche und des Christentums verharmlosend nannte, zwang der württembergischen Landeskirche einen permanenten Kleinkrieg auf. Erschwerend erwies sich dabei, daß sie in sich selbst uneins war. Keineswegs alle Pfarrer, die sich zur Bekenntnisgemeinschaft zählten, waren mit dem versöhnlichen, um ein Auskommen mit dem NS-Staat bemühten Kurs ihres Landesbischofs einverstanden. Besonders den jungen Pfarrern, die sich in der Kirchlich-Theologischen Sozietät zusammengeschlossen hatten, teilweise aber auch dem Landesbruderrat der Bekennenden Kirche war es unverständlich, warum der Erhalt der «intakten» Landeskirche Vorrang haben sollte vor dem Neubau einer Kirche nach den theologischen Grundsätzen der Barmer Erklärung. Sie lehnten es entschieden ab, immer wieder durch positive Stellungnahmen zu nationalen Ereignissen – beispielsweise dem «Anschluß» Österreichs – die nationale Zuverlässigkeit der Kirche unter Beweis zu stellen, damit gleichzeitig aber auch dem NS-Staat moralische Anerkennung zukommen zu lassen. Sie wollten aus ihren theologischen Einsichten auch politische Konsequenzen ziehen.

Doch die Mehrzahl der Theologen anerkannte und teilte das Bemühen Theophil Wurms, durch strikte Loyalität gegenüber dem NS-Staat einen inneren Handlungsspielraum zu gewinnen. Die Grenzen, die diese Haltung gerade 1937/38 dem Protest gegenüber den Unrechtstaten des NS-Regimes setzte, waren jedoch äußerst eng gezogen.

Bedauerlich, wenn auch von der Provenienz der Quellen her verständlich, ist an dieser umfassenden und lesenswerten Quellendokumentation lediglich, daß ihr Blick auf die Kirchenleitung und die Theologen beschränkt bleibt, obwohl zu einer Dokumentation der Evangelischen Landeskirche in der Zeit des Nationalsozialismus doch unbedingt auch die Reaktionen und Diskussionen an der Basis, in den einzelnen Kirchengemeinden gehören.

Benigna Schönhagen

**Kirche im Nationalsozialismus.** Hrsg. vom Geschichtsverein der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Jan Thorbecke-Verlag Sigmaringen 1984. 299 Seiten. Kartoniert

*Ermuntert durch das gute Echo*, das dem themengebundenen Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 2/1983 zuteil wurde, hat sich der Geschichtsverein der Diözese Rottenburg-Stuttgart zu einer Sonderausgabe des Jahrbuchs entschlossen. Ohne Vereinsnachrichten und Rezensionen, dafür aber um einen gewichtigen zweiten Teil mit Lokalberichten, Erinnerungen und einem Forschungsbericht erweitert, hat der Sigmaringer Thorbecke-Verlag diese Sonderausgabe nun unter dem Titel «Kirche im Nationalsozialismus» – gemeint ist die katholische Kirche – vorgelegt. Was im Herbst 1982 eine Woche lang Gegenstand einer Studientagung des Geschichtsvereins in Weingarten war, wird damit nun auch dem Nicht-Mitglied zugänglich.

Die Aufsätze befassen sich vor allem mit dem Verhältnis der Institution Kirche zum NS-Staat – Vatikan, Bischöf-

liches Ordinariat – und behandeln allgemeine, nicht nur die katholische Kirche betreffende Phänomene des Nationalsozialismus wie NS-Weltanschauung, Rechtspflege und Sprache. Meistens setzen sie mit ihrer Betrachtung erst 1933 ein und behandeln die Fragestellung auf einer allgemeinen, an Institutionen orientierten Ebene.

Lediglich die Abhandlungen von Joachim Köhler *Katholische Aktion und politischer Katholizismus* und von Thomas Schnabel, der das *Wahlverhalten der Katholiken in Württemberg 1928 – 1933* darstellt, thematisieren das konkrete Verhalten einzelner Katholiken. Sie haben die Laienschaft, nicht die kirchlichen Würdenträger ins Zentrum ihrer Fragestellung gerückt. Damit hat sich aber auch der zeitliche Rahmen verschoben. Das Ende der Republik, der Niedergang der Demokratie gerät bei dieser Perspektive in den Vordergrund des Interesses. Denn, so begründet der ehemalige Aalener Landrat Anton Huber (1946–1970) diese Interessenverlagerung sehr persönlich: *Die Frage nach dem Verhalten im Dritten Reich tritt bei mir zurück hinter der Frage nach dem Anteil an der Zerstörung der Weimarer Republik. Wer hat dem Nationalsozialismus die Millionen zugetrieben? Wer hat dem Nationalsozialismus zur Macht verholfen? Wer hat den Untergang der Weimarer Republik auf dem Gewissen? Das sind meine Fragen an die Geschichte.*

Seine Erinnerungen an die Zeit zwischen 1930 und 1933, in der er die Zweigstelle des Volksvereins für das Katholische Deutschland in Ravensburg betreute, leiten denn auch über zu dem zweiten Teil des Bandes, der *Berichte von Zeitzeugen* präsentiert. Zu diesen konkreten Fallberichten gehören auch die Erinnerungen des ehemaligen Kaplans Rudolf Renz an den *Kirchenkampf in Ellwangen* und die von Karl Wöhr aufgezeichneten *Erinnerungen der Generaloberin der St.-Anna-Schwestern, an die Auseinandersetzungen mit dem nationalsozialistischen Bürgermeister und Kreisleiter in Ellwangen* sowie die Lokalstudie über die Jahre 1934 bis 1938 in Buchau von Paul Kopf.

Mit den Predigten aus der Zeit des Dritten Reichs – Hermann Tüchle, Albert Manz, Bernhard Hanssler – gerät eine bisher wenig beachtete Quellengattung in das Blickfeld zeitgeschichtlich forschender Kirchenhistoriker. Daß sie freilich ebenso wie die Erinnerungen von Zeitgenossen einer besonders sorgfältigen Quellenkritik bedürfen, lassen die kurzgefaßten Berichte der Arbeitsgruppen erkennen. Vieles, was damals als Kritik, als «Aufrichten einer Gegenposition» gedacht war, ist heute als solche nicht mehr ohne weiteres zu erkennen, ja erscheint leicht als nachträgliche Rechtfertigungsstrategie. Um so wichtiger wird daher die Frage nach der Basis, nach den Reaktionen in den einzelnen Kirchengemeinden. Hat man diese Predigten als «Wortwiderstand» verstanden? Was haben sie bewirkt? Zu Recht hat deshalb der Herausgeber den Bericht Raimund Baumgärtners aufgenommen. Er weist auf ein neues bayerisches Forschungsvorhaben hin, das mit der Frage nach dem «niederen Klerus» eine Forschungslücke in der kirchlichen Zeitgeschichte schließen will. Bleibt zu wünschen, daß diese neue Perspektive, die die kirchliche Basis bewußt einschließt, nicht nur auf Bayern beschränkt bleibt.

Benigna Schönhagen

BERNHARD HANSSLER: **Bischof Joannes Baptista Sproll. Der Fall und seine Lehren.** Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1984. 136 Seiten mit 16 Abbildungen, davon 2 in Farbe. Leinen DM 18,-

Die Enttäuschung darüber, daß der Rottenburger Bischof Joannes Baptista Sproll in der zeitgeschichtlichen Diskussion keine angemessene Beachtung gefunden habe, ließ den ehemaligen Tübinger Studentenpfarrer und späteren Geistlichen Direktor am Zentralkomitee der Deutschen Katholiken, Bernhard Hanssler, zur Feder greifen, um den *Fall und seine Lehren* in anderem Licht darzustellen. Dabei ist seine Feder spitz und provozierend; hadert er doch mit den *allzu sicheren und urteilsbesessenen jungen Historikern* ebenso wie mit den Vertretern einer politischen Theologie, die in seinen Augen die Kirche unzulässig zu einer *Institution der Gesellschaftskritik* machen.

Sproll ist als «Bekennerbischof» in die Geschichte eingegangen. Seine mutigen Proteste bei der NS-Regierung, besonders aber seine Wahlenthaltung bei der Volksabstimmung vom April 1938, trugen ihm den blanken Haß der Machthaber ein, der sich in wiederholten «kommandierten Überfällen» auf das bischöfliche Palais Bahn brach. Es folgten die Flucht, später die dauernde Verbannung aus dem Bistum. Erst nach dem Zusammenbruch des Dritten Reichs, im Juni 1945, konnte Sproll, freilich als gebrochener und gesundheitlich schwer gezeichneter Mann, nach Rottenburg zurückkehren.

Der Bischof als Widerstandskämpfer? Diese Kategorisierung lehnt Hanssler ab. Politisch, so urteilt er, war der «Alleingang» des Bischofs, die unterlassene Absprache mit seinen bischöflichen Kollegen vor der Wahlenthaltung, sogar ein schwerer Fehler. Doch geht es ihm eben darum, den Fall Sproll *nicht aus politischer, sondern aus christlicher Sicht zu deuten*. Nicht die politische Wirkung, sondern die ethische Tradition, in der der Bischof stand, gäben dem Fall *Deutung und Bedeutung*.

Konsequent ist er in der Ablehnung einer historischen Betrachtungsweise allerdings nicht. Die gesamte zweite Hälfte seines Buches füllen Anekdoten über und Erinnerungen an den Bischof sowie die Erfahrungen, die der Autor selber *an der kirchlichen Basis im Dritten Reich* machte. Da liest sich dann der Alltag im Dritten Reich als eine Abfolge von «Streichen, Abenteuern und Grottesken». Anekdoten ohne die Anstrengung der Begrifflichkeit, Polemik in Form von «Histörchen». Ob das freilich *zu einem realistischen Bild des bösen Jahrzwölfts* beiträgt, dem Bekennerbischof einen angemesseneren Platz in der zeitgeschichtlichen Diskussion sichert? Mir scheint es fraglich.

Benigna Schönhagen

FRIEDRICH BRAN UND MARTIN PFEIFER (Hg): **Begegnungen mit Hermann Hesse.** (3. Internationales Hermann-Hesse-Kolloquium in Calw 1984). Verlag Bernhard Gengenbach Bad Liebenzell 1984. 189 Seiten mit 7 Abbildungen. Broschiert DM 19,60

Daß er ein Morgen- bzw. Vormittagsmuffel war, wie er sich beim Tortenschneiden verhielt, weshalb er so viele Briefe und Karten schrieb – 35000 sollen es gewesen sein! –, warum er keine Besuche wünschte und sie dennoch in

überreicher Zahl fand, all das und noch viel mehr bietet dieses Buch, in dem die verschiedensten Sichtweisen von Besuchern Hermann Hesses dargeboten werden. Es war sicher ein guter Gedanke, einmal Prominente oder weniger Bekannte sprechen und schreiben zu lassen, warum sie dennoch den Weg zu ihm, dem Einsiedler von Montagnola, fanden. Was sie dabei empfanden, wie man sie aufnahm, wie sich der «Meister» verhielt, was er sagte – oder gesagt haben soll –, das gab und gibt Stoff, erneut über diesen großen Literaten aus dem Nagoldtal nachzudenken. Privates, Halbprivates und schon Gewußtes, also Öffentliches, sind zu einem bunten Blumenstrauß gebunden worden, wobei sich natürlich der einzelne Besucher auch selbst zu erkennen gibt. Vieles wirkt spontan, nicht erdacht, erklügelt oder aus der goldenen Verklärung formuliert, anderes wirkt gekünstelt, so wenn man Hesse mit psychologischen Erwägungen nahekommen versucht, warum er so besucherscheu – und warum auch wieder nicht – war. Gerade auf solchen Pfaden spüren wir die Stacheln, die der Mensch Hesse zurückließ: denn viel Neues kann man da nicht bieten.

Ungerecht ist es, zwei Autoren hervorzuheben, die dennoch eigentlich pars pro toto alles Wesentliche zu sagen haben und auch sagen: Albrecht Goes und Bernhard Zeller. Da steckt das Freundschaftliche, aber auch das Distanzierte dahinter, poetisch und sachlich vorgetragen. Und darin spiegelt sich auch dieser Hermann Hesse am besten, weil er eine so komplexe Natur war. Das Buch ist also nicht nur Hesse-Fans zu empfehlen, sondern allen denen, die vielleicht auch ihre Vorbehalte oder Einwände gegen ihn haben.

Wolfgang Irtenkauf

GERHARD RAFF: **Herr, schmeiß Hirn ra! Die schwäbischen Geschichten des Gerhard Raff**, mit Karikaturen von Sepp Buchegger. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart 1985. 143 Seiten. DM 19,80

*Herr, schmeiß Hirn ra!* wollte der Oberbürgermeister einer süddeutschen Großstadt auf eine der Glossen von Gerhard Raff in der Stuttgarter Zeitung empfohlen haben. Im konkreten Fall nämlich hatte der Glossist im Kampf gegen *Spitzhackenschultes* und betonierte Umweltverschandlung – hier Degerloch und die Filderebene betreffend, des Autors geliebte Heimat – den mit dem «Orden wider den tierischen Ernst» Ausgezeichneten anscheinend auf den Nerv getroffen.

Nun sind Rapps Geschichten als Buch erschienen. Daß Gerhard Raff vom ersehnten Hirn noch etwas abbekommt, ist gar nicht nötig. Es genügt, daß seine von geistvollem Witz und tiefgründigen Wortspielen geprägten Glossen auch so bereits eine Bereicherung der mundartlich-schwäbischen Literatur darstellen. Ob der Autor von den sensationellen Forschungen eines ominösen Prof. Selwyle-Moine über schwäbisch-chinesische Gemeinsamkeiten – *Sha-phen-Sha-phen-Hei-sle-bao-en!* – berichtet, ob er über *Beton Württemberg* und den *Autospobilmort* sinniert oder aus der Vergangenheit süddeutscher Herrscher-geschlechter erzählt, stets bleibt er seinem Glauben an den Menschen treu; aber auch der Erkenntnis, daß das

Menschliche heute zu oft durch unsere moderne Welt zu gedeckt wird.

Die Geschichten lassen den Leser immer wieder – laut oder hählanga – auflachen. Doch bleibt trotz – oder gerade wegen? – der Satire und manchem freimütigen und scharfen Witz gegen die «Großkopfetten» auch ein nachdenklicher Zug zurück. Der Rezensent, der sich oftmals aus der Seele gesprochen fühlte, möchte das Buch hiermit wärmstens empfohlen haben. Noch ein letztes: Sepp Bucheggers köstliche Karikaturen, die mit wenigen Strichen Wesentliches treffen (so z. B. auf Seite 60) sollen nicht vergessen sein!

Raimund Waibel

PETER ASSION und ROLF WILHELM BREDNICH: **Bauen und Wohnen im deutschen Südwesten. Dörfliche Kultur vom 15. bis zum 19. Jahrhundert.** Verlag W. Kohlhammer Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1984. 236 Seiten mit 130 Abbildungen, davon 27 farbig. Leinen DM 69,-

*Bauen und Wohnen* in einem Land, das im gesamten deutschen Bereich den wohl reichsten Baubestand verschiedenartig entwickelter ländlicher Baukultur aufzuweisen hat – welch ein Thema! Zwar ist bekannt, daß über andere deutsche Hauslandschaften von kompetenter Seite das gleiche Urteil gefällt wird –, Besucher der inzwischen doch recht zahlreichen Freilichtmuseen in unserem Land können dies leicht selbst beobachten. Zwar hat der gleiche Verlag vor nur zwei Jahren ein Buch zum fast gleichen Thema mit fast gleicher Gliederung vorgelegt (Inge und Gustav Schöck: *Häuser und Landschaften in Baden-Württemberg.* Stuttgart 1982; vergleiche SH 3/1983, S. 364–365). Zwar hat das Niedersächsische Freilichtmuseum Cloppenburg längst nachgewiesen, daß die gemeinsame Unterbringung von Mensch und Vieh unter einem Dach kaum einen Wärmegewinn, wie von den Autoren unterstellt, mit sich bringt. Zwar werden in unserem Buch die Hausgefüge mit nirgends erläuterten Fachwörtern beschrieben – wer hat schon ein entsprechendes Glossar? Doch dies alles darf den wißbegierigen Leser nicht stören. Werden ihm doch, so jedenfalls die Absicht, *kausale Zusammenhänge* zwischen Haus und Bewohnern, die *Vielzahl der Verrichtungen und Interaktionen, die in einem bewohnten Haus den Alltag bestimmen*, in ihrer Wechselwirkung mit dem Haus beschrieben und erklärt. Regionales Gliederungsprinzip sind 17 Hauslandschaften zwischen Odenwald und Hohenlohe, zwischen Kraichgau und Bodensee. In jedem Kapitel wird der Leser eingeführt in die geographischen und geologischen Besonderheiten der Region als Voraussetzung für die Besiedlung, erfährt er etwas über die Geschichte dieser Landschaft und ihres charakteristischen Hausbaus im Laufe von bis zu 700 Jahren sowie über die Entwicklung der Landwirtschaft. Dabei geraten fast ausschließlich bäuerliche Hauptgebäude, Nebengebäude und Gemeinschaftseinrichtungen des Dorfes kaum einmal in den Blick. Das alles ist, schon gar als Zusammenfassung, so neu nicht. Die meist mit Originalzitate aus älteren Quellen belegten Ausführungen über das Wohnen in diesen Häusern – die eigentliche Zielsetzung der Autoren also – rückt leider etwas in den Hintergrund. Erfreulich – bei al-

ler Kritik, die sehr gute Auswahl der Bilddokumente, auch wenn Bauaufnahmen und Grundrisse weitgehend fehlen, die zugleich die neuzeitliche «Verwüstung» originaler Bausubstanz veranschaulichen. So gesehen: ein schönes Buch, das lediglich den selbstgesetzten Ansprüchen nicht ganz genügt.

Uwe Ziegler

HEINRICH MEHL: **Dorf und Bauernhaus in Hohenlohe-Franken. Bildzeugnisse aus der Vergangenheit.** (Schriften des Hohenloher Freilandmuseums, Dokumentationen Band 1.) Verlag Oscar Mahl Schwäbisch Hall 1983. 198 Seiten, zahlreiche Fotos und Zeichnungen. Kartoniert DM 29,80

*Die Sachgesamtheit – wem nur fallen solche Wörter ein!? – Dorf umfaßt Großbauern- und Kleinbauernhöfe, Tagelöhner- und Armenhäuser, die dörflichen Gemeinschaftshäuser, Dorfplatz, Dorfteich und Wegenetz, die Obstwiesen und Krautgärten und vieles mehr; die Sachgesamtheit Bauernhof besteht aus allen Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, aus Hof, Brunnen und Miste, aus Hausgarten und Hofbäumen (Nußbäume vor allem, sie schützten vor Mücken), aus Tor und Zaun etc. Zum Dorf gehören aber auch das Ensemble Dorfgasthaus mit Wirtshaus, Gästestall, Tanzhaus, Brauerei, Backofen, Kegelbahn oder der alte Pfarrbezirk mit Kirche, Pfarrhaus, Pfarrhof, Mauerring, Pfarrscheune, Wagenremise, Pfarrgarten (S. 6). Nicht zu vergessen Rathaus, Waage oder – seit dem späten 19. Jahrhundert – der Bahnhof mit Nebengebäuden.*

Sie alle (und noch viel mehr) stellt Heinrich Mehl vor, der Leiter des Hohenloher Freilandmuseums in Wackershofen, sich bewußt auf eine erste Bestandsaufnahme beschränkend. Kein Bauernhaus bleibt so, wie es ist, jeder Besitzer verändert, erneuert, erweitert und zerstört (S. 8). Dennoch gibt es in Hohenlohe ein typisches Bauernhaus, dank Johann Friedrich Mayer (1719 bis 1789), seit 1745 Pfarrer zu Kupferzell. Er hatte in zahlreichen Schriften landwirtschaftliche Themen behandelt – wegen seines Einsatzes für die Gipsdüngung in der Landwirtschaft auch spöttisch *Gipsapostel* genannt –, und dabei aus den vorgefundenen Bauformen einen Haustyp entwickelt, der inzwischen als «Pfarrer-Mayer-Haus» in die Literatur eingegangen ist: Das Erdgeschoß aus Steinquadern für die Ställe, das Obergeschoß aus konstruktivem Fachwerk für den Wohnbereich mit Küche, Stube, Kammern und Abtritt. Dieser Haustyp war zwischen 1750 und 1850 so dominant, daß frühere Hausformen kaum noch vorgefunden werden.

Heinrich Mehl beschreibt in fünf Abschnitten die erstaunliche Vielfalt der dörflichen Gebäude mit je spezifischen Funktionen. Die einleitenden Übersichten zu den Kapiteln werden durch eine Fülle von erläuterten Abbildungen ergänzt. Den Band beschließt ein Übersichtsplan des Hohenloher Freilandmuseums – Bestand und Planung – in Wackershofen. Da weitere Dokumentationen über einzelne Sachbereiche der ländlichen und dörflichen Kultur angekündigt werden, darf man hoffen, über das bäuerliche Leben in einer Region einmal umfassend informiert zu sein.

Uwe Ziegler

**Das archäologische Jahr in Bayern 1983.** Hrsg. vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege und von der Gesellschaft für Archäologie in Bayern. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1984. 208 Seiten mit 149, teils farbigen Abbildungen, Textabbildungen und Plänen. Pappband DM 48,-

Im Vorwort beklagen die Verantwortlichen des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege die auch aus anderen Bundesländern bekannte schwierige finanzielle und personelle Lage, die es angesichts der Fülle des anfallenden Fundstoffs immer weniger gestattet, alle Grabungen mit der notwendigen Sorgfalt durchzuführen, die Funde in überschaubaren Zeiträumen zu konservieren und wissenschaftlich auszuwerten. Dieser allgemeine Mangel hat jedoch keinen Einfluß auf die seit 1981 übliche qualitätsvolle Gestaltung des vorliegenden Jahrbuchs.

66 gut illustrierte Kurzberichte informieren über die wichtigsten Ausgrabungs- und Fundplätze des Jahres 1983 in Bayern sowie über restaurierte Bodendenkmale und neu eröffnete regionale Museen. Der zeitliche Bogen spannt sich von der Altsteinzeit, wobei mit der Höhlenruine von Hunas bei Nürnberg die bisher älteste sicher datierte Fundstelle Bayerns untersucht wurde, bis zu einem Frauengrab der Barockzeit. Welche Bedeutung die Luftbildarchäologie inzwischen für Bayern hat, mag die Tatsache belegen, daß sich sieben Aufsätze mit Stätten befassen, die durch diese moderne Form archäologischer Fundplatzsuche entdeckt worden sind. Als bedauerliches Negativbeispiel für Raubgräberei mit Metallsuchgeräten kann das Schicksal zweier keltischer Münzschatze dienen, von denen die zuständigen Stellen erst über den Antiquitätenhandel Kenntnis erhielten.

Wenn auch ausgesprochen spektakuläre Funde diesmal fehlen, so zeigt doch die große Zahl der Neufunde – in ganz Bayern waren es im Jahr 1983 rund 250 –, in welchem Umfang die Bodendenkmalpflege Geschichtsquellen erschließt. Das Jahrbuch macht auch erschreckend deutlich, wie oft der Landverbrauch unserer Tage oder Gedankenlosigkeit viele der Quellen unwiederbringlich versiegen lassen.

Siegfried Albert

## Örtliche Geschichte

KARL HEINZ BURMEISTER: **Kulturgeschichte der Stadt Feldkirch bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts.** (Geschichte der Stadt Feldkirch, Band 2; zugleich Band 32 der Reihe «Bodenseebibliothek»). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1985. 332 Seiten mit 96 Abbildungen, darunter 12 farbige. Leinen 45,-

Feldkirch ist jedem vertraut, der Vorarlberg kennt oder der dem Arlberg zustrebt. Die Stadt sollte man aber nicht nur durchfahren, sondern man sollte sich die Zeit nehmen, sie ausgiebig zu besichtigen. Nicht nur, weil die alten, im 12. Jahrhundert durch die Stadtgründung an diesen Platz gerufenen Menschen *durchwegs schwäbisch-alemannischer Herkunft* waren, «Landfremde»: Kaufleute und Metzger. Dieser Retortenstadt wuchs im Laufe der letzten

acht Jahrhunderte eine umfangreiche Geschichte zu, bei der Burmeister sich den kulturellen Anteil herausgeschält hat.

Daraus ist ein Buch erwachsen – und was für eines! Der Verfasser, nicht nur mit mancherlei Lehrbeauftragungen bedacht, sondern auch hauptamtlicher Leiter des Vorarlberger Landesarchivs in Bregenz und daher an der Quelle sitzend, hat sich tief hinein mit allen möglichen Aspekten befaßt. Das gibt ein imponierendes Spektrum: Recht, Verwaltung, Schreiber, Geistliche, Ritter, Klöster, Mediziner, Gelehrte, Frauen wie Männer, sie haben Feldkirch mitgeprägt. Niemals zuvor war mir so klar, wie man es jetzt lesen kann, welche Rolle die mächtige, über der Stadt thronende Schattenburg eingenommen hat. Gerade hier wird im 15. Jahrhundert mit dem Auftreten der letzten Toggenburger ein völlig neues Geschichtsbild entworfen. Die Toggenburger, Relikte aus großer Schweizer Adelsvergangenheit, werden bei uns in der Regel mit der gleichnamigen Landschaft um den Säntis herum assoziiert; daß Feldkirch einen gewichtigen Schlußakkord setzt, das erfährt man hier wohl zum ersten Mal. Burmeister blendet nicht mit einer Fülle an Namen, die hier aufzuzählen sind, er schreibt mehr oder weniger kleine Biographien, die uns hinter das nüchterne Datenmaterial schauen lassen. Überhaupt ist die Farbigkeit der Darstellung und gleichzeitig der nüchterne Erzählduktus ein imponierend-faszinierendes Gespann, das dem Leser bei der Lektüre keine Pausen gönnt. Dieses Buch möchte man gleichsam in einem Zug lesen, ja man muß es. Gerade weil die Darstellung so drängend ist und immer wieder kurze Intermezzi der Besinnung bietet, erfährt man das Gesagte wie im Fluge. Exzellent auch die reiche Bildauswahl! Diese Kulturgeschichte ist ein großer Wurf, zu dem man nicht nur den Verfasser, sondern die Stadt und das Bundesland, das sie umschließt, beglückwünschen möchte.

Wolfgang Irtenkauf

**GÜNTHER BENTELE: Protokolle einer Katastrophe. Zwei Bietigheimer Chroniken aus dem Dreißigjährigen Krieg.**

(Schriftenreihe des Archivs der Stadt Bietigheim-Bissingen. Band 1). Stadtarchiv Bietigheim-Bissingen 1984. 312 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Leinen DM 29,-  
Dieses Buch beinhaltet – anders als der Titel vermuten läßt – weit mehr als die Edition zweier Chroniken. Der Verfasser schildert zunächst den Verlauf des Dreißigjährigen Kriegs in Deutschland unter besonderer Berücksichtigung von Württemberg (S. 17–49). Dann zeichnet er, unter Auswertung beider Chroniken, die Ereignisse in Bietigheim und ihre Folgen für die Menschen nach (bis S. 158): Plünderungen, Mord und Terror, Pest, Hunger, Einquartierungen, wirtschaftlicher Zusammenbruch, Bevölkerungsverlust, Sachschäden, Zuwanderer, Wiederaufbau und Reparaturen, Maßnahmen der Obrigkeit, Obrigkeit und Kirche, Ehrbarkeit, Absolutismus u. v. m. Schließlich folgen nach einer kurzen Einführung und äußeren Beschreibung die Chroniken selbst.

Die sogenannte *Feldmesserchronik* (S. 176–190), die mit dem Jahr 1599 beginnt und 1644 endet, verzeichnet vor allem Naturkatastrophen: Frost, Unwetter, Hagelschlag.

Weit umfangreicher und bedeutender ist die sogenannte *Stadtschreiberchronik* (S. 191–253), die mit dem Jahr der Nördlinger Schlacht 1634 einsetzt und 1657 abbricht. Zumal da sie auch außerlokale Ereignisse wiedergibt, ist sie nicht nur für Bietigheimer interessant. Lebendig und unmittelbar wie selten erfährt man von den Auswirkungen des Krieges auf das Leben, das Denken, die Normen und das Verhalten der Menschen. Zwar steht die Stadt Bietigheim im Mittelpunkt der Chronik, zwar notiert sie deren wirtschaftlichen Zusammenbruch, Erholung und Wiederaufbau, doch kann diese Chronik als allgemeines Beispiel der Verhältnisse gelesen werden, beinahe so als wäre der Ortsname austauschbar. Mit diesem Buch eröffnet das Archiv der Stadt Bietigheim-Bissingen neben den *Blättern zur Stadtgeschichte* eine neue stadtgeschichtliche Reihe –, man darf ihr Erfolg wünschen.

Wilfried Setzler

**EBERHARD FRITZ: Neuhausen unter der Herrschaft des Klosters Zwiefalten.** Mit Beiträgen von Eberhard Fritz, Robert Fritz und Wilfried Setzler. (Metzinger Heimatblätter. Band 2). Arbeitskreis Stadtgeschichte der Volkshochschule Metzingen-Ermstal 1984. 256 Seiten mit 45 Schwarzweiß-Bildern, zahlreichen Graphiken und Zeichnungen. (Zu beziehen über die Volkshochschule Metzingen, Friedrichstr. 8 a. Brosch. DM 15,-

Eberhard Fritz, der für den Großteil der insgesamt 45 Einzelthemen aus der Geschichte seines Heimatdorfes Neuhausen verantwortlich zeichnet und den gesamten Band redaktionell betreute, hat sich mit der vorliegenden Arbeit viel Mühe gemacht. Sicher hat er seine kurz zuvor unter der Ägide Rudolf Seigels an der Pädagogischen Hochschule Reutlingen entstandene Zulassungsarbeit über die Wirtschafts-, Sozial- und Verfassungsgeschichte des Dorfes Neuhausen im Ermstal zum Grundstock der Gesamtdarstellung gemacht, doch spricht schon manches der übernommenen Kapitel für die intensive Beschäftigung des Autors mit den archivalischen Quellen; ein Umstand, der nicht eben typisch ist für Arbeiten, die gewöhnlich unter dem erheblichen Druck der Regelstudienzeit entstehen müssen. Es handelt sich also um keine der üblichen, vom pensionierten Schulmeister verfaßten Ortsgeschichten mit einer inhaltlichen Spannweite vom Höhlenbären bis zur Kreisreform, sondern um eine Sammlung verschiedener Aufsätze, die für den Laien ebenso verständlich wie für den Fachmann von Interesse sind. Ein Register aller auf Neuhäuser Markung vorkommenden Flurnamen mit geographischer wie etymologischer Erläuterung gehört ebenso dazu wie eine kurzgefaßte Wiedergabe der Neuhäuser Dorfverfassung von 1575. Ausführlich geht Robert Fritz auf «'s Wengertgschäft» ein, dem die kleinbäuerliche Gesellschaft in klösterlich-zwiefaltischer wie württembergischer Zeit ihren bescheidenen Wohlstand verdankte. Druck und Bildausstattung sind hervorragend. Der Volkshochschule Metzingen gilt der Respekt, die als Herausgeber kein Risiko für ein Buch scheute, dem die Verbreitung über die engen Grenzen des heutigen Metzinger Teilortes hinaus zu wünschen ist.

Rudolf Bütterlin

**Schelklingen. Geschichte und Leben einer Stadt. Schelklingen zum 750jährigen Stadtjubiläum (1234–1983).** Zu beziehen über die Stadtverwaltung Schelklingen. 437 Seiten mit zahlreichen, teils farbigen Abbildungen. Leinen DM 30,–

Schelklingen war schon in der Steinzeit ein bevorzugter Siedlungsplatz, die Tübinger Urgeschichtsforscher untersuchen seit längerem die Spuren. In der Frühzeit waren Alemannen und Franken an diesem Südhang der Schwäbischen Alb heimisch, von den Römern fehlen bisher hingegen Hinterlassenschaften. Der Ort wurde 1127 erstmals erwähnt und 1234 – eher nebenbei: Der Bischof Heinrich von Konstanz droht, Schloß und Stadt Schelklingen mit dem Interdikt zu belegen – als Stadt bezeichnet. 1343 erbt das Haus Österreich die Güter und Rechte der Grafen von Berg-Schelklingen und vergab diesen Besitz in der Folgezeit an die unterschiedlichsten Niederadelsgeschlechter als Pfandherrschaft. Bis in das 19. Jahrhundert bestimmte die Landwirtschaft das Leben der Stadt; das benachbarte Kloster Urspring verstand es, die Entwicklung der Stadt zu hemmen. Lediglich das Hafner-Handwerk hatte überregionale Bedeutung und versorgte die oberschwäbischen Orte. Die ersten Industrieansiedlungen entstanden in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts: Zündholzfabrik, Strohhutfabrikation, mechanische Weberei; 1869 erfolgte der Anschluß an das Eisenbahnnetz.

In dem mit abwechslungsreichen Illustrationen ausgestatteten Heimatbuch nimmt die eigentliche Stadtgeschichte mit 40 Seiten einen nur kleinen Raum ein, ausführlicher werden die Baugeschichte und die Vereine gewürdigt. Darstellungen zu den Themenbereichen Kirche, Schule, Wald, Stadtwerke, Feuerwehr u. a. m. treten hinzu. Die allgemeine Ortsgeschichte endet vor dem Ersten Weltkrieg, die Entwicklung nach 1945 wird auf drei Seiten gestreift, ergänzt um die Geschichte der Teilorte. Der Redaktion ist es – leider – nicht gelungen, den Leser tiefer in die Geschichte des Ortes einzuführen, die Themen systematisch abhandeln zu lassen und aufeinander abzustimmen. Schade.

Uwe Ziegler

**RUDOLF KIESS: Mündingen. Ein altwürttembergischer Grenzort.** Ortsverwaltung Ehingen-Mündingen 1983. 314 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 25,–

Selten hat eine so kleine Gemeinde wie Mündingen – der Ort zählt gegenwärtig etwa 300 Einwohner – eine so umfangreiche und gründliche Ortsgeschichte erhalten, wie dies mit dem vorliegenden Band der Fall ist. Rudolf Kieß beginnt mit einem Gang durch die Geschichte des Dorfes von der Besiedlung bis heute, führt dann durch Dorf, Feld und Wald, berichtet über Kirche und Schule, Herrschaft und Gemeinde, Handwerk, Industrie, Verkehr und endet schließlich mit einem Kapitel über das dörfliche Leben. Deutlich wird, daß in Mündingen manches anders war als in den benachbarten Dörfern. Der zum Herzogtum Württemberg gehörende, 1534 evangelisch gewordene Ort lag außerhalb der Landesgrenzen und war ganz von katholischen Herrschaften umschlossen – Zwiefalten, Öster-

reich, Obermarchtal, Salem –, die zudem Eigentümer der Hälfte aller Bauernhöfe in Mündingen waren. Seit der Reformation, so schreibt der Verfasser, *trat zur politischen Randlage eine geistliche und geistige Grenzsituation*. Unterschiede blieben auch nach 1803/06, als mit der Säkularisation der Klöster Mündingens Nachbarn ebenfalls württembergisch wurden. Deutlich wird dies auch noch in den 30er Jahren unseres Jahrhunderts, als Mündingen zu einer NS-Hochburg inmitten von «Zentrum»-Anhängern wird: Bei der Juli-Wahl 1932 entfielen von 167 gültigen Stimmen 143 auf die NSDAP. Es ehrt den Verfasser, daß er sich vor einer Darstellung der Zeit des Dritten Reiches nicht drückt, mitunter auch selbst Stellung bezieht und wertet. Daß er sich dabei aber auch – wie viele andere – schwer tut, zeigt folgender Satz: *Es dürfte unmöglich sein, heute von den Zeitgenossen eine einwandfreie Stellungnahme zu den Entwicklungen zu bekommen, die zur Auswanderung der begüterten Juden, zur Zerstörung der Synagoge in Buttenhausen und zum Tod der nicht ausgewanderten Juden führte*. Doch soll und darf dies den durchaus positiven Gesamteindruck nicht überlagern: Rudolf Kieß hat ein Heimatbuch geschrieben, das sich der Wissenschaftlichkeit verpflichtet weiß und zudem ein anschauliches Bild vom «Alltag der Vergangenheit» vermittelt.

Wilfried Setzler

**JOSEF FAKLER: Bellamont im Spiegelbild.** Raiffeisenbank Bellamont/Rottum 1984. Leinen DM 45,–

Erfreulich, daß eine kleine Gemeinde, die ihre Selbständigkeit verloren hat, dennoch die Initiative aufbringt, ein eigenes Heimatbuch zu veröffentlichen. Das Buch des aus Bellamont stammenden Lehrers Josef Fakler war bereits einige Jahre als Typoskript in wenigen Exemplaren zugänglich und ist nun in leicht bearbeiteter und erweiterter Form gedruckt erschienen.

Der Autor baut sein Buch ganz nach der klassischen Struktur der Heimatbücher auf, bietet aber darüber hinaus noch eine ganze Menge nicht unbedingt zu erwartender, aber in jedem Fall sehr interessanter lokal- bzw. regionalgeschichtlicher Einzelheiten. Vor allem aber besticht das Buch durch seine klare und anschauliche Sprache.

Über eine kurz gehaltene Abhandlung der erdgeschichtlichen Grundlagen und der Vor- und Frühgeschichte gelangt der Leser zu den Namensgebern des Ortes, einem Adelsgeschlecht von Belmunt, das seinen Stammsitz in einem Seitental des Hochrheins im rhäto-romanischen Sprachgebiet hatte. Im Lauf des Mittelalters sah der Ort wechselnde adlige Grundherren, bis er im Jahr 1595 unter die Herrschaft des Klosters Ochsenhausen kam. Vor dem Hintergrund der langen Klosterzugehörigkeit ergab sich eine außergewöhnlich gute Quellenlage, aus welcher der Autor eine Vielzahl wirtschafts- und sozialgeschichtlicher Information herausarbeiten konnte. So läßt sich z. B. für die einzelnen Höfe die Reihe der Inhaber lückenlos bis ins 15. Jahrhundert zurückverfolgen. Einzelheiten wie Steuerlisten, Nutzungsrechte usw. lassen das bäuerliche Leben des Mittelalters anschaulich werden. Ein Ereignis, das die Siedlungsstruktur des Ortes stark veränderte, war die Vereinödung in den Jahren 1792 und 1793, die ausführlich

dokumentiert wird. Verdienstvoll sind die Kapitel über alte Bräuche, alte und besondere Ausdrücke der Bellamonter Mundart (beinahe ein kleines Regional-Lexikon), die Erklärung der Familiennamen, alte Maße und Gewichte, eine Erläuterung des oberschwäbischen Bauernhauses, den Dinkel-Anbau usw. Über die Trachten des 18. Jahrhunderts findet sich ein Gast-Beitrag von Jürgen Hohl. Der Band ist durchgehend ansprechend gestaltet und mit einer ausgewogenen Mischung älterer und neuer Ortsansichten ausgestattet. Ein Lesebuch, das den Bellamontern einen direkten Zugang zu ihrer Heimatgeschichte geben kann, das darüber hinaus auch eine reichhaltige Fundgrube für alle an der Landeskunde Oberschwabens Interessierten darstellt.

Gerhard Gegier

## In einem Satz . . .

**450 Jahre Evangelische Landeskirche in Württemberg. Kataloge der Ausstellungen 1984. Teil 1: Reformation in Württemberg**, hrsg. vom Landeskirchlichen Archiv Stuttgart. 340 Seiten mit zahlreichen Abbildungen; **Teil 2: Glaube, Welt und Kirche im evangelischen Württemberg**, hrsg. vom Landeskirchlichen Archiv Stuttgart. 424 Seiten mit 54 teils farbigen Abbildungen; **Teil 3: 450 Jahre Kirche und Schule in Württemberg. Bilder, Dokumente und Texte**. Hrsg. vom Pädagogisch-Theologischen Zentrum Stuttgart. 384 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Teil 1–3. Calwer Verlag Stuttgart 1984. Kartonierte je DM 10,-

Diese überaus preiswerten Kataloge sind weit mehr als nur Führer durch die Jubiläumsausstellungen der Württembergischen Landeskirche: sie erläutern, verdeutlichen und veranschaulichen die Durchführung der Reformation in Württemberg sowie die Entwicklung und die Bedeutung der Evangelischen Landeskirche.

URSULA PFISTERMEISTER: **Barockkrippen in Bayern**. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1984. 136 Seiten mit zahlreichen Abbildungen auf 88 Farbtafeln. Efa DM 59,-

Die Autorin und Fotografin stellt in diesem Buch mit Bild und Text 30 Barockkrippen vor, die – fast alle heute noch zur Weihnachtszeit aufgestellt – einen guten Einblick in Volksfrömmigkeit und Volkskunst bieten.

PETER NOVOTNY: **Vereinödung im Allgäu und in den angrenzenden Gebieten**. Verlag für Heimatpflege Kempten im Heimatbund Allgäu 1984. 176 Seiten mit 9 farbigen und 28 Schwarz-Weiß-Abbildungen nebst historischen Flurplänen. Pappband DM 39,80

Der Autor, Leiter des Landwirtschaftsamtes Kempten, beschreibt in seinem Werk die Geschichte der Vereinödung des Allgäus, also der Auflösung oder Reduzierung geschlossener Siedlungen zu Gunsten der flurzwangfreien und dienstbarkeitbefreiten Einzelhöfe, und weist sie als ein *weit in die Zukunft weisendes Werk* aus, an dem sich noch die moderne bayerische Flurbereinigung mit den Ausiedlerhöfen orientiert hat.

**Ortskernatlas Baden-Württemberg. Stadt Ladenburg, Rhein-Neckar-Kreis**, bearbeitet von WOLF DEISEROTH. Landesdenkmalamt und Landesvermessungsamt Baden-Württemberg 1984. 28 Seiten mit zahlreichen Fotos und sechs Karten. Geheftet DM 12,-

Mit dem vorliegenden Heft eröffnen Landesdenkmalamt und Landesvermessungsamt eine neue Publikationsreihe, in der *weitgehend intakte* Dorf- und Stadtkerne in ihrer historischen Entwicklung und in ihrer heutigen Gestalt dargestellt werden; weitere Hefte über Esslingen, Schwäbisch Gmünd und Schwäbisch Hall sollen in diesem Jahr folgen.

HARTMUT MÜLLER: **Predigt in Farbe. Spätbarocke Fresken von Johann Anwander und Joseph Wannemacher in Schwäbisch Gmünd**. Fotos von Johannes Schüle. (Almanach Schw. Gmünd 1983/84. Gmünder Kunstbücher. Band 3). Einhorn Verlag Eduard Dietenberger 1984. 68 Seiten mit 44 farbigen Abbildungen, davon 12 ganzseitig. Kartonierte DM 38,-

Im Mittelpunkt dieses Buches, das die barocken Fresken in den Gmünder Kirchen und Kapellen vorstellt und auf dem *Hintergrund historischer und kulturgeschichtlicher Voraussetzung* deutet, stehen die großen Wand- und Deckengemälde von Johann Anwander in der Augustinuskirche und von Joseph Wannemacher in St. Franziskus, St. Katharina und St. Leonhard.

HANS-MARTIN MAURER und KUNO ULSHÖFER: **Johannes Brenz und die Reformation in Württemberg**. Eine Einführung mit 112 Bilddokumenten. Konrad Theiss Verlag Stuttgart o. J. 224 Seiten mit 112 Abbildungen. Kartonierte DM 19,80

Es ist gewiß erfreulich, daß dieser Band, der 1970 als Begleitheft zu einer Ausstellung des Stadtarchivs Schwäbisch Hall und des Hauptstaatsarchivs Stuttgart erschien, nun wieder vorliegt; ein Hinweis darauf, daß es sich um keine Neuerscheinung, sondern um einen Nachdruck oder einen Rest der einstigen Auflage handelt, wäre aber vielleicht doch angebracht gewesen.

NORBERT FEINÄUGLE (Hg): **Kleines Reutlinger Lesebuch. Geschichten und Gedichte**. Verlag Karl Knödler Reutlingen 1985. 176 Seiten. Pappband DM 16,80

In diesem Büchlein haben sich nicht weniger als 47 Autoren zusammengefunden, die «alle einmal in und mit dieser Stadt zu tun hatten», zur Hommage an den Riedericher Mundartdichter Wilhelm König, der in diesem Jahr seinen 50. Geburtstag feiert.

WALTER KITTEL: **Zeichnungen und Verse**. Stuttgart 1983. 32 Seiten Text und 27 ganzseitige Zeichnungen. Broschierte DM 26,- (zu beziehen: Julius Weise's Hofbuchhandlung Stuttgart)

Dieser kleine, sorgfältig dargebotene Querschnitt aus dem reichen Schatz von Gedichten und Zeichnungen erinnert an Walter Kittel (1895–1981), der von 1960 bis 1969 Vorsitzender des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES war.

HERMANN REIFF: **Erlebtes Baden-Württemberg. Erinnerungen eines Ministerialbeamten.** Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1985. 288 Seiten. Leinen DM 49,80

Der Verfasser schildert zunächst seine Tätigkeit bei der Landespolizei und im Landratsamt Reutlingen (1948–52), dann seinen Dienst im Stuttgarter Innenministerium, wo er Polizei-, Beamten- und Landesplanungsgesetz entworfen hat und berichtet schließlich über seine Zeit als Amtschef im Staatsministerium von 1967 bis 1979: ein ergiebiges, umfangreiches und lesbares Zeugnis jüngster Vergangenheit.

EUGEN LUICK: **Schönheit und Tragödie Dresden.** E. + S. Fleischmann Verlag Esslingen 1985. 97 Seiten mit über 50 zahlreichen farbigen Abbildungen, meist ganzseitig. EfaLin DM 45,-

Der Esslinger Maler Eugen Luick erzählt mit seinen Aquarellen Erlebnisse und Eindrücke als Soldat in Rußland, im Lazarett zu Dresden und auf dem Weg zurück in die Heimat; den Text begleiten rund 60 stimmungsvolle Aquarelle, darunter 30 Motive aus Dresden – vor und nach der Zerstörung 1945 –, zehn aus Urach und zehn aus Esslingen.

GUSTAV und LIESELOTTE BÄCHLER: **Besigheimer Bilderbogen 1850–1950.** Geiger-Verlag Horb 1985. 96 Seiten. DM 29,80

In dem vor allem auf Bilder ausgerichteten Büchlein wird die alte Oberamtsstadt Besigheim mit ihren mächtigen Staufertürmen in 21 Kapiteln übersichtlich und leicht verständlich dargestellt; das kleine Werk weckt bei den Einheimischen Erinnerungen an das Jahrhundert zwischen 1850 und 1950, und mancher der vielen Besucher der Stadt kann anhand der Bilder einen Vergleich führen zu früher und beispielhaft nachempfinden, wie sich unsere Zeit gewandelt hat.

## Weitere Titel

ODILO ENGELS: **Die Stauffer.** Dritte, erweiterte Auflage. Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1984. (Urban-Taschenbücher. Bd. 154). 191 Seiten, 1 Faltblatt Stammtafel. Kartonierte DM 20,-

**Stuttgart, Stadtplan** (Maßstab 1:20 000) mit großer Freizeitkarte (1:75 000). Städte-Verlag E. v. Wagner & J. Mitterhuber Stuttgart-Bad Cannstatt 1984. DM 5,90

KARL ERWIN FUCHS: **Die Marksteine von Ilsfeld. Ein Beispiel für die kulturgeschichtliche Bedeutung historischer Grenzdennkmale.** (Veröffentlichungen des Förderkreises Vermessungstechnisches Museum. Nr. 7. 1985.) 47 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet DM 10,- (zu beziehen beim Verfasser: Falkenweg 95, 5600 Wuppertal 1)

HEINZ SPROLL und JÖRG THIERFELDER (Hg): **Die Religionsgemeinschaften in Baden-Württemberg.** (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs. Band 9).

Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1984. 372 Seiten. Leinen DM 39,80

HUGO SCHNEIDER (Hg): **Burgen und Schlösser in Mittelbaden.** (Die Ortenau, 64. Jahresband). Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden 1984. Neubearbeitung des 1931 erstmals als Heft 21 erschienenen Jahresbandes. 520 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Leinen DM 25,- (Mitgliedsbeitrag)

**Allmende. Eine alemannische Zeitschrift.** Heft 9. Redaktion: Manfred Bosch und Matthias Spranger. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen. 187 Seiten. Broschiert DM 19,80

RICHARD KREIDLER: **Hans Dieter. Maler und Poet vom Bodensee.** (Kunst am See. Band 14.) Verlag Robert Gessler Friedrichshafen 1985. 52 Seiten mit 31 Abbildungen, davon 15 in Farbe. Broschiert DM 20,-

RUDOLF WEIT: **Net luck lao. Von einem Schwaben für die Schwaben erdacht.** Verlag Karl Knödler Reutlingen 1985. 128 Seiten. Pappband DM 16,80

THOMAS BURTH: **Gedanke uf Reise.** Gedichte und Geschichten in alemannischer Mundart. Mit Zeichnungen von Hans Sauerbruch. Verlag Südkurier Konstanz 1984. 107 Seiten. Kartonierte DM 16,50

**Aus uralter Zeit. Sagen vom Land zwischen Schönbuch, Schurwald und Alb.** Gesammelt von MANFRED WETZEL, illustriert von Joachim Burzik. Schwabenverlag Ostfildern 1984. 134 Seiten. Pappband DM 29,80

**Der Landkreis Konstanz. Amtliche Kreisbeschreibung.** Herausgegeben von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Konstanz. Band IV: Die Gemeinden der Verwaltungsräume Radolfzell, Singen, Stockach, Tengen und Gesamtregister. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1984. 915 Seiten mit über 100 Abbildungen. Leinen DM 69,-

**Sagen und Schilderungen des Mittel- und Erzgebirges.** Radelstein-Sagen. Bibliophiler Nachdruck der Originalausgaben von 1911 und 1915, erweitert um ein Vorwort, ein Geleitwort und eine Würdigung des Lebens und Werks von Karl Schütz. 3. Auflage 1982, herausgegeben vom Heimatkreis Bilin e. V., Ludwigsburg. Bildschmuck von Karl Schütz. ca. 100 Seiten, zahlreiche Bilder, Pappband

**Gell, do guckscht:** Ein schwäbisches Bilderbuch. Texte von BERNHARD KURRLE mit Zeichnungen von Marianne Marx-Bleil. Verlag Karl Knödler Reutlingen 1984. 78 Seiten mit 62 Zeichnungen. Kartonierte DM 14,80

OSCAR MÜLLER: **Meine Tante Mechthild:** Die nettesten Geschichten aus dem fröhlichen Feierabend. Aufgeschrieben von Gisela Zimber. Bleicher Verlag Gerlingen 1984. 108 Seiten. Kartonierte DM 13,80

# Veranstaltungen und Studienfahrten

49



Und im Herbst wieder: Zwei Fahrten ins Blaue

## 1. Fahrt ins Blaue

Sonntag, 20. Oktober 1985

Abfahrt: 13.00 Uhr vom Busbahnhof, Bussteig 15

50



## 2. Fahrt ins Blaue

Mittwoch, 23. Oktober 1985

Abfahrt: 13.00 Uhr vom Busbahnhof, Bussteig 15

Wie seit Jahren finden wieder zwei «Fahrten ins Blaue» statt. Wir besuchen eine Besonderheit in der Umgebung der Landeshauptstadt Stuttgart, die zwar weniger bekannt ist, aber die Besucher überrascht mit architektonischen, künstlerischen oder geschichtlichen Details. Bei einem gemütlichen Beisammensein werden anschließend Dias von Fahrten des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES gezeigt. Eine Bitte: Überlassen Sie uns auch in diesem Jahr einige Ihrer Dias. Bringen Sie diese etwa zehn Tage vor der ersten Fahrt in die Geschäftsstelle.

Soweit noch Platz in den Bussen vorhanden ist, können auch für diese beiden Fahrten wieder Gäste mitgebracht werden, die sich für eine Mitgliedschaft im SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND interessieren.

Wir erbitten auch zu diesen Fahrten eine rechtzeitige Anmeldung. Die Teilnahme ist kostenfrei. Nur Ihren Verzehr bezahlen Sie natürlich selbst.

## Vorträge Winterhalbjahr 1985/86

Mittwoch, 27. November 1985 – 19.30 Uhr

Wilhelmspalais Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 2

Prof. Dr. Erwin Rutte, Würzburg

Der Heidelberger – Homo Heidelbergensis

Zeit – Umwelt – Zeitgenossen

Die neuen Fundstellen

Vortrag mit Farbdias

Mittwoch, 22. Januar 1986 – 19.30 Uhr

Wilhelmspalais Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 2

Dr. Wolfgang Irtenkauf, Stuttgart

600 Jahre Arlberg-Paß

Vortrag mit Farbdias

Mittwoch, 26. Februar 1986 – 19.30 Uhr

Wilhelmspalais Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 2

Dr. Ehrenfried Kluckert, Tübingen

Italienische Renaissance in Württemberg

Vortrag mit Farbdias

Mittwoch, 19. März 1986 – 19.30 Uhr

Wilhelmspalais Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 2

Dr. Inge Schöck, Stuttgart

Hexenglaube einst – und heute?

Vortrag

## Anschriften der Mitarbeiter

Hadmute Bechler, Mörikestr. 17, 7930 Ehingen/Donau

Gustav-Adolf Henning, Lornsenstr. 9, 2217 Kellinghusen

Lutz Dietrich Herbst, Jahnstr. 32, 7950 Biberach/Riß

Wolfgang Hesse, Schmiedtorstr. 5, 7400 Tübingen

Dr. Hubert Krins, Achalmstr. 29, 7400 Tübingen

Bernd Roling, Kirchweg 37, 7061 Lichtenwald 1

Martin Roth/Klaus Vogel, Königstr. 52, 7407 Rottenburg

Paul Wanner, Haidlenstr. 9, 7000 Stuttgart-Degerloch

## Bildnachweis

Titelbild, S. 194 und 196: Roland Appl, 7440 Nürtingen;

S. 179–188: Städtisches Museum Schwäbisch Gmünd;

S. 189–192: Stadtarchiv Tübingen; S. 198–201: Städtisches

Gartenbauamt Stuttgart; S. 204–212: Paul Wanner, 7000

Stuttgart-Degerloch; S. 213–219: Hadmute Bechler, 7930

Ehingen/Donau; S. 222–227: Lutz Dietrich Herbst, 7950

Biberach/Riß; S. 244: Horst Rudel, 7000 Stuttgart 70; S. 244:

Reinhard Weber, 7110 Öhringen.

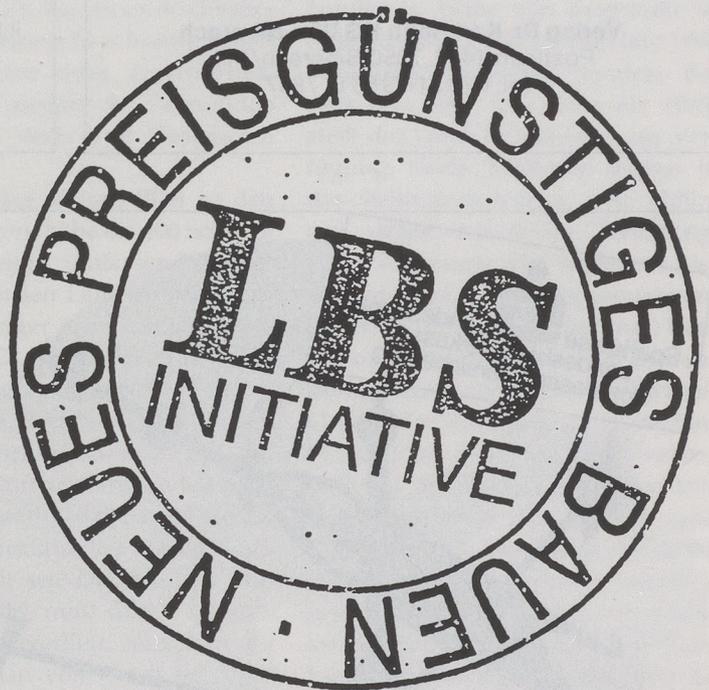


# LBS

Landesbausparkasse  
Württemberg  
Bausparkasse der Sparkassen

*„Gar nicht“*

# „Bauen ist so teuer“



Wir zeigen gelungene Beispiele preisgünstiger Häuser unter 190000,- DM Baukosten. Diese Beispiele wurden unter Mitwirkung der Architektenkammer Baden-Württemberg ausgewählt und stehen für viele kostensparende Ideen.

Informieren Sie sich beim LBS-Berater oder bei Ihrer Sparkasse.

**LBS. Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.**

## Einladung zur Subskription!

Heinz Kuckenburg:

# Soldat in Ulm

Eine fundierte Garnisons- und Militärgeschichte samt Waffenkunde von der Römerzeit bis 1945 mit vielen z. T. farbigen Abbildungen und großem Register – eine Fundgrube für Militaria-Sammler!

Unsere altbekannte

## Ulmer Bilder-Chronik

wird fortgesetzt: **Band 6 (1945–1964)** bringt die bewegte Nachkriegsgeschichte der Stadt Ulm mit über 500 Abb. im 515-Seiten-Leinen-Großband zu DM 123,-

**Band 5 (1933–1945)** ist in Vorbereitung und erscheint voraussichtlich 1987.

**Verlag Dr. Karl Höhn KG Ulm-Biberach**  
Postfach 1447, 7950 Biberach/Riß,  
Tel. 073 51-79 56 u. 79 57

## -Touristik '85

Hinaus in die Ferne,  
mit Sonderzügen der 



Die neuen Sonderfahrten-Programme der DB liegen für Sie bereit bei unseren Fahrkartenschaltern. Sie beinhalten viele schöne Fahrten in herrliche Wandergebiete. Gönnen Sie sich einen schönen Tag und fahren Sie mit!

Hier ein Auszug aus dem Programm „Der schöne Tag '85“:

**Sonntag, 8. September 1985**

**In das Herz der „Mosel“**

**Von Schwäbisch Gmünd/Wildbad nach Cochem an der Mosel**

**Sonntag, 6. Oktober 1985**

**Für unsere Wanderfreunde**

**Von Geislingen/Steige in das Pfälzer Bergland nach Bad Bergzabern**

Nähere Informationen erhalten Sie von unseren Mitarbeitern bei den DB-Fahrkartenausgaben oder DB-Verkaufsagenturen (z. B. DER-Reisebüros).

Mit den besten Wünschen für schöne Fahrten

Ihre  Generalvertretung Stuttgart West  
Arnulf-Klett-Platz 2  
**7000 Stuttgart 1**  
Telefon (07 11) 20 92-55 80



**Wir wissen,  
woher  
der Wind weht.**

Wenn es um Ihre Gelddinge geht, bietet Ihnen der -Verbund alle Vorteile. Denn jeder der vier Verbund-Partner ist Experte auf seinem Gebiet. Und gemeinsam verfügen wir über alle wichtigen Querverbindungen auf dem Finanzmarkt. Vier starke Partner – eine Adresse. Das ist Ihr vierfacher Vorteil!

wenn's um Geld geht **Sparkasse** 

## Peter Haag-Preise 1985 vergeben

(SH) Der PETER HAAG-PREIS, vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND für die denkmalpflegerisch beispielhaft gestaltete Wiederherstellung von Gebäuden gestiftet, ist zum achten Mal vergeben worden. Diese Auszeichnung, die nur an private Bauherren verliehen werden kann, ist folgenden Eigentümern zuerkannt worden:

Dr. Alfred Roll in Rottenburg am Neckar für die Erhaltung und Sanierung des «Nonnenhauses», eines alemannischen Fachwerkhauses aus dem 15. Jahrhundert.

Elke und Hans Peter Gaupp, Gutenbergstr. 30 in Heilbronn für die Erhaltung und rücksichtsvolle Umnutzung der 1912 erbauten ehemaligen Villa eines Fabrikanten mit ihrem zugehörigen Park.

Susanne und Joachim Heiser, Haidenhofstr. 2 in Horb-Dießeln für die Rettung und Instandsetzung eines Bauernhauses aus dem 18. Jahrhundert.

Die Preisverleihung wird am 13. Oktober in Heilbronn stattfinden.

## Völkerkundemuseum in Stuttgart wiedereröffnet

(lsw) Nach fast siebenjähriger Umbauzeit hat das Linden-Museum in Stuttgart, eines der größten Völkerkundemuseen Europas, wieder seine Pforten geöffnet. Aus der inzwischen auf rund 125 000 Exponate angewachsenen Sammlung sind seit 12. Juli 1985 zunächst die Abteilungen Südsee, Afrika, Orient und Amerika zu sehen. Die übrigen beiden Abteilungen – Süd- und Ostasien – sollen rechtzeitig zum 100jährigen Jubiläum der Museumsstätte im Frühjahr 1986 wiedereröffnet werden. Die Kosten der «Totalrenovierung» von rund 36 Millionen Mark tragen das Land Baden-Württemberg und die Stadt Stuttgart als Träger gemeinsam.

## Schaichtaldamm «gestorben»

(SWP) Endgültig gestorben ist der Plan, bei Neuenhaus einen Hochwasserrückhaltedamm zu bauen. Auf einer Pressekonferenz des Wasserverbandes Aich in der Böblinger Kongreßhalle betonte Landrat Dr. Rainer Heeb (Böblingen), daß der Schaichtaldamm sowie weitere Rückhaltebecken im Einzugsgebiet der Aich nicht mehr zur Debatte stünden.

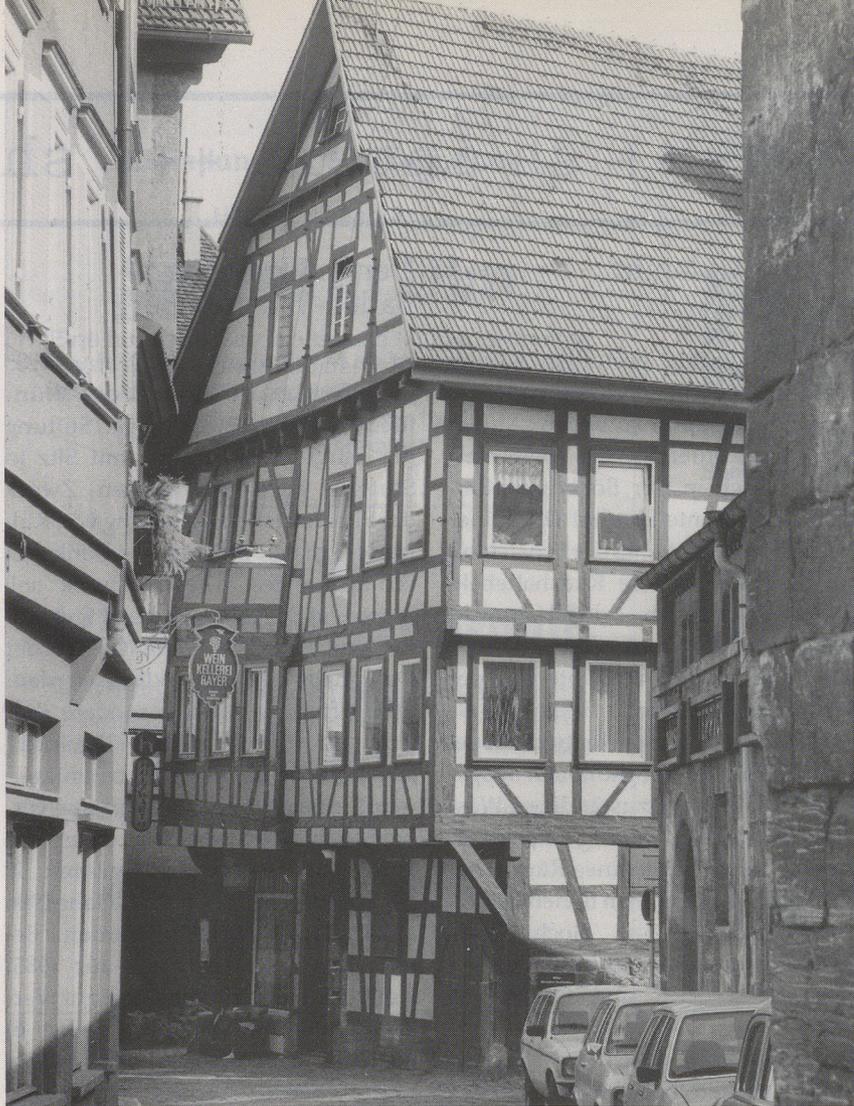
Das Schaichtal ist am Unterlauf der Schaich im Landkreis Esslingen als großflächiges Landschaftsschutzgebiet im Naturpark Schönbuch ausgewiesen. Pläne der zuständigen Wasserwirtschaftsverwaltung sahen in diesem Tal den Bau eines Rückhaltebeckens mit einem 14 m hohen Damm als Maßnahme zum Hochwasserschutz insbesondere der Gemeinden Neuenhaus, Aich und Grötzingen vor.

Den Ausschlag, diesen Plan zu den Akten zu legen, habe ein 400 Schreibmaschinenseiten umfassendes Gutachten des freien Landwirtschaftsarchitekten Geiger aus Stuttgart gegeben, führte Dr. Rainer Heeb aus. Eingehend sei in dem Gutachten untersucht worden, welche Auswirkungen ein Dammbau auf Tier- und Pflanzenwelt sowie Luftströmungen habe. Es habe sich bestätigt, daß das Schaichtal von hoher struktureller und ökologischer Vielfalt sei. Das Hochwasserproblem solle nun durch Objektschutz gelöst werden. Nachdem der Staudammplan vom Tisch ist, steht dem Antrag der F.D.P.-Landtagsfraktion, das Schaichtal zum Naturschutzgebiet zu erklären, eigentlich nichts mehr im Weg. Bürgermeister Stierle gab bereits zu erkennen, daß die Stadt Aichtal sich «nicht dagegen sträuben würde».

## Denkmalstiftung Baden-Württemberg

(rf) In Maulbronn ist am 27. Juni 1985 die «Denkmalstiftung Baden-Württemberg» als rechtsfähige Stiftung des bürgerlichen Rechts mit Sitz in Stuttgart gegründet worden. Zweck der Stiftung ist die Erhaltung von Kulturdenkmalen im Sinn des Denkmalschutzgesetzes. Dieser Zweck soll vorrangig durch die Förderung privater Initiativen auf dem Gebiet der Denkmalpflege verwirklicht werden. Die Stiftung wird insbesondere dort tätig, wo die staatliche Denkmalpflege nicht oder nur in beschränktem Umfang wirkt. Das Stiftungsvermögen besteht aus Leistungen des Landes in Höhe von insgesamt 50 Millionen Mark, die bis zum Jahr 1996 sukzessive ausbezahlt werden. Bereits fürs erste Jahr, also für 1985, stellt das Land 10 Millionen zur Verfügung. Sechs Millionen fließen in das Stiftungsvermögen, vier Millionen stehen zur freien Verfügung. (1986: insgesamt acht Millionen, davon vier Mio. Stiftungsvermögen, vier Mio. zur freien Verfügung.) Dem Stiftungsvermögen wachsen Zuwendungen des Landes oder Dritter zu. Organe der Stiftung sind ein aus fünf Mitgliedern bestehender Vorstand und das Kuratorium, dem Vertreter der Wirtschaft, Wissenschaft und Kunst, der auf dem Gebiet der Denkmalpflege tätigen Verbände und Bürgergruppen, der Kirchen, kommunalen Körperschaften und der staatlichen Denkmalpflege sowie der Eigentümer von Kulturdenkmalen angehören.

Ulrich Majocco vom Referat Denkmalschutz im Innenministerium: «Trotz massiver staatlicher Förderung und der Initiative von Landesvater Lothar Späth wird es keine Mitspracherechte der öffentlichen Hand bei der Berücksichtigung von Anträgen geben. Allein die Denkmalstiftung beziehungsweise die Kuratoriumsmitglieder werden darüber entscheiden.»



Ein Haus von 1267: Esslingen, Webergasse 8.

## Fachwerkhaus von 1267 in Esslingen entdeckt

(lsw) Nicht allein der ehemalige riesige Weinkeller und die einmalige Dachkonstruktion verleihen dem markanten Haus in der Webergasse 8 herausragende Bedeutung in der mittelalterlichen Altstadt von Esslingen am Neckar. Das 15 Meter lange und 16 Meter hohe Gebäude ist nach Aussagen von Wissenschaftlern das älteste noch erhaltene Fachwerkhaus Süddeutschlands. Zwei Hausforscher, Burghard Lohrum aus Ettenheimmünster (Ortenaukreis) und Hans-Jürgen Bleyer aus Stuttgart, haben es im März bei einer Bestandsaufnahme des alten Esslinger Stadtkerns entdeckt. Nach einer Jahresringdatierung des verbauten Eichen- und Tannenholzes durch den Dendrochronologen Bernd Becker vom Institut für

Botanik an der Universität Hohenheim stammt das Haus in der Webergasse 8 aus dem Jahr 1267.

Als eine «tolle Sache» bezeichnet der Hohenheimer Baumringforscher Becker den Fund in der Neckarstadt. Obwohl das Fachwerkhaus im Verlauf seiner mehr als 700jährigen Geschichte mehrmals verändert worden war, sei die ursprüngliche Konstruktion in hohem Grad erhalten. Die Wissenschaftler kommen hier voll auf ihre Kosten, denn das Dach zeigt nach Ansicht der beiden Hausforscher starke Ähnlichkeit mit den mittelalterlichen Kirchendachwerken des 12. und 13. Jahrhunderts. Erstmals könnten nun sakrale und bürgerliche Zimmermannstechniken in ihrer gegenseitigen Beeinflussung erforscht werden.

Doch das Relikt von 1267 findet nicht nur wissenschaftliches Interesse, dort

dominieren weder Spinnweben noch meterhoher Staub. Mehrere Familien haben in der Webergasse 8 ihr Domizil, das vermutlich von einem reichen Weinhändler gebaut worden ist. Über dem Kellergewölbe, so haben Lohrum und Bleyer herausgefunden, lag im Erdgeschoß eine geräumige Verkaufshalle. Wohn- und Lagerräume befanden sich im ersten und zweiten Stock.

Für die Stadt Esslingen fanden die beiden Forscher ein Prädikat ganz besonderer Natur: Mit einem weiteren Gebäude aus dem Jahr 1298 und annähernd 30 Fachwerkhäusern aus dem 14. Jahrhundert gilt die ehemalige Freie Reichsstadt als Metropole für Zeugnisse mittelalterlichen «Häuslesbaus».

## Frühes Eindachhaus wird in Metzingen restauriert

(lsw) Als eines der frühesten überkommenen Eindachhäuser im Lande hat sich ein Fachwerkhaus in Metzingen erwiesen. Wie ein Sprecher des Tübinger Denkmalamts erklärte, hat die dendrochronologische Jahresringanalyse der Hölzer als Bauzeit das Jahr 1539 ergeben. Es war nach den bisherigen Untersuchungen keines der üblichen Ackerbürgerhäuser, sondern reines Bauernhaus. Im Lande ist kein älteres Eindachhaus mit Wohnung, Stall und Scheune unter einem Dach, der typisch alemannischen Wohnform, bekannt, das in seiner altertümlichen Konstruktion mit Rauchloch unverändert ist. Ein älteres Haus dieses Typs steht bei Regensburg. Vergleichbare Häuser gibt es möglicherweise auch in Norddeutschland.

Bis nach dem Krieg war das Metzinger Gebäude Bauernhaus. Zuletzt wurde es von Ausländern bewohnt. Das schon denkmalgeschützte Haus war akut gefährdet, der Eigentümer wollte es abbrechen. Durch eine Information der Stadt konnten die Abrissvorbereitungen jedoch unterbrochen werden. Inzwischen hat es einen «Superkäufer» gefunden: Ein Mitarbeiter des mit der Datierung befaßten Dendrochronologen hat es erworben und will es vorbildlich wieder herrichten.

## Strom fürs Neckarland



# SEIN SCHUTZ IST UNS VIEL WERT

Was ist letztlich Ursache des Waldsterbens?  
Wir wissen es nicht verbindlich. Doch wir tun,  
was wir können, damit keine Zeit verloren geht  
- aus Vorsorge!

Noch dieses Jahr geht die Entstickungsanlage  
in unserem neuen Block fünf des Heizkraft-  
werks Neckar in Altbach/Deizisau in Betrieb.  
Wir entschwefeln und entstauben die Rauch-  
gase.

Auch das Kohlekraftwerk in Walheim wird  
mit einer Entschwefelungs- und einer Ent-  
stickungsanlage nachgerüstet.

Für Umweltschutzmaßnahmen in unseren  
Kohlekraftwerken wenden wir 450 Millionen  
D-Mark auf.

Dadurch gehen die Schadstoffemissionen aus  
diesen Anlagen auf weniger als ein Zehntel der  
heutigen Menge zurück.

Wir schicken Ihnen gerne Informationsmaterial und den Geschäftsbericht 1984.  
Schreiben Sie an die  
Neckarwerke, Abteilung WI, Postfach 330, 7300 Esslingen am Neckar.

Wir sind Mitglied der Arbeitsgemeinschaft regionaler Energieversorgungs-Unternehmen - ARE -

**NECKARWERKE**  
Elektrizitätsversorgungs-AG



## Der erste große Roman von Wilhelm König („Mundart-König“)

Zwei Schüsse zerreißen die Stille des ländlichen Albvorlandes - zurück bleiben zwei Tote. Gesehen wurde nur ein Junge, der, das Gewehr geschultert, gemächlich nach Hause geht.

Einem Stuttgarter Hauptkommissar obliegt es nun, die Ursachen und Motive des Jungen zu rekonstruieren. Aus den vielen einzelnen Erzählungen und Geschichten, die Karl Simpel zu Protokoll gibt, entsteht ein farbiges und lebendiges Bild über ein Dorf und seine Bewohner während des Krieges.

384 Seiten, DM 29,80  
ISBN 3-88350-428-9

**Bleicher Verlag**

Postfach 10 01 23, 7016 Gerlingen

Karl Klunzinger,  
**Geschichte des Zabergäus und des Oberamts Brackenheim**

4 Bücher in 1 Band, Umfang 860 Seiten mit Abb., DM 96. -  
Detailreiche Beschreibung der Rechts- Wirtschafts- Sozial- und  
Kunstgeschichte. In Methode und Zielsetzung den Württem-  
bergischen Oberamtsbeschreibungen folgend. Original 1841-44



Horst Bissinger K.G. · Verlag und Druckerei · 7037 Magstadt

Frieder Schmidt

## Die Hammerschmiede Gröningen als technisches Denkmal

FRIEDER SCHMIDT  
DIE HAMMERSCHMIEDE  
GRÖNINGEN  
ALS TECHNISCHES  
DENKMAL



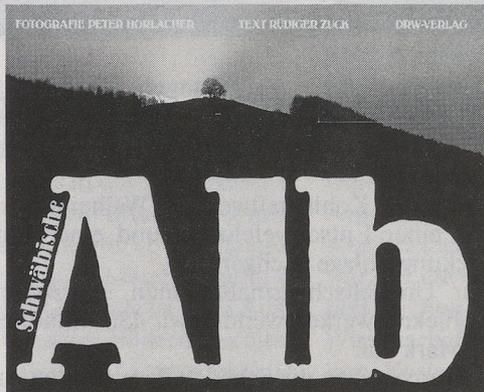
THEISS

Mit einem Vorwort von Prof. Willi K. Birn.  
Hrsg. vom Schwäbischen Heimatbund.  
108 Seiten mit 58 Abbildungen. Kartiert  
DM 9,80.

Konrad Theiss Verlag

Die Hammerschmiede Gröningen im  
Gronachtal ist eine der wenigen von einst  
180 mechanischen Schmieden aus der Jahr-  
hundertwende in Südwestdeutschland, die  
nahezu vollständig erhalten ist. 1982 wurde  
sie als lebendiges Museum eröffnet und ist  
seitdem ein beliebtes Ausflugsziel gewor-  
den.

## Der Fotobildband, der die Schwäbische Alb zeigt, wie sie wirklich ist:



Fotos: Peter Horlacher. Text: Rüdiger Zuck  
156 Seiten mit 200 Farbfotos, Großformat  
30 x 25 cm, Texte dreisprachig, Leinen mit  
Schutzumschlag DM 58,-

**DRW-Verlag Weinbrenner**

Unsere Bildbände erhalten Sie in jeder guten Buchhandlung

Schlüpf  
'rein in die  
Freizeit...

...in Ganter  
mit der  
Aktiv-  
Sohle!

Für Damen  
0407,  
für Herren  
1007



**Ganter**

Schuh-Haus

**Abele**

Mitglied im Schwäbischen Heimatbund

7 Stuttgart S · Tübinger Straße 18  
Fernsprecher 29 08 16 und 22 42 34

schuh-verlässlich



## Burrer Naturstein Renovierungen

7133 Maulbronn Telefon 0 70 43-60 65



## Öhringer Zwillingssäulen haben Geschwister

(STZ) Die unglückselige Enthauptung zweier Löwen aus salischer Zeit an der Öhringer Stiftskirche hat jetzt dazu geführt, daß die Stadt nicht nur ihre alten und lädierten Löwen restauriert wieder erhielt, es kamen auch noch zwei junge Löwen dazu. Die vier Löwen, jeder seine sieben Zentner schwer, wurden an ihre neuen Standorte gebracht. Die zwei tausendjährigen Löwen fanden ihre Ruhe in der Krypta der Stiftskirche, die beiden jungen «Tiere» wurden bis zum Hals an einer Pforte der Kirche eingemauert.

Das glückliche Ende mit den Löwen-Vierlingen hatte vor zwei Jahren mit einem schlimmen Mißgriff begonnen. Als das Land seine Öhringer Stiftskirche renovieren ließ, wollte es auch die beiden Löwen restaurieren, die mit ihren Köpfen beim Südportal der Kirche aus dem Mauerwerk ragten und arg mitgenommen aussahen. Unwissend, daß es sich dabei um Vollfiguren handelte, die vor bald tausend Jahren an der alten Stiftskirche standen und beim Bau der neuen Stiftskirche vor 500 Jahren bis auf die Köpfe eingemauert wurden, waren nur die Köpfe aus dem Mauerwerk gebrochen worden. Die Körper blieben in der Kirchenmauer stecken.

Das entsetzte Landesdenkmalamt und das schuldige staatliche Hochbauamt einigten sich darauf, die alten Löwen wieder zusammzusetzen und von Kopf bis Schwanz zu restaurieren. Gleichzeitig wurde ein neues Löwenpaar dem alten originalgetreu aus hartem Eifel-Sandstein in der

Werkstatt des Restaurators Otto Lieb in Gerlachsheim bei Tauberbischofsheim nachgebildet. Damit den alten Löwen nicht wieder Böses widerfähre, wurden sie in die Krypta gestellt, wo viele Angehörige des Öhringer Fürstenhauses, darunter die Kirchenstifterin Adelheid, die Mutter Kaiser Konrads II., ihre Ruhestätte haben.

Die ehrwürdigen Löwen in einem Raum des Kirchenschiffs aufzustellen und sichtbar zu machen, wie es auch der Öhringer Dekan gern gesehen hätte, schien dem Landesdenkmalamt zu riskant. Es hat sich auch nicht durchbringen können, die nachgebildeten jungen Löwen wieder in ihrer ganzen majestätischen Pracht als Portaltiere wirken zu lassen. Wie vor 500 Jahren aus unerfindlichen Gründen geschehen, wurden die Kopien dort wieder in das Mauerwerk gesteckt, wo schon die alten Löwen bis zum Kopf eingemauert waren. Etwa 50 000 Mark hat das Land für die Wiedergeburt der alten und die Schaffung der neuen Löwen aufgewendet.

## Naturschützer machen Front gegen B 312

(STZ) Die Aktionsgemeinschaft Natur- und Umweltschutz Baden-Württemberg macht Front gegen die geplante Bundesstraße 312 – sie lehnt das Straßenprojekt, das sich im Planfeststellungsverfahren befindet, kategorisch ab. In ihrer Stellungnahme an das Regierungspräsidium, die von der Kreisgruppe Rems-Murr im Bund für Umwelt und Naturschutz (BUND)

mitgetragen wird, heißt es, mit der Realisierung der B 312 erhöhe sich die Belastung von Landschaft, Natur und Mensch im Raum Fellbach/Waiblingen «insgesamt beträchtlich».

In seinem Schreiben an die Oberbehörde weist der Landesnaturschutzverband darauf hin, daß die geplante Asphaltstraße durch ein Gebiet führe, das mit den «besten Böden ganz Baden-Württembergs, ja ganz Deutschlands» gesegnet sei. Und hier habe sich eine intensive und ertragsreiche Landwirtschaft mit Sonderkulturen (Wein, Gemüse) entwickelt. Wie aus verschiedenen Umweltatlanten hervorgehe, sei dieses Gebiet zunehmenden Belastungen ausgesetzt, etwa durch Immissionen aus der Luft, durch eine wachsende Verkehrs- und Bebauungsdichte sowie durch Landschaftsverbrauch. Daß unter diesen Umständen weitere Belastungen nicht mehr tragbar seien, habe – so die Aktionsgemeinschaft – die Landesregierung bereits 1977 selbst festgestellt und folgerichtig den sparsamsten Umgang mit dem nicht vermehrbaren Boden gefordert.

In den Augen der Naturschutzfachleute läuft die B-312-Planung diesem Grundsatz zuwider.

Im übrigen meldet die Aktionsgemeinschaft Zweifel an dem Argument der Planungsbehörde an, die B 312 trage zu einer wesentlichen Entlastung der Fellbacher B-14-Ortsdurchfahrt bei. Der Trassenverlauf sei nämlich nicht geeignet, den Verkehr von und nach Stuttgart aufzunehmen. Die Naturschützer hielten es für besser, die B 312 samt Kappelbergtunnel durch eine Verlegung der jetzigen B-14-Durchgangsstraße in den Untergrund zu ersetzen. Eine solche Baumaßnahme sei unter Aufrechterhaltung des Verkehrs möglich, wie sich bei U-Bahn-Bauten gezeigt habe.

Der Bedarf an neuen Straßen läßt sich nach Überzeugung der B-312-Gegner am besten dadurch reduzieren, daß der öffentliche Nahverkehr attraktiver gestaltet werde. Die Aktionsgemeinschaft könnte sich auch die Einführung einer S-Bahn-Direktverbindung vom Rems- ins Neckartal vorstellen, wodurch der S-Bahn-Engpaß in der Stuttgarter Innenstadt vermieden werden könne.

## Wurmlinger Kapelle steht fast wie neu da

(STZ) «Droben stehet die Kapelle, schauet still ins Tal hinab.» Jeder- mann im Land kennt die Verse Lud- wig Uhlands von 1805. Nicht nur still, sondern auch wieder wie neu schaut sie ins (Ammer- und ins Neckar-)Tal hinunter. Mehr als 200 000 Mark ha- ben Pfarrgemeinde und bürgerliche Gemeinde, das Land und der Freun- deskreis der Wurmlinger Kapelle auf- gewendet, um das alte Wallfahrtshei- ligtum zu erneuern, und 100 000 Mark gaben sie für die Kreuzwegsta- tionen am Wurmlinger Berg. Von der alten Wallfahrt zum fränkischen Hei- ligen Remigius aus den Zeiten der Zu- gehörigkeit des Kirchleins zum Kloster Kreuzlingen ist freilich wenig geblieben. Heute «wallfahren» mehr Wanderer als Beter auf den Wurmlin- ger Berg. Nur zum Heiliggrab in der Krypta der Vorläuferkirche kommen von Karfreitag bis Ostern noch immer fromme Wallfahrer.

Graf Anselm von Calw ließ sich 1050 auf diesem Ausläufer des Spitzbergs eine Grabstätte bauen und stiftete dazu einen «Calwer Jahrtag», den die Pfarrgemeinde Wurmlingen bis heute hält. Noch immer ist auch – in Lan- desverwaltung – ein Rest jenes Stif- tungskapitals vorhanden, aus dem der Wurmlinger Pfarrer Eugen Maier jährlich 75 Mark bezieht, um die Geistlichen zu verköstigen, die den Jahrtag für den seligen Calwer Grafen abhalten, worüber der Wurmlinger Pfarrer pflichtgemäß nach Stuttgart berichtet.

Nach der Erneuerung der Kapelle konnte die Pfarrgemeinde Wurmlin- gen am 16./17. Juni die 300. Wieder- kehr des Tages der Einweihung der heutigen Kapelle durch den aus Rot- tenburg stammenden damaligen Konstanzer Weihbischof Georg Sigis- mund Müller mit einem Jubiläums- gottesdienst feiern.

Die Erneuerung der Kapelle war nicht nur notwendig, weil die Außen- wände 1982 mit politischen Parolen verschmiert worden waren, es mußte grundsätzlich etwas für die Erhaltung des Baudenkmals getan werden. Die Mauern wurden trockengelegt, das Dach neu gedeckt und auch der In-

nenraum renoviert; daran beteiligten sich angehende Maler aus Reutlin- gen, was die Kosten um 25 000 Mark senkte.

Die angehenden Maler des Ausbil- dungszentrums Reutlingen richteten in der Wurmlinger Kapelle eine Lehr- baustelle ein. Nach denkmalpflgeri- scher Beratung und fachlicher Festle- gung der Farbgebung bei der Erneue- rung des traditionellen Innenputzes mit Kalkschlemme, bei der Ausma- lung der Fensterleibungen ebenso wie bei der Bestimmung der früheren farbigen Fassung der Kassettendecke durften die Lehrlinge unter Anlei- tung des Lehrlingsmeisters Helmut Mross als «Restauratoren» arbeiten.

## Abriß-Verbot für Pfarrhaus in Steinenberg

(RPS) Ende Mai hat das Regierungs- präsidium Stuttgart in einem Erlaß an das Landratsamt des Rems-Murr- Kreises entschieden, daß die denk- malschutzrechtliche Zustimmung zum Abbruch des alten evangeli- schen Pfarramtes in Rudersberg-Stei- nenberg zu versagen ist.

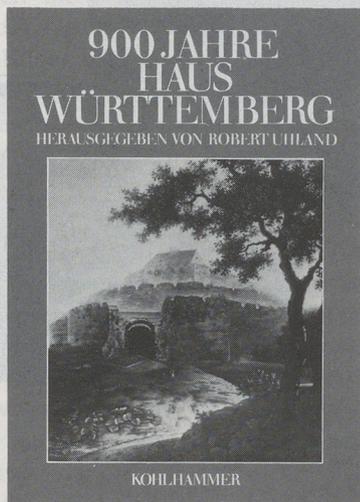
Damit ist die über zwei Jahre wäh- rende harte Auseinandersetzung mit dem Oberkirchenrat bzw. der evang. Kirchengemeinde als Eigentümer und Antragsteller entschieden. Re- gierungspräsident Manfred Bulling, der sich selbst mehrfach um eine ein- vernehmliche Lösung bemüht hat, zu diesem Ergebnis: «Die Erhaltung des kulturhistorisch hochbedeutsamen Pfarrhauses ist auch eine Verpflich- tung der nachfolgenden Generation gegenüber. Nach sorgfältiger Abwä- gung überwiegt das öffentliche Inter- esse an der Erhaltung des Kultur- denkmals das private Interesse der Eigentümerin, durch Abbruch des Gebäudes das Grundstück in anderer Weise zu nutzen. Angesichts der er- wiesenen Erhaltungsfähigkeit des Baudenkmales und der im Vergleich zu Neubaukosten geringen Mehrauf- wendungen einer Sanierung in Höhe von 14% ist dieses Ergebnis auch zu-

mutbar und hält sich im Rahmen der Sozialpflichtigkeit des Eigentums.» Wie die Pressestelle des Regierungs- präsidiums dazu weiter mitteilt, hatte die evang. Kirchengemeinde bereits in den 70er Jahren geplant, anstelle des alten Pfarrhauses ein modernes Gemeindezentrum zu errichten. Seit 1976 bemühten sich deshalb der Oberkirchenrat und die evang. Kir- chengemeinde, die denkmalchutz- rechtliche Zustimmung zum Abbruch des Gebäudes vom Landratsamt als untere Denkmalschutzbehörde zu er- halten.

Für die Beurteilung des Denkmalwer- tes war das Gebäude in seiner heuti- gen Gestalt entscheidend. Die vor al- lem zu Beginn des 18. Jahrhunderts in der Barockzeit vorgenommenen Um- bauten mindern nach Auffassung des Landesdenkmalamts die Hochran- gigkeit des Kulturdenkmals nicht, zu- mal dessen heimatgeschichtliche Be- deutung davon unberührt blieb.

Der 2- bis 3stöckige Winkelhakenbau wurde im Jahre 1461 errichtet und hat auch heute noch im Kern die mittelal- terliche Fachwerkkonstruktion. Nicht nur der Nordgiebel, der ein Zeugnis handwerklich meisterhaft ausgeführ- ter Fachwerkkunst des 15. Jahrhun- derts gibt, sondern auch an der im 18. Jahrhundert umgebauten West-Ost- Seite besteht das Hauptkonstruk- tionsgefüge immer noch aus Eichen- holz mit dem Fälldatum 1460. Allge- mein anerkannt wird auch die beson- dere heimatgeschichtliche und kir- chenreformatorische Bedeutung des Gebäudes. Wie die überlieferten Be- gebenheiten aus dem 30jährigen Krieg über den Machtkampf eines evangelischen Pfarrers mit den katho- lischen Mönchen des Klosters Adel- berg (beschrieben in der Festschrift der evang. Kirchengemeinde Stei- nenberg 1967 vom Pfarrer Ernst Ger- ber) belegen, verknüpft sich mit dem evangelischen Pfarrhaus in Steinen- berg ein Stück deutscher Geschichte in exemplarischer Weise.

## Neuerscheinungen Badenia Württembergica 1985



### 900 Jahre Haus Württemberg

Leben und Leistung für Land und Volk  
Hrsg. von Robert Uhlund  
3., durchges. Auflage 1985  
791 Seiten mit über 100 Abbildungen,  
davon 48 in Farbe, 4 Karten und 22 Tafeln  
Leinen DM 59,- (Staffelpreise)  
ISBN 3-17-008930-7

#### So urteilt die Fachpresse:

„Der Erfolg kommt auch nicht von ungefähr, denn die Autoren – es ist ein Team – haben als Historiker Rang und Namen. Sie kennen sich aus in der Geschichte und sind in der Lage, sie nicht nur kompetent, sondern auch amüsant und lesenswert zu vermitteln.“

*Staatsanzeiger Baden-Württemberg*

Hermann Reiff

### Erlebtes Baden-Württemberg

Erinnerungen eines Ministerialbeamten  
1985. 288 Seiten. Leinen DM 49,80  
ISBN 3-17-008738-X

Heinz-Eugen Schramm (Hrsg.)

### Schwäbischer Heimatkalender 1986

128 Seiten. Kart. DM 8,50

ISBN 3-17-008845-9

Für den neuen Jahrgang hat der Herausgeber wieder besinnliche und heitere Geschichten, Anekdoten, Sprüche und Gedichte ausgewählt.

Paul Feuchte (Hrsg.)

### Quellen zur Entstehung der Verfassung von Baden-Württemberg

Erster Teil

Ca. 800 Seiten. Kart. ca. DM 95,-

ISBN 3-17-009070-4

Veröffentlichungen zur Verfassungsgeschichte von Baden-Württemberg seit 1945, Bd. 2,  
Hrsg. von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg

Theodor Pfitzer

Hans-Georg Wehling (Hrsg.)

### Kommunalpolitik in Baden-Württemberg

gestern – heute – morgen

Ca. 260 Seiten. Leinen ca. DM 38,-

ISBN 3-17-008666-9

Schriftenreihe zur politischen Landeskunde  
Baden-Württembergs, Bd. 11

Christoph Borchardt u. a.

### Die Landwirtschaft in Baden und Württemberg

Veränderungen von Anbau, Viehhaltung und  
landwirtschaftlichen Betriebsgrößen 1850–1980  
Ca. 370 Seiten mit 106 Landkarten

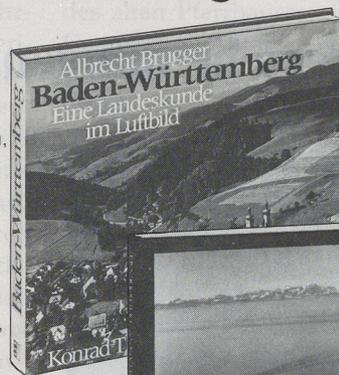
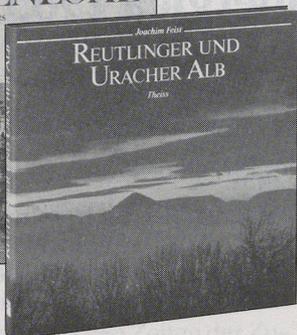
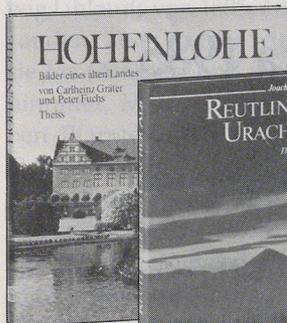
Leinen ca. DM 44,-

ISBN 3-17-008888-2

Schriften zur politischen Landeskunde  
Baden-Württembergs, Bd. 12

Bitte Prospekt anfordern!

# Ein wertvolles Geschenk: Landeskundliche Textbildbände über den schwäbischen Heimatsbereich und darüber hinaus. Baden-Württemberg in Text und Bild. Konrad Theiss Verlag



M. Akermann/T. Uhland-Clauß  
**Bauzeugen der Stauferzeit  
im östlichen Schwaben**  
100 S. mit 59 Tafeln, 7 in Farbe. DM 29,80

H. Baumhauer  
**Baden-Württemberg**  
Bild einer Kulturlandschaft. 256 S. mit  
156 Farbtafeln. DM 69,80

H. Baumhauer/J. Feist  
**Ostalb**  
Bild einer Kulturlandschaft. 180 S. mit 112 Tafeln,  
46 in Farbe. DM 59,-

H. Baumhauer/J. Feist  
**Das Ulmer Münster und seine Kunstwerke**  
108 S. mit 71 Tafeln, 11 in Farbe. DM 29,80

H. Baumhauer/J. Schüle  
**Das Heilig-Kreuz-Münster  
in Schwäbisch Gmünd**  
112 S. mit 62 Tafeln, 10 in Farbe. DM 34,-

A. Brügger/H. Baumhauer  
**Baden-Württemberg**  
Eine Landeskunde im Luftbild. 258 S. mit  
161 Tafeln, 125 in Farbe. DM 89,-

H. Brügger/E. Dillmann  
**Der Bodensee**  
Eine Landeskunde im Luftbild. 144 S. mit  
84 Tafeln, 62 in Farbe. DM 68,-

J. Feist/J. Bischoff  
**Reutlinger und Uracher Alb**  
140 S. mit 100 Tafeln, 40 in Farbe. DM 49,80

G. Gaiser/H. Baumhauer  
**Schwäbische Alb**  
216 S. mit 113 Tafeln, 49 in Farbe. DM 59,-

L. Geiges  
**Der Hochtessin**  
204 S. mit 120 Tafeln, 47 in Farbe. DM 68,-



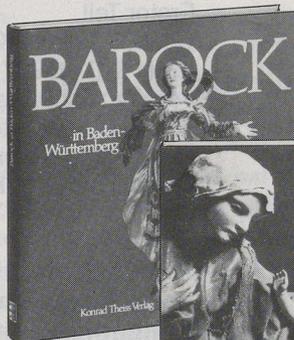
J. Golitschek/P. Fuchs  
**Im Herzen der Kurpfalz**  
Am Neckar und am Rheine. 192 S. mit 133 Tafeln,  
19 in Farbe. DM 49,80

C. Gräter  
**Der Neckar**  
232 S. mit 119 Tafeln, 43 in Farbe.  
Sonderpreis DM 29,80, (früher DM 59,80)

C. Gräter/P. Fuchs  
**Hohenlohe**  
Bilder eines alten Landes. 196 S. mit 106 Tafeln,  
40 in Farbe. DM 68,-

C. Gräter/U. Pfistermeister  
**Von der Tauber zum Main**  
136 S. mit 87 teils farb. Abb. DM 36,-

M. Grohe/T. Schmolz  
**Herrenberg**  
116 S. mit 90 Tafeln, 13 in Farbe. DM 36,-



V. Himmlein/K. Merten/W. Setzler/P. Anstett  
**Barock in Baden-Württemberg**  
256 S. mit 168 Tafeln, 78 in Farbe. DM 89,-

W. u. I. Jens/S. Moses/J. Feist  
**Die kleine große Stadt Tübingen**  
156 S. mit 84 Tafeln, 46 in Farbe. DM 59,80

W. Kieser/P. Fuchs  
**Neckar – Odenwald – Bauland**  
114 S. mit 80 Tafeln, 17 in Farbe. DM 38,-

W. Mezger  
**Narretei und Tradition –  
Die Rottweiler Fasnet**  
182 S. mit 89 Abb., 54 in Farbe. DM 49,80

E. Rieble  
**Sehen und Entdecken im Kreis Rottweil**  
416 S. mit 850 Abb., 410 in Farbe. DM 59,80

M. Rieple  
**Schwarzwald-Baar**  
Mosaik eines Landkreises. 132 S. mit 100 Abb.,  
24 in Farbe. DM 38,-

O. Rombach/M. Blümcke  
**Im Herzen Württembergs**  
Neckarland zwischen Stromberg und Ludwigsburg,  
Enz- und Bottwartal. 176 S. mit 112 Tafeln,  
15 in Farbe. DM 49,80

O. Rombach/W. Röckle  
**Vaihingen an der Enz**  
108 S. mit 76 Tafeln, 15 in Farbe.  
Sonderpreis DM 14,80 (früher DM 29,80)

A. Rudolph/J. Adelmann  
**Schwäbische Barockkrippen**  
140 S. mit 84 Farbtafeln. DM 69,-

G. Schellack/W. Wagner  
**Der Hunsrück zwischen Rhein, Mosel und Nahe**  
190 S. mit 100 Abb., 30 in Farbe. DM 49,80

H. u. E. Schwedt/M. Blümcke  
**Masken und Maskenschnitzer der  
schwäbisch-alemannischen Fasnacht**  
328 S. mit 176 Abb., 13 in Farbe. DM 54,-

W. Staiger/H.-B. Kloos  
**Mit Schippe, Pferch und Karren**  
Ein Wanderschäfer auf der Schwäbischen Alb.  
104 S. mit 70 Farbtafeln. DM 49,-

W. Stöhr  
**Entlang der Wörnitz**  
192 S. mit 93 Abb.,  
Sonderpreis DM 10,- (früher DM 36,-)

W. Strache  
**Stuttgart – mit meinen Augen**  
104 S. mit 64 Farbfotos. DM 39,80

H. Streng  
**An der jungen Donau**  
112 S. mit 80 Tafeln, 32 in Farbe. DM 39,-

L. Windstoßer/H. Ehinger/R. Sauter  
**Schwäbisch Gmünd**  
124 S. mit 90 Tafeln, 30 in Farbe. DM 49,80

L. Windstoßer/C. Gräter/W. Kieser  
**Heilbronn**  
136 S. mit 198 Abb. in Farbe.  
Sonderpreis DM 39,- (früher DM 59,-)

W. Ziegler/T. Uhland-Clauß  
**Rund um den Hohenstaufen**  
Landschaft, Geschichte, Kunst im Stauferkreis  
Göppingen. 164 S. mit 107 Tafeln, 35 in Farbe.  
DM 49,80

H. G. Zier/P. Fuchs  
**Im Herzen Badens**  
Rund um Karlsruhe. 188 S. mit 119 Tafeln,  
18 in Farbe. DM 49,80

**Konrad Theiss Verlag**  
Villastr. 11, 7000 Stuttgart 1

## Starkstromleitung genehmigt

(STZ) Die Neckarwerke haben vom Stuttgarter Regierungspräsidium die Genehmigung erhalten, eine 110-Kilovolt-Leitung zu bauen, die das Reichenbacher Umspannwerk mit der geplanten Leitung von Bünzwangen nach Wendlingen verbinden soll. Durch diese Stichleitung wird die nördlich von Hochdorf verlaufende 110-Kilovolt-Leitung von Wendlingen nach Süßen überflüssig und kann abgebaut werden. Mit der Genehmigung verbunden ist die Auflage an die Neckarwerke, einen Obolus in Höhe von 9500 Mark an den Naturschutzfond zu entrichten. Diese Abgabe, die dem Naturschutz zugute kommt, soll den Eingriff in Natur und Landschaft finanziell ausgleichen. Die jetzt genehmigte Trasse verläuft teilweise durch eine Waldschneise.

Erst jüngst hatte das Regierungspräsidium darauf hingewiesen, daß 110-Kilovolt-Leitungen in Zukunft unterirdisch verlegt werden sollten, um die Landschaft nicht zu verschandeln. Die Genehmigung der Freileitung bei Reichenbach stellt kein Abrücken von diesem Grundsatz dar. Sprecher Peter Boudgoust: «Da die Leitung so kurz ist, würde die Forderung, sie unterirdisch zu verlegen, keine wesentliche Schonung der Natur bedeuten.»

Die Freileitung hat eine Länge von 1,3 Kilometern. Für die Neckarwerke birgt der Bau einer Freileitung zwei Vorteile: Zum einen sind unterirdische Kabelstrecken im Schnitt sechsmal so teuer wie Freileitungen. Denn der Stromfluß erzeugt Wärme, weshalb die Kabel in einem Rohr gelagert werden müssen, das kühlendes Öl oder Gas enthält. Zum zweiten erhöhen Freileitungen aus der Sicht der Techniker die «Versorgungssicherheit». Bis ein Fehler im unterirdischen Kabel geortet ist, vergehen oft mehrere Tage, während eine gerissene, vom Mast herunterhängende Leitung auf den ersten Blick sichtbar ist. Aus diesen zwei Gründen halten die Elektrizitätsversorger Kabelleitungen nur in städtischen Regionen für angebracht, in der freien Natur bevorzugen sie Freileitungen.

## Oberschwäbisches Musikprojekt

(STZ) Der Darstellung des Oberschwäbischen Barock als «Gesamtkunstwerk» soll die Wiederentdeckung und Wiederaufführung der «Musik in oberschwäbischen Klöstern» dienen, die sich Musikdirektor Alexander Sumski von der Universität Tübingen vorgenommen hat. Nach dem Erfolg der Aufführung einer Messe von Nikolaus Betscher, dem letzten Abt des Klosters Rot in eben jener Klosterkirche im vergangenen Jahr haben Alexander Sumski, Universitätsverlag Attempto, die Oberschwäbischen Elektrizitätswerke und der Südwestfunk die gemeinsame Trägerschaft für die Fortsetzung des Vorhabens bis 1995 verabredet. Bereits am Pfingstsonntag 1985 gab es ein Konzert mit Werken von Michael Haydn, Ernest Weinrauch und Nikolaus Betscher in der Klosterkirche Zwiefalten. 1987 folgten dann Konzerte in Weingarten und – zum dreihundertjährigen Bestehen der Abtei – in Beuron; 1989 soll es ein Konzert zur Neunhundert-Jahr-Feier in Zwiefalten geben, 1991/93 sind die Klosterkirchen von Ochsenhausen und von Wiblingen als Aufführungsorte vorgesehen, 1995 zur Erinnerung an die Gründung vor 950 Jahren das Kloster Weissenau. Auf dem Programm sollen primär Werke von Komponisten der betreffenden Klöster stehen. Außer SWF-Mitschnitten und der Herausgabe von Schallplatten der Aufführungen im Attempto-Verlag ist an die Herausgabe von Gesamtpartituren, Chorpartituren und Einzelstimmen gedacht, um die «Gebrauchsmusik» des achtzehnten Jahrhunderts auch anderen zugänglich zu machen.

Auch die Musikwissenschaft wird damit beginnen, «diesen weißen Fleck Oberschwaben auf der kulturellen Landkarte mitten in Europa» zu erkunden. Sumski bezeichnete diese «immense Aufgabe als Pionierarbeit». Im Schwäbischen Landesmusikarchiv (Tübingen) mit seinen zweiunddreißig geschlossenen Notenbeständen aus ehemaligen Klöstern und Kirchengemeinden Baden-Württembergs lägen noch viele unge-

hobene Schätze, unterstrich der Universitätsmusikdirektor, der im Blick auf die Kontinuität des Vorhabens als Nahziel die Erfassung des Materials auf Mikrofiche nennt, darüber hinaus aber die Schaffung eines Sekretariats und eine organisatorische Form nach Art der Sonderforschungsbereiche für notwendig hält. Allein vom Roter Abt Nikolaus Betscher seien mittlerweile vierzig größere Werke – darunter elf Messen – in Maria Steinach und in Tübingen gefunden worden; ganz neu ist die Entdeckung dreier Werke von ihm im Archiv der Stiftung Preußischer Kulturbesitz in Berlin und eines Violinkonzerts im Archiv auf Schloß Zeil. Die Neuentdeckungen legten die Herausgabe eines neuen Katalogs der Bestände des Schwäbischen Landesmusikarchivs nahe.

## Benediktiner in Südwestdeutschland

Der Verein für württembergische Kirchengeschichte veranstaltet vom 17. – 20. Oktober 1985 in Blaubeuren ein Symposium mit dem Generalthema: «Benediktinisches Mönchtum in Südwestdeutschland zwischen Reform und Reformation». Dabei soll das geistliche und geistige Wirken der Benediktiner samt der wirtschaftlichen Bedeutung der alten Abteien behandelt werden. Besonderer Nachdruck wird auf die Beziehung des benediktinischen Mönchtums zu spätmittelalterlichen Reformbewegungen und zur Reformation gelegt. Schließlich soll die in der evangelischen Klosterschule fortlebende Tradition der benediktinischen Kulturarbeit in das Gesichtsfeld treten. Damit kann auch ein Bild von der gegenseitigen historischen Durchdringung der beiden großen Konfessionen entstehen. Als Referenten sind angekündigt: Peter Blickle, Imo Eberle, Hermann Ehmer, Wolfgang Irtenkauf, Günter Kolb, Klaus Schreiner, Josef Semmler und Franz Quarthal. Genaue Unterlagen: Verein für württembergische Kirchengeschichte, Postfach 92, 7000 Stuttgart 1.

## Neue Theorie zum Steinerfall

(AP) Winzige Bakterien mit Heißhunger auf Schwefel stehen in dem dringenden Verdacht, die zerstörerische Wirkung des sauren Regens an wertvollen Kirchen und Schlössern um ein Vielfaches zu verstärken. Der Verdacht ist so gravierend, daß Bundesforschungsminister Heinz Riesenhuber Teile eines erst zum Ende dieses Jahres geplanten umfassenden Forschungsprogramms im Bereich der Denkmalpflege spontan vorgezogen hat: Am Kölner und am Regensburger Dom läßt er nun untersuchen, ob das Problem des rapiden Steinerfalls entschärft werden kann, wenn man gezielt gegen die schwefelfressenden Thio-Bakterien vorgeht, die als Stoffwechselprodukt hochprozentige Schwefelsäure ausscheiden.

Bisher ging man davon aus, der saure Regen zerstöre den Stein direkt, weil die Säuren die Kalkbestandteile des Steins in Gips umwandeln. Gips ist weicher und hat das fünffache Volumen – der Stein zerbröseln oder wird «gesprengt». Vor fünf Jahren kam in Hamburg erstmals der Verdacht auf, daß noch andere Zusammenhänge eine Rolle spielten. Im Abwassersystem der Hansestadt zerfielen nach kurzer Zeit immer gerade solche Betonrohre, in denen das Wasser stand oder extrem langsam floß. Bei Untersuchungen wurden prompt Thio-Bakterien gefunden.

Die Erklärung: In stehendem Abwasser entsteht bei Fäulnisprozessen Schwefelwasserstoff. Die Thio-Bakterien tun sich an dem Schwefelanteil gütlich und scheiden Schwefelsäure aus, die den Kalk im Beton zu Gips macht. Auch auf den Baudenkmalern können sich Thio-Bakterien vom Schwefelanteil des sauren Regens ernähren; ihre Stoffwechselprodukte sind dann viermal saurer als der Regen, mit entsprechender Wirkung auf den Stein. Wissenschaftlich sind diese Zusammenhänge noch nicht voll geklärt. Falls sie sich bestätigen sollten, dürften die Denkmalschützer gegen die Bakterien nicht so machtlos sein wie gegen den sauren Regen. Möglichkeiten, den winzigen Schwefelfressern den Aufenthalt auf Bau-

denkmälern zu verleiden, gäbe es wahrscheinlich viele. Parallel zu diesen Zusammenhängen läßt Riesenhuber in dem Domprojekt auch Möglichkeiten untersuchen, wie man den Grad der Zerstörung eines Bauwerks feststellen kann, ohne zugleich zur Zerstörung beizutragen, das heißt, ohne Proben für Laboruntersuchungen mitnehmen zu müssen. Der Kölner Dom beispielsweise ist für solche Untersuchungsmethoden ein ideales Prüfobjekt, sind an ihm doch im Laufe der Zeit 50 verschiedene Steinarten verbaut worden.

In einem zweiten, ebenfalls vorgezogenen großen Verbundprojekt läßt Riesenhuber eine bundesweite repräsentative Bestandsaufnahme der Gebäudeschäden in Abhängigkeit von regionaler Verteilung, Gesteinsart und Dauer des Zerfallsprozesses anfertigen. Zusätzlich ist eine Bestandsaufnahme der Gebäude eingeleitet worden, die bisher schon mit unterschiedlichen Schutzmitteln behandelt worden sind. Auf diese Weise erhofft man sich fundierte Kenntnisse über die Langzeitwirkung solcher Schutzmittel. Das komplette Forschungskonzept zum Denkmalschutz, das zum Jahresende vorgelegt wird, soll von der Erkenntnis ausgehen, daß es keiner Generation erlaubt ist, mit dem Erbe der Vergangenheit beliebig zu schalten. Das Konzept wird auch über den Gebäudeschutz alle Bereiche des Denkmalschutzes einbeziehen. Da wird es beispielsweise um die Frage gehen, ob man den Zerfall wertvoller Plastiken durch «Infusionen» mit bestimmten Kunststoffen stoppen kann. Untersucht werden auch die Auswirkungen der modernen Heizungstechnik auf den Zustand von Kunstwerken: Alte Altäre, Kanzeln, Orgeln, Emporen oder Wandmalereien vertragen es nicht, wenn mehrmals im Monat plötzlich die Temperatur steigt und die Luftfeuchtigkeit sinkt.

Ebenso untersucht werden sollen die Auswirkungen von Grundwasserabsenkungen. Die Fundamente vieler Schlösser und Kirchen ruhen auf Holzpfehlern. Wenn der Wasserspiegel sinkt, kommen sie mit Luft in Berührung, was einen Fäulnisprozeß in Gang setzen könnte.

## Historische Nachhilfe in alter Lateinschule

(STZ) Ist früher in der altehrwürdigen Lateinschule neben der Stadtkirche noch nach Art der Altvorderen Wissen gepaukt worden – selbst der Astronom Johannes Kepler soll dort die Schulbank gedrückt haben –, so ist jetzt das Erdgeschoß des aus dem Mittelalter stammenden Gebäudes historischer Nachhilfe dienlich: Nach mehrmonatiger Umbauzeit präsentiert sich dort Leonbergs neues Museum für Vor- und Frühgeschichte. Hinter seinem etwas pompös klingenden Namen verbirgt sich eine Zweigstelle des Leonberger Heimatmuseums, die sich besonders der Zeit seit etwa 4000 vor bis 750 nach Christi verschrieben hat.

Ansauliche Objekte für die Nachhilfe in Vorgeschichte der engeren Heimat um Leonberg liefern zahlreiche Grabungsfunde. So stammt das Prunkstück, eine goldene Gewandspange aus dem 7. Jahrhundert, aus einem im Ortsteil Gebersheim entdeckten alamannischen Gräberfeld. Runde 130 000 Mark hat Leonbergs neues Museum gekostet. Etwa die Hälfte der Ausstellungsstücke sind Originale, der Rest Kopien von wertvollen Funden, die größtenteils im Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart gezeigt werden, so auch das Prunkstück, die goldene Fibel einer alamannischen Schönheit. Für die Nachhilfe in Geschichte haben auch etliche private Sammler Teile ihrer Schätze zur Verfügung gestellt. Der Vor- und Frühgeschichtler Dieter Nitsche aus Marburg hat die Konzeption fürs neue Museum erarbeitet, nachdem der Gemeinderat das Projekt genehmigt hatte. Ein ehrenamtlicher Fachmann wird es künftig betreuen.

Mit dem Museum für Vor- und Frühgeschichte ist die letzte Lücke im zentralen Leonberger Museumskonzept geschlossen worden. Der Zentrale, dem im Mai 1983 eröffneten Stadtmuseum im Alten Rathaus am Marktplatz, sind damit drei Filialen untergeordnet: das Museum im alten Höfinger Rathaus, das Christian-Wagner-Haus in Warmbronn und die ehemalige Lateinschule.



# DAS WILDBAD im Königreich Württemberg

Nebst Nachrichten über die benachbarten  
Heilquellen Liebenzell und Teinach und das  
Kloster Hirsau

von DR. JUSTINUS KERNER

herausgegeben und mit einem Nachwort versehen  
von Dr. Uwe Ziegler

ca. 176 Seiten mit 12 zeitgenössischen Abbildungen  
Leinen, DM 29,80

Verlag Bernhard Gengenbach  
Wilhelmstraße 17 · Telefon (07052) 3677  
7263 Bad Liebenzell

# Fahr' mit nach Ulm



Am Wochenende.  
Zum höchsten Kirchturm  
der Welt (161 m). Viel  
sehen und erleben mit  
Gutscheinheft „Ulmer  
Spezialitäten“: Münster,  
Altstadt, Fischerviertel,  
Ulmer Spatz und Ulmer  
Bier, Donaufahrt und  
Citybummel, Kunst,  
Kultur und Lebens-  
freude . . .  
Günstige Wochenend-  
Arrangements.  
DB-Städte-tour. Ulmer  
Theater-Bouquet.

Verkehrsbüro  
7900 Ulm  
Tel. (07 31) 64161



## Bemalte Möbel aus Hohenlohe. Die Schreinerfamilie Rößler und ihr Umkreis

Herausgegeben vom Verein Hohenloher Freilandmu-  
seum in Verbindung mit dem Württembergischen Lan-  
desmuseum Stuttgart.

172 Seiten mit 118 Abbildungen davon 25 in Farbe.  
24 x 22 cm. Farbiger Einband DM 49,-.  
Konrad Theiss Verlag Stuttgart

### Aus dem Inhalt:

Einführung in die Erforschung bemalter Möbel.  
Bemalte Möbel in Hohenlohe zwischen 1600 und 1800

Lebens- und Familiengeschichte der Untermünkheimer  
Schreinerwerkstätten

Werkstatt, Produkte und Kunden der Schreinerfamilie  
Rößler

Vom Stil der Rößler

Aus der Praxis eines Restaurators:  
Beobachtungen zur Schreinerarbeit und Maltechnik von  
Rößler-Möbeln

Schreinermeister aus dem Umkreis der Rößler und dem  
übrigen Hohenlohe

Die Kilianskirche zu Untermünkheim

Materialien zu den Untermünkheimer Schreinerfami-  
lien

Bibliographie

Erhältlich in jeder Buchhandlung

Hohenlohe, im 18. und 19. Jahrhundert wohlhabendes Bauernland mit reicher kultureller Ausprägung, ist seit jeher für die Vielfalt und Qualität seiner bemalten Möbel bekannt. Im Mittelpunkt steht die Untermünkheimer Schreinerfamilie Rößler, die von 1795 bis 1845 in ungewöhnlich großer Anzahl Schränke, Truhen und Himmelbetten produziert und allen Stücken eine unverwechselbare Bemalung gegeben hat. Die „Rößler-Motive“ prägten weitere Hohenloher Schreinerwerkstätten, ließen Nachahmer und Fälscher auf den Plan treten und machen heute eine der dominierenden Stilarten bemalter Möbel des 19. Jahrhunderts in Südwestdeutschland aus. Museumsfachleute vom Württembergischen Landesmuseum und Hohenloher Freilandmuseum legen hier in Zusammenarbeit mit jungen Wissenschaftlern der Universitäten Tübingen, Würzburg und München erstmals eine Würdigung der „Möbellandschaft“ Hohenlohe und insbesondere der Untermünkheimer Werkstatt vor.

Leben und Werk der Rößler werden nachgezeichnet und eingebettet in eine Charakterisierung ihrer Zeit, der baulichen Verhältnisse und der handwerklichen Traditionen. Reiches Bildmaterial stellt die Fülle der bemalten Möbel vor, wie sie heute in Museen und Privatbesitz in ganz Deutschland zu finden sind.

## Nürtinger Heimatmuseum bekommt Konturen

(STZ) Ehe sich im Nürtinger Heimatmuseum die Schleier der Vergangenheit lichten, wird zwar die Gegenwart noch ein paar Jährchen in die Zukunft fortgeschrieben, aber immerhin: Neben dem künftigen Domizil steht jetzt auch die Konzeption, zumindest in Umrissen, fest. Präsentiert wurde sie dem Hochbau- und Kulturausschuß durch Hans Binder, in der Hölderlinstadt so etwas wie ein kulturelles Multi-Talent, ist er doch Leiter der Volkshochschule, Kulturreferent und Vertrauensmann beim SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND.

Der Heimatbund aber hat sich des Museumsgedankens besonders angenommen und verwaltet eine reiche Ernte an Sach- und Geldspenden, seit es vor etlichen Jahren durch Bürgerengagement gelungen war, ein bei Umbauarbeiten in der Kirchheimer Vorstadt entdecktes Ölgemälde vom ersten Erntewagen nach der großen Hungersnot 1816/17 in der Stadt zu halten. Damals, so Hans Binder, hat eine richtige «Bewegung» eingesetzt. Und was da nach Umfang und Güte in den Magazinen schlummert, zitiert Bürgermeister Dr. Becker die Landesstelle für Museumsberatung, sei «herorragend».

Arrangiert und systematisiert werden soll die Entwicklung Nürtingsens und seiner Umgebung laut Koautor Binder «von A bis Z, von Anfang bis Zukunft» und stets «so lebendig wie möglich». Leben aber hieß schon immer primär Alltagsleben, und deshalb wird es nach dem Willen der Konzeptionisten vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND neben den herausragenden «großen Ereignissen» und Entwicklungsschüben seinen festen Museumsplatz bekommen. Fürst und Flößer, Fabrikant und Heimarbeiterin, die großen Söhne (und Töchter) und die kleinen Tagelöhner, Auswanderer, Einwanderer und Neubürger – sie alle sollen vorkommen. Und um musealem Mief als unliebsamem Gast gleich die Tür zu weisen, ist an Wechsel- und Sonderausstellungen sowie an Viertelstunden (nach Esslinger Vorbild) gedacht.

Residieren werden die Heimat-

schätze der Hölderlinstadt dereinst in historisch standesgemäßer und zudem schmucker Umgebung, nämlich im Alten Schützenhaus von 1565 an der Wörthstraße, das die Stadt für eine halbe Million Mark gekauft hat. Was allerdings der Umbau kosten wird, das liegt noch wohlbehütet im Schoß der Zukunft. Der Stadtkämmerer kann sich jedoch für alle Fälle an eine Aufschrift halten, die das zierfachwerkgeschmückte Gebäude seitlich ziert: «Frischen Muth bring herein, Sorgen laß' draußen sein . . .»

## Martin Gerber Biberacher Vertrauensmann des SHB

(SZ) Am 13. März hatte der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND zu seiner Mitgliederversammlung in den Gasthof «Grüner Baum» eingeladen. Die Versammlung wurde vom 2. Vorsitzenden Martin Blümcke eröffnet und geleitet. Der 1. Vorsitzende und ehemalige OB von Ulm, Hans Lorensen, nahm zu selben Zeit an der Tagung des «Deutschen Heimatbundes» in Bremen teil.

Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND, Ortsgruppe Biberach, besteht aus ca. 50 Mitgliedern aus Biberach, Ochsenhausen, Laupheim und Riedlingen. Die Ortsgruppe Biberach besteht seit 1952. Ihr erster Vorsitzender war Stadtbaumeister Müller. Ihm folgte 1962 bis 1964 der Oberstudiendirektor Buttschardt. Amtsgerichtsrat Kurt Flogaus hatte das Amt bis zu seinem Tod im August 1971 inne. Zwei Jahre gab es ein Interregnum, bis dann Dora Flogaus 1973 bei den Pfingsttagen in Ochsenhausen die Betreuung der Biberacher Gruppe übernahm und 12 Jahre an der Spitze des Vereins stand. Sie sorgte in ihrer bescheidenen Art dafür, daß der Name und die Arbeit des SHB in Biberach niemals in Vergessenheit gerieten, bis sie 1984 um ihre Ablösung bat. Martin Blümcke bedankte sich bei Dora Flogaus für ihre langjährige, erfolgreiche Tätigkeit und unterstrich ihre Verdienste um die Arbeit des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES.

Zur Wahl des neuen Vertrauensmannes im SHB kandidierte Regierungsdirektor a. D. Martin Gerber, der auch einstimmig gewählt wurde. Gerber möchte die Mitgliederzahl der Ortsgruppe erhöhen, den Verein über die Grenzen der Leser der Zeitschrift hinaus bekannt machen und vor allem Jugendlichen den Verein näherbringen. Ihm sind die Probleme des Bundes und der Ortsgruppe bestens bekannt, was ihn als kompetenten Vertrauensmann auszeichnet.

Zum Abschluß der Mitgliederversammlung wurden noch Fragen und Probleme in Biberach erörtert, wobei es hauptsächlich um das Ummendorfer Ried und die mit ihm zusammenhängenden Probleme ging.

Im Anschluß an die Mitgliederversammlung zeigte der Sonderbeauftragte des Regierungspräsidiums Tübingen für Störche, Sonderschulrektor Wilfried Aßfalg (Riedlingen), einen Ausschnitt aus seiner Diaserie: «Die letzten Störche in Baden-Württemberg – Unsere Störche in Oberschwaben». Wilfried Aßfalg ist seit 1979 auch amtliches Mitglied der Vogelwarte Radolfzell/Bodensee. Zur Einleitung zeigte er sehenswerte Farb-Dias mit Luft- und Landschaftsaufnahmen, womit er auch auf historische Bauwerke und Landschaften in Oberschwaben hinwies. Mit diesen Bildern leitete er zu historischen Zeugnissen wie Altarbilder oder Buchmalereien über, die die Anwesenheit auf Storchfamilien belegen. Der älteste Hinweis auf Störche in Oberschwaben findet sich in der Kirche zum hl. Stefan in Zwiefalten: ein Gemälde von Georg Ferdinand Veesser, der 1680 Riedlingen malte und auf einer Wiese vor der Stadt einen übergroßen Weißstorch darstellt.

## Kiesabbau im Ried wird nicht gestoppt

(STZ) Im Ummendorfer Ried darf weiter Kies abgebaut werden. Einen von der Fraktion der Grünen an den Landtag gerichteten Antrag, die vom Biberacher Landratsamt erteilte Kiesabbaugenehmigung zu widerrufen

und das gesamte Gebiet unter Naturschutz zu stellen, hat die Landesregierung abgelehnt. Zwei Drittel der genehmigten Fläche seien bereits abgebaut. Zwar sei das Ummendorfer Ried ein ökologisch wertvolles Feuchtgebiet, es habe sich aber, unabhängig vom Kiesabbau, infolge des Torfabbaus während des Krieges und zunehmender Aufforstung teilweise verändert, aber auch wegen des Verzichts auf Streuwiese-Nutzung. Vorgesehen sei jedoch, das außerhalb der Abbauflächen gelegene, 23 Hektar große Naturschutzgebiet um 100 Hektar zu erweitern (siehe sh aktuell, Heft 85/2).

## Katholische Kirche darf Denkmal nicht abreißen

(stz) Das sogenannte Brünnersche Haus direkt neben der Marienkirche in Bad Mergentheim darf nicht abgerissen werden. Mit dieser Entscheidung hat das Regierungspräsidium Stuttgart das Abbruchbegehren der katholischen Kirchengemeinde beschiednen. Die gegenüber den Neubaukosten nur etwa 20 Prozent höheren Sanierungskosten seien dem Eigentümer durchaus zuzumuten, meinte die Behörde, womit sich der Mehraufwand in den Grenzen der Sozialpflichtigkeit des Eigentums halte. Bereits zuvor hatte das Landesdenkmalamt den Abriß des im Denkmaltbuch eingetragenen Gebäudes verboten, das aus dem 17. und 18. Jahrhundert stammt und eine wechselvolle Geschichte hinter sich hat. 1791 konzertierte der junge Beethoven in dem Haus, das wegen seiner reichhaltigen Innenausstattung wie Stuckdecken und geschnitzte Treppenläufe «einem Schloß zur Ehre gereichen» würde. Bezeichnenderweise hat die katholische Kirchengemeinde an dem stattlichen Gebäude in den letzten 25 Jahren nur die notwendigsten Reparaturen ausgeführt. Jetzt kostet sie die Sanierung etwa 2 Millionen Mark, wovon 250000 Mark an Zuschüssen vom Landesdenkmalamt kommen. Ein Neubau käme auf 1,5 Millionen Mark.

## 200 Jahre Schloß Hohenheim

(PM) In diesem Jahr wird das Hohenheimer Schloß 200 Jahre alt. Am 24. Juni 1785 ließ Herzog Carl Eugen von Württemberg den Grundstein für diesen Gebäudekomplex legen. Nach wechselvoller Bau- und Nutzungsgeschichte präsentiert sich das Schloß mit Räumen, die zum Teil historisch genau restauriert, aber auch funktionell genutzt werden.

Am 15. Juni wurde mit einem Festakt die Restaurierung des Schlosses Hohenheim gefeiert. Der dort untergebrachten Universität, der früheren Landwirtschaftlichen Hochschule, stehen damit schöne Räume für Lehre und Repräsentation zur Verfügung. Zum Jubiläum hat die Universität Hohenheim eine Broschüre herausgegeben, die einen ersten Eindruck des Bauwerks und seiner Geschichte vermittelt.

## Streit um Bau der Mensa beigelegt

(STZ) Durch die Vermittlung des Tübinger Regierungspräsidiums hat nun der Behördenstreit um den Standort für die neue Mensa der Weingartener Hochschulen ein Ende gefunden. Das Landratsamt als Untere Naturschutzbehörde zog ihr Veto gegen den Neubau im Randbereich eines Stadtparks zurück. Die Mensa kann nun doch, um einige Meter nach außen versetzt, gebaut werden. Als Ausgleich für den Eingriff wird der Doggenrieder Park an anderer Stelle erweitert. So soll ein Parkplatz rekultiviert sowie eine Straße für den Fahrzeugverkehr gesperrt werden. Vom Land wurden 500000 Mark für den Begrünungsplan zugesagt. Darauf einigten sich in einer Besprechung der Ravensburger Landrat Blaser, der Ministerialdirektor des Finanzministeriums Bueble, Regierungspräsident Gögler, die Rektoren der Pädagogischen und Fachhochschule sowie weitere Behördenvertreter.

## Vogelschützer besorgt über «Feldsterben»

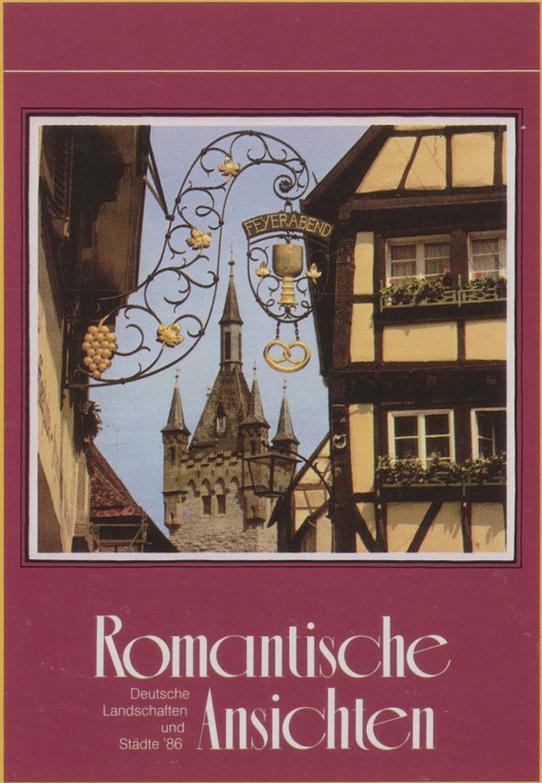
(lsw) Besorgt über eine weitgehende Verarmung der einstigen Artenfülle in Ackerbaulandschaften hat sich der Deutsche Bund für Vogelschutz (DBV), Landesverband Baden-Württemberg, geäußert. Dieses «Feldsterben» habe bereits zu einem «katastrophalen Artenschwund» in der Feldflur geführt, heißt es in einer Mitteilung des DBV vom 2. Juni.

Entscheidend für eine ökologische Wende in der Landwirtschaft sei neben einer konsequenten Eindämmung von Landschaftsverbrauch und Bodenzerstörung die Sicherung schonend und chemiefrei bewirtschafteter Vorrangflächen für Zwecke des Natur- und Landschaftsschutzes. Nach Auffassung des DBV müssen mindestens zehn Prozent der derzeitigen landwirtschaftlichen Nutzfläche als derartige Vorrangflächen ausgewiesen und erhalten werden. «Für ihre realen ökologischen Leistungen in der Landschaft müssen die Landwirte hier aber auch angemessene Ausgleichszahlungen erhalten», forderte der DBV-Landesvorsitzende Burkhard Kroymann.

## Heimattage werden ab 1986 verkürzt

(lsw) Die seit 1978 jährlich in einer baden-württembergischen Stadt stattfindenden Heimattage sollen von 1986 an nur noch jeweils drei Tage statt wie bislang eine Woche dauern. Dies hat der Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft für Volkstums- und Heimatpflege, Wissenschaftsstaatssekretär Norbert Schneider, angekündigt. Die diesjährigen Heimattage in Villingen-Schwenningen fänden wie geplant eine Woche lang Anfang September statt.

Schneider erklärte weiter, das ersparte Geld solle künftig den vier Regierungspräsidien zur Heimatpflege zur Verfügung gestellt werden. Die Zuschußmittel des Wissenschaftsministeriums von jährlich rund 350000 Mark sollten also nicht eingeschränkt werden.

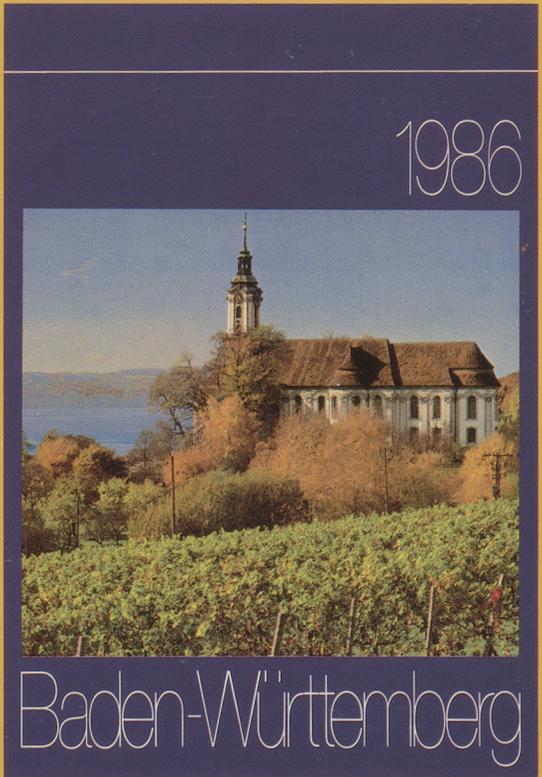


Romantische  
Deutsche  
Landschaften  
und  
Städte '86  
Ansichten

Deutsche Landschaften und Städte:  
**Romantische Ansichten**

Eindrucksvolle Großaufnahmen laden ein zu einer romantischen Reise durch Deutschland: in malerische Dörfer und reizvolle Städte, zu trotztenden Burgen, imposanten Schlössern und idyllisch anmutenden Landschaften.

Format 30 x 43,5 cm, 13 farbige Großfotos. Bildunterschriften und Kalendarium in Deutsch, Englisch und Französisch, DM 17,50.

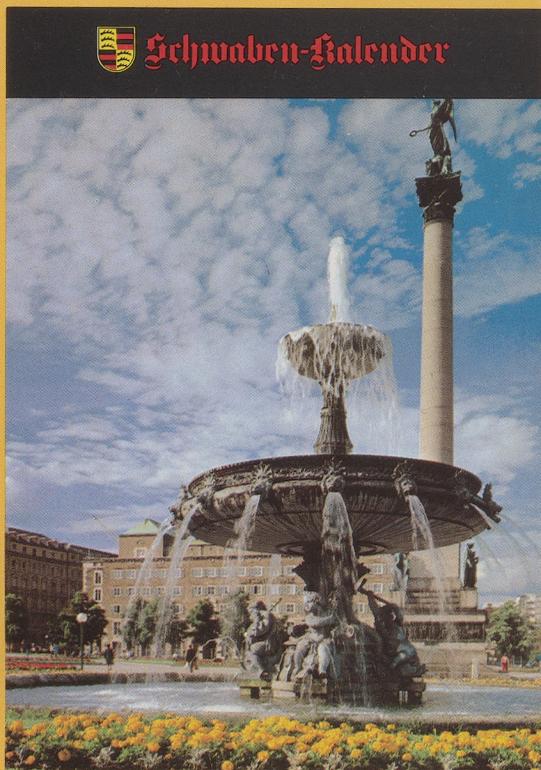


Baden-Württemberg

**Baden-Württemberg**

Dies ist ein Kalender, dessen brillante Farbfotos jeden durch ihre Farbenpracht und eingefangene Stimmung begeistern. Sie erinnern an Urlaub und schöne Stunden und zeigen den Reichtum an historischen Bauten, Städten und reizvollen Landschaften in Baden-Württemberg.

Format 30 x 43,5 cm, 13 farbige Großfotos. Bildunterschriften und Kalendarium in Deutsch, Englisch und Französisch, DM 17,50.



## Schwaben-Kalender

Anheimelnde Architektur alter Städte und idyllische Landschaftsbilder zeichnen auch diesen Kalender wieder aus. Er enthält ausführliche Bildbeschreibungen in Deutsch, dazu englische Kurzfassungen und 53 neue Wandervorschläge. Der traditionelle Wandschmuck und ideale Heimatgruß für Freunde in nah und fern.

24 x 34 cm, 19 farbige u. 18 schwarzweiße Großfotos, DM 19,50.

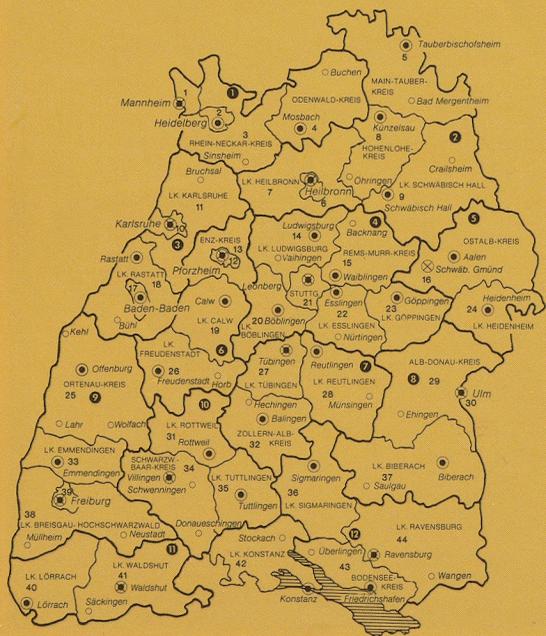
## Das schöne Schwaben neu entdecken

Mit dem „Schwaben-Kalender“ sieht man das Land zwischen Neckar und Bodensee mit neuen Augen: Man kann sich nicht nur an den 37 Großfotos erfreuen, sondern diese auch zum Anlaß nehmen, das Schwabenland zu erwandern. Denn für jede Woche hält dieser reizvolle Kalender einen Wandervorschlag bereit.

Als kleine Leseprobe hier drei Beispiele von Wandervorschlägen:

1. Ludwigsburg. Von Aldingen am Neckar, 215 m, über die Staufenstufe nach Neckarrens. Auf dem markierten Weg nördlich nach Hochberg und Poppenweiler, 258 m. Über die Burghalde (Aussicht) nach Neckarweihingen. Mit dem Stadtbus nach Ludwigsburg zurück. 4 Std.
2. Dornstetten. Von Altensteig, 504 m (Schloß) nagoldaufwärts, dann zur Kohlsägmühle und hinauf nach Grömbach. Durch den Weiler Wald nach Käberbronn, 714 m, über Hallwangen nach Dornstetten, 621 m. 6 Std.
3. Rottweil. Von Oberndorf, 506 m, nach Altoberndorf und Ependorf. Über Herrenzimmern zur Ruine Zimmern. Weiter nach Villingendorf, 621 m, und Rottweil (Kirchen, Lorenzkapelle, Hochwachturm usw.). 5 1/2 Std.

Der Schwaben-Kalender ist der Heimatkalender mit der „besonderen Note“. Er eignet sich nicht nur für den Eigengebrauch, sondern ist auch ein ideales Geschenk für alle Wanderfreunde.





SCHWÄBISCHER HEIMATBUND

## GESCHENK-GUTSCHEIN

ÜBER EINE BEITRAGSFREIE MITGLIEDSCHAFT IM SCHWÄBISCHEN

HEIMATBUND IM JAHRE

FÜR

IN

Dr. HANS LORENSER

VORSITZENDER DES SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES

Dieser Gutschein berechtigt im Jahre seiner Geltung zum Bezug der Zeitschrift SCHWÄBISCHE HEIMAT und zur Teilnahme an allen Veranstaltungen und Studienfahrten des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES zu den für reguläre Mitglieder geltenden Bedingungen.

Wenn nach Ablauf dieses Jahres die Mitgliedschaft aufrechterhalten bleiben soll, braucht nur das beigefügte Formular vollständig ausgefüllt und unterschrieben an die Geschäftsstelle geschickt zu werden.

Besteht schon eine Mitgliedschaft, so beginnt mit dem 1. Januar des folgenden Jahres wieder die Pflicht zur Zuwendungszahlung.



## Geschenke, die Freude bereiten...

So sieht er aus, der Geschenkgutschein, mit dem Sie Ihren Bekannten, Verwandten und Freunden auf einfache Weise eine Freude machen können – zu Festtagen aller Art, oder einfach nur so! (Und davon hat der Beschenkte nicht nur einmal etwas: Allein viermal erinnert ihn die SCHWÄBISCHE HEIMAT an Ihre gute Idee!)

Und wie bekommt man einen solchen Gutschein?

Ganz einfach: Sie füllen das unten auf dieser Seite abgedruckte Formular aus, schicken es an die Geschäftsstelle und überweisen zugleich den Betrag von mindestens DM 32,- (einen Jahresbetrag) auf eines der Konten des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES. Selbstverständlich schicken wir Ihnen gern weitere Formulare zu und bearbeiten auch formlose Bestellungen, wenn Sie nur alle nötigen Angaben enthalten! Sobald beides (Anmeldung und Geld) bei der Geschäftsstelle eingetroffen ist, bekommen Sie den Gutschein und können ihn (mit ein paar freundlichen Worten, Ihrem Glückwunsch oder ein paar Blumen) dem Beschenkten überreichen oder schicken. (Und gleichzeitig bekommen Sie die für Sie bestimmte Spendenbescheinigung – Sie sehen, es ist an alles gedacht!)

Übrigens: Wenn Sie ein Nichtmitglied zum ersten Mal mit einem solchen Gutschein beschenken, nehmen Sie ganz automatisch an der Verlosung der Werbepremien teil!

Hier abtrennen und bitte in Druckbuchstaben ausfüllen!

An die  
Geschäftsstelle des  
SCHWÄBISCHEN  
HEIMATBUNDES  
Charlottenplatz 17/II  
7000 Stuttgart 1

Name

Vorname

Straße

PLZ

Wohnort

Ich bitte um Ausstellung eines Geschenkgutscheines für das Jahr 19\_\_ auf den Namen:

Name

Vorname

Straße

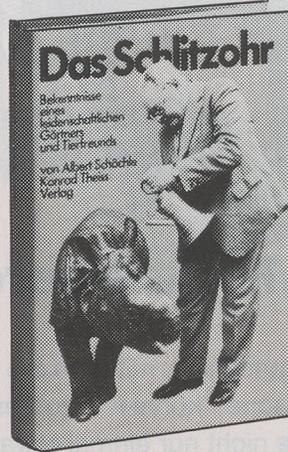
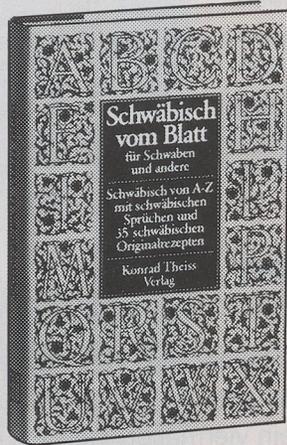
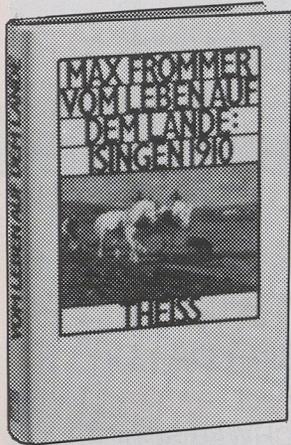
PLZ

Wohnort

Datum

Unterschrift

# Bücher von Schwaben über Schwaben im Konrad Theiss Verlag Stuttgart



Max Frommer

## Vom Leben auf dem Lande: Isingen 1910

336 S. mit 23 Abb. Kunstleinen DM 29,80. In allen Einzelheiten beschreibt der Autor die Umwelt und den Alltag seiner Familie in der Hof- und Dorfgemeinschaft: das Elternhaus mit Wohnstube, Küche, Scheune und Stall, die Arbeiten in einer vielseitigen Landwirtschaft, Tierzucht und -pflege, Fruchtanbau, Ernte, Lagerung und Vorratshaltung, Tagesablauf, Kindererziehung und Feste.

## Schwäbisch vom Blatt für Schwaben und andere

Hrsg. von der Südwestpresse. 321 S. Kunstleinen DM 24,80. Ein übersichtliches schwäbisches Wörterbuch von A - Z. Ein leicht zu handhabendes Gebinde aus Überkommenem, das beim Blättern nachdenkliche Freude auslöst, mit Wörtern und Sprüch', dazu 35 schwäbische Originalrezepte, nicht nur für Schwaben. Ein Hausbuch zum Schenken und Selberschenken.

Albert Schöchle

## Das Schlitzohr

Bekenntnisse eines leidenschaftlichen Gärtners und Tierfreunds. 285 S. mit 26 Abb. Leinen DM 29,80. Eine außergewöhnliche Selbstdarstellung eines gebürtigen Kempteners, der es zum Direktor der Staatl. Anlagen und Gärten in Stuttgart/Ludwigsburg brachte. Mit ergötzlichem Humor geschrieben und als Geschenk geeignet. Der schwäbische Ludwig Thoma.

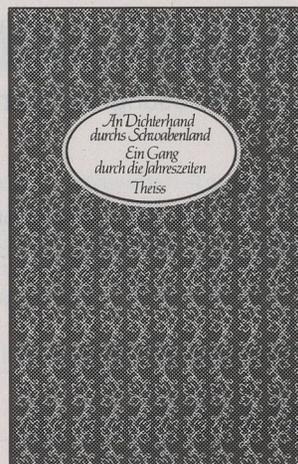
Karl Napf

## Der fromme Metzger

Heitere Geschichten aus der Provinz. 196 S. mit 14 Zeichnungen von Mechtild Schöllkopf. Kunstleinen DM 29,80. Der Autor zeichnet in seinen 36 knapp gefaßten amüsanten „neuen Schwarzwälder Dorfgeschichten“ ein farbiges Bild ländlichen und kleinstädtischen Milieus, das nicht in Nostalgie verfällt, sondern durch seine Gegenwartsnähe besticht.

## An Dichterhand durchs Schwabenland

Ein Gang durch die Jahreszeiten. Hrsg. von Waltraud Pfäfflin. 128 S. mit Kalendarium und 12 farbigen Abb. Pappband DM 12,80. Dichter aus vier Jahrhunderten führen durch die Heimat und durch das Jahr: ein Almanach mit immerwährendem Kalender und mehrfarbigen Reproduktionen – zum Entdecken und Wiederfinden, zum Sammeln und Verschenken.



## Tübinger Vorlesebuch

Kleine Geschichten aus Baden-Württemberg. Hrsg. von Reiner Rinker im Auftrag des Südwestfunks. 160 S. Pappband DM 19,80. 42 überwiegend in Baden-Württemberg lebende Schriftsteller erzählen heitere und nachdenkliche, satirische und kritische Geschichten vom Leben in Dorf und Stadt, von Menschen und ihrem Alltag, von ihren Freuden und ihren Nöten, ihren Tugenden und Schwächen, aber auch von schwäbischer Schlitzohrigkeit und schwäbischer Skurrilität.

## Schloß Liebenstein wird Nobel-Hotel

(swp) Schloß Liebenstein, vor kurzem noch offenbar unaufhaltsam dem Verfall preisgegeben, wird zu einer noblen Herberge herausgeputzt. Die Anlage aus dem 12. Jahrhundert bei Neckarwestheim im Kreis Heilbronn wurde von einer «Sport-, Kultur- und Freizeit GmbH und Co. KG» erworben, um unter Beachtung der historischen Besonderheiten in ein Hotel umgebaut zu werden.

Als der Herzog von Württemberg das Schloß zum Kauf anbot, entfaltete Neckarwestheims Bürgermeister Horst Armbrust hektische Geschäftigkeit. Es hatte sich herumgesprochen, daß ein der Scientology-Kirche zugerechneter Holländer das Anwesen in einen dubiosen «Treffpunkt für Künstler und Manager» umfunktionieren wollte. Das spornte die Gemeinde mächtig an, eine Million Mark für den Erwerb des Schlosses aufzutreiben. Eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung wurde gegründet, wobei die Gemeinde 27 Prozent des Stammkapitals hält.

Rund um das Schloß werden sich dennoch hauptsächlich die besser betuchten Bürger tummeln. Die GmbH hat nämlich 45 Hektar Land dazu gekauft, mit der Planierdraupe modelliert, eingesät und 18 Löcher gebohrt: Ein Golfplatz zieht sich jetzt den Hang entlang. Er gehört einem Club mit bisher 550 Mitgliedern: Aufnahmegebühr 9000 Mark, Jahresbeitrag 1200 Mark.

«Wir wollen schon die High Society», gesteht Horst Armbrust, doch würden auch «normale Wanderer» eingelassen. Für sie steht eine «Ritterschenke» im einstigen Pferdestall offen. Darüber befindet sich im jahrhundertalten Gemäuer das Hotel mit 43 Betten, Festsaal und Restaurant. «Wir haben das Schloß aus dem Dornröschenschlaf geweckt», umschreibt Restaurator Horst Wengerter seine Arbeit. Zehn Millionen Mark kostet der Umbau.

Die Hauskapelle von 1599 wird als Konferenzraum belebt. In akribischer Kleinarbeit legten Restauratoren das Puzzle der Malereien unter dem gotischen Gewölbe frei. Um dieses

Kunstwerk zu erhalten, bleiben Raucher draußen vor der Tür. Wengerter und seine Mitarbeiter entdeckten eine Vielzahl interessanter und aufschlußreicher Überreste längst vergangener Zeiten. So sind auf der gotischen Bohlenwand von 1350 noch die Aufzeichnungen von Handwerkern zu entziffern.

Es gäbe «nichts Vergleichbares», loben sich die Architekten, bei dem die historische Substanz «so original gezeigt» werde. Das Denkmalamt honorierte diese Leistung denn auch mit einem Zuschuß von 1,7 Millionen Mark.

## Modell «Biotopverbund» in Römerstein-Böhringen

(Umi) Nach zweijähriger Planungsphase konnte Staatssekretär Ventur Schöttle vom baden-württembergischen Landwirtschaftsministerium mit der Pflanzung eines Baumes am 23. April 1985 den symbolischen Startschuß für die praktische Umsetzung des Modells «Biotopverbund» in Römerstein-Böhringen geben. An diesem Projekt, das die Landesregierung mit Zuschüssen und fachlicher Beratung unterstützt, sind Landwirte, Naturschützer und Behörden unter Regie der Gemeinde beteiligt. Bei den Maßnahmen werden die Belange einer ökonomisch betriebenen Landbewirtschaftung im Sinne eines Ausgleichs von Ökonomie und Ökologie berücksichtigt. Von Anfang an wird bei den Modellen zum Biotopverbund auf eine enge Zusammenarbeit zwischen Gemeinde, interessierten Bürgern und den Landwirtschaftsbehörden besonderer Wert gelegt. Vor allem aber ist es wichtig, daß die Landwirte bereit sind, aktiv mitzuarbeiten. «Durch frühzeitige Information, Motivation und die Gelegenheit zu echter Mitarbeit können aufkommende Konflikte von vornherein abgelenkt und sachgerecht gelöst werden», stellte Schöttle fest.

Dies alles hat in Römerstein hervorragend geklappt. Im Ortsteil Böhringen sind neben den anfallenden Pflege- und Erhaltungsmaßnahmen an vorhandenen Biotopen etwa 15 ha Fläche für neue Biotope auf freiwilliger Basis

zur Verfügung gestellt worden. Davon sind etwa 5 ha gemeindeeigene Flächen; 10 ha sind Privatflächen, die Landwirte und andere Grundstückseigentümer für die Neuanlage von Hecken, Feldgehölzen oder als Standort für große Einzelbäume bereitgestellt haben. Auf diesen Flächen werden 1985 und im nächsten Jahr über 600 große Einzelbäume und nahezu 12 000 kleinere Bäume und Sträucher gepflanzt. Die Pflanzarbeiten sind in verschiedenen Aktionen von freiwilligen Helfern (Verbänden, Vereinen, Schulen, Private etc.) unter der Regie der Gemeinden vorgenommen worden. Am 23. April haben z. B. Schüler der Landwirtschaftlichen Fachschule Münsingen einen Tag lang gepflanzt. In den neu angelegten Biotopen werden viele Tier- und Pflanzenarten zusätzliche Räume finden. Sie werden Vögeln Brut- und Nistplätze bieten. Niederwild, Kleinsäuger und Insekten finden hier Nahrungs- und Dekungsmöglichkeiten. Die Biotope dienen also dem breiten Artenschutz. Die großen Bäume in den Ackerfluren werden darüber hinaus das Landschaftsbild prägen und damit auch den Erholungswert der Landschaft weiter verbessern.

## Waldenser-Ausstellung in Stuttgart

(Kie) In diesem Jahr sind es 300 Jahre, daß den Waldensern (7. Mai 1685) und den Hugenotten (18. Oktober 1685) in Frankreich ihr Glaube verboten wurde, worauf es zu der großen Flucht kam. Die Waldenser kamen zum größten Teil nach Württemberg. Aus diesem Anlaß zeigt die Evangelische Landeskirche eine Ausstellung: «Die Waldenser zwischen alter und neuer Heimat 1685–1700. Gedenkausstellung zum Verbot des Evangelischen Glaubens im Val Cluson am 7. Mai 1685.» Die Ausstellung in der Stuttgarter Leonhardskirche ist geöffnet bis zum 12. September 1985 bei freiem Eintritt. Öffnungszeiten: Dienstag bis Freitag 10 bis 16 Uhr, Samstag 10 bis 12 Uhr.

## Wirkungs-Kataster macht Fortschritte

(Umi) «Der Aufbau des Wirkungskatasters Baden-Württemberg hat insgesamt einen erfreulichen Stand erreicht.» Dies erklärte Umweltminister Gerhard Weiser in einer Pressemitteilung des Ministeriums. Im nächsten Jahr, wenn die Untersuchungsergebnisse 1984/85 vorliegen, «werden wir schon detaillierte Angaben über die Wirkung von Luftschadstoffen auf die belebte Umwelt machen können», zeigte sich der Minister überzeugt.

Die Arbeitsgruppe «Immissionsökologie» der Landesanstalt für Umweltschutz (LfU) in Karlsruhe hat im Gebiet Mannheim/Odenwald ein Netz von 34 Meßstellen eingerichtet und diese in fünf jeweils vierwöchigen Perioden mit standardisierten Graskulturen bestückt. Die Grasproben, die getrocknet und gemahlen sind, werden auf den Gehalt an Schwermetallen untersucht. Im östlichen Teil des Mittleren Neckarraums wurden 74 Flechtentafeln aufgestellt. Im Frühjahr und Herbst 1984 hat man den Zustand der ausgebrachten Flechten fotografisch erfaßt und parallel hierzu im Herbst 1984 auch im Westteil des Gebiets Mittlerer Neckar 64 Meßstellen eingerichtet. Die Auswertung der festgestellten Schädigungen durch Luftschadstoffe ist im Gange.

Um die Belastung der Vegetation durch Photooxidantien (Ozon, PAN) feststellen zu können, hat die LfU in jeweils zweiwöchigen Expositionsperioden 10 Bioindikatorstationen mit besonders für Ozon und PAN anfälligen Pflanzen (Buschbohnen, kleine Brennessel) bestückt.

Daneben hat die Arbeitsgruppe «Immissionsökologie» der LfU im Rahmen des Aufbaues des Wirkungskatasters 58 Waldstandorte als Dauerbeobachtungsflächen und 39 Oberläufe von Gewässern als Dauerbeobachtungsstellen festgelegt; an den letzteren sollen vor allem mögliche Veränderungen durch saure Niederschläge festgestellt werden. Aber auch Fische aus diesen Gewässern werden in die Untersuchungen einbezogen; deren Leber und Nieren sollen auf mögliche Schwermetallanreicherungen untersucht werden.

## Deutsche Stiftung Denkmalschutz gegründet

(dpa) Die Förderung des Denkmalschutzes soll mehr als bisher zum Anliegen aller Bürger gemacht werden. Dies hat sich die Deutsche Stiftung Denkmalschutz zum Ziel gesetzt, die am 24. April in Erfurt-Liblar (Erfurtkreis/Nordrhein-Westfalen) offiziell im Beisein von Bundespräsident Richard von Weizsäcker gegründet wurde. Wie es in einer in Frankfurt veröffentlichten Mitteilung der Stiftung heißt, strebt sie ein Mindeststiftungskapital von fünf Millionen Mark an.

Die Stiftung wolle nicht in Konkurrenz zu schon bestehenden Aktivitäten treten, vielmehr diese fördern und ihre Bemühungen ergänzen. Ihre Aufgabe sehe sie darin, neue Kräfte außerhalb des traditionellen Rahmens – wie Staat, Kirche oder regionale Initiativen – zu mobilisieren und zusammenzuführen. «Die Stiftung will gerade in solchen Fällen tätig werden, in denen die vorhandenen Mittel zur Rettung eines besonders wichtigen Baudenkmals nicht ausreichen und es ohne diese zusätzliche Hilfe aufgegeben werden müßte», heißt es in der Mitteilung. Der Stiftung liegt bisher eine Liste von 13 «denkbaren Projekten» zur Objektförderung vor.

Die von der Stiftung zur Verfügung gestellten Hilfen können in Form von Zuschüssen oder Darlehen, von Organisations-, Verwaltungs- und Beratungsleistungen gewährt werden. Auch die zeitweilige oder endgültige Übernahme besonders gefährdeter Objekte in die Trägerschaft der Stiftung sei nicht ausgeschlossen, heißt es in der Mitteilung. Die Entscheidung über die Förderung von Großprojekten liege in der Hand eines Kuratoriums, das aus Vertretern der Wirtschaft, Wissenschaft und Kunst besteht und maximal 20 Mitglieder umfasse.

## Landschaftsverbrauch: Derzeit 16 ha pro Tag

(lsw) Die CDU-Landtagsfraktion fordert die Landesregierung auf, das Landesplanungsgesetz und den Landesentwicklungsplan beschleunigt in die Praxis umzusetzen. Diese Instrumente müssen nach Auffassung der CDU-Fraktion jetzt entschlossen genutzt werden, um schutzbedürftige Bereiche für Naturschutz und Landschaftspflege, für die Land- und Forstwirtschaft, für die Erholung, für die Wasserwirtschaft und für den Abbau oberflächennaher Rohstoffe auszuweisen.

Der CDU-Landtagsfraktionsvorsitzende Erwin Teufel und der umweltpolitische Fraktionssprecher, Rudolf Decker, verwiesen in einer Mitteilung vom 3. Juni darauf, daß die größten Fortschritte bei der Festlegung von Vorrangflächen für den Biotopschutz erreicht worden seien. Zur Festlegung dieser Vorrangflächen stünden den Regionalverbänden nun für weite Teile des Landes überarbeitete und vollständige Ergebnisse der Biotopkartierung zur Verfügung.

Eine wesentliche Voraussetzung für eine weitere Verringerung des Flächenverbrauchs von zur Zeit 16 Hektar pro Tag in Baden-Württemberg stelle für die CDU-Fraktion das flächensparende Bauen dar. Die Fraktion fordere daher von der Landesregierung, daß die bestehenden rechtlichen Möglichkeiten, im Rahmen der Bauleitplanung flächensparendes Bauen vorzuschreiben, stärker genutzt werden.

## EVS baut weltgrößte Entstickungsanlage

(HS) Die weltweit größte Rauchgasentschwefelungsanlage wird in Heilbronn gebaut. Der Stuttgarter Regierungspräsident Dr. Manfred Bulling übergab am 4. Juni dem Vorstandsmitglied der Energie-Versorgung Schwaben AG (EVS), Diplom-Ingenieur Karl Stäbler, die dafür notwendige immissionsschutzrechtliche Genehmigung. Die Entstickungsanlage



# RECLAMS ARCHÄOLOGIE FÜHRER

Denkmäler und Museen  
der Urgeschichte, der  
Römerzeit und des frühen  
Mittelalters

## Österreich und Südtirol

Hrsg.  
von Andreas Lippert. 702 S. 158 Abb.  
und Pläne. 11 Karten. Geb. DM 64,80

Eine alles Wesentliche erfassende  
und erläuternde Dokumentation aller  
Fundstätten in Österreich und Südtirol.

# RECLAMS KUNSTFÜHRER Schweden

Kunstdenkmäler und Museen

Von Rudolf Zeitler.

733 Seiten. 134 Abb. und Pläne. 7 Karten. Geb. DM 68,80  
Der Führer erläutert das Panorama der schwedischen Kunst  
und Geschichte und führt zu überraschenden Entdeckungen.

Kostenloser Sonderprospekt und Gesamtkatalog bei  
Philipp Reclam jun. Verlag GmbH Postfach 1149 7257 Ditzingen

## REISEBÜRO *Binder*

... ein Begriff für solide Omnibusreisen

### AKTUELLE STUDIENREISEN

mit eigener landeskundiger Reiseleitung,  
Unterkunft in guten/sehr guten Hotels mit Halbpension, Fahrt im  
Komfortreisebus mit WC, Rücktrittskostenversicherung  
(\* = Eintritt inkl.)

11. 8.	8 Tg. Hamburg – Schleswig Holstein	958,-
12. 8.	12 Tg. Normandie – Bretagne	1609,-*
17. 8.	15 Tg. Schottland – Orkneys + Hebriden	2850,-
20. 8.	14 Tg. Westnorwegen – Sognefjord	2669,-*
21. 8.	6 Tg. Städtereise Prag	636,-*
28. 8.	5 Tg. Kunststädte Belgien	598,-*
30. 8.	10 Tg. Provence – Camargue	1235,-*
31. 8.	5 Tg. Städtereise Paris	698,-
31. 8.	9 Tg. Städtereise Rom	1149,-*
3. 9.	6 Tg. Schlösser der Loire	762,-*
7. 9.	2 Tg. Württemberg in Frankreich	189,-
8. 9.	8 Tg. Emiglia Romana – Venetien	1057,-*
10. 9.	6 Tg. Städtereise Florenz	860,-*
12. 9.	16 Tg. Griechische Inseln – Istanbul	2576,-*
14. 9.	16 Tg. Sorrent – Golf von Salerno	2004,-*
15. 9.	13 Tg. Siebenbürgen – Moldauklöster	1516,-*

### FESTSPIELREISEN

Opernfestspiele Verona inkl. 2 Auff. 19. 8.	5 Tg. 712,-
Operettensommer Baden b. Wien inkl. 2 Auff. 12. 8.	4 Tg. 696,-
Operettenwoche Bad Ischl inkl. 2 Auff., 22. 8.	5 Tg. 595,-

Fordern Sie unser Programm unverbindlich bei unserer Abt. 06 an!

7000 Stuttgart-Feuerbach, Wilh.-Geiger-Platz 1  
Telefon 0711 /81 50 04

## VORAUSSICHT FÜHRT ZU FESTEM ZINS.



Eine Festzinshypothek  
der Württembergischen  
Hypothekenbank  
garantiert feste Zinsen  
bis zu 15 Jahren.  
Sie behalten vollen  
Überblick über Ihre  
Verpflichtungen.  
Ihre Sicht ist frei.  
Sprechen Sie mit uns,  
bevor Sie Lehrgeld zahlen.

Hypothekenbüros oder Repräsentanzen in:

Berlin 15, Lietzenburger Straße 92, Tel. 0 30/8 81 98 90  
Bielefeld 1, Am Bach 11, Tel. 05 21/6 90 10  
Düsseldorf 1, Immermannstraße 11, Tel. 02 11/35 20 35  
Frankfurt/M. 1, Neue Mainzer Straße 57, Tel. 0 69/23 22 72  
Freiburg i. Br., Bertoldstraße 61, Tel. 07 61/3 55 35  
Hamburg 1, Rathausmarkt 19, Tel. 0 40/36 48 55  
Hannover 1, Osterstraße 59, Tel. 05 11/1 50 47  
Köln 1, Kaiser-Wilhelm-Ring 34, Tel. 02 21/13 42 50  
Mannheim, P. 6, 20/21 (Planken), Tel. 06 21/2 08 78  
München 2, Türkenstraße 11–15, Tel. 0 89/28 20 78  
Ravensburg, Karlstraße 7, Tel. 07 51/2 30 79  
Stuttgart 1, Büchsenstraße 28, Tel. 07 11/2 09 63 53

**WÜRTEMBERGISCHE  
HYPOTHEKENBANK**  
AKTIENGESELLSCHAFT SEIT 1867



### Coupon

Bitte ausschneiden, auf eine frankierte  
Postkarte kleben und einsenden an die  
Württembergische Hypothekenbank AG,  
Postfach 770, 7000 Stuttgart 1

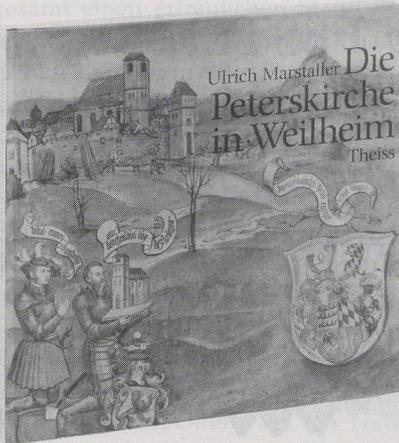
Ich habe ein persönliches  
Baufinanzierungsproblem. Bitte  
schicken Sie mir Ihre Broschüre  
«1 x 1 der Festzinshypothek»

(Vor- und Zuname)

(Straße, Hausnummer)

(Postleitzahl, Ort)

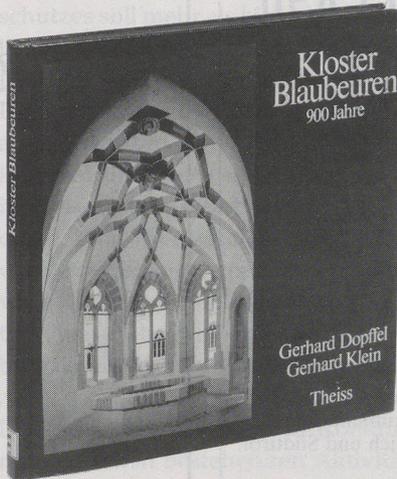
# Theiss-Neuerscheinungen



## Die Peterskirche in Weilheim

Von Ulrich Marstaller mit Fotos von Joachim Feist. 72 Seiten mit 49 Abb., davon 12 Farbtafeln. Gebunden DM 24,80.

Aus dem Inhalt: Die Landschaft, der Ort und seine Geschichte. Die erste Kirche, eine romanische Basilika. Die neue Kirche, eine spätgotische Hallenkirche. Reformation. Zeitalter der Aufklärung. Die Peterskirche in der Neuzeit.



## Kloster Blaubeuren – 900 Jahre

Hrsg. von Gerhard Dopffel und Gerhard Klein. 168 Seiten mit 37 Abb. Gebunden DM 18,-.

Beiträge zahlreicher fachkundiger Autoren zur Geschichte des Klosters von der Benediktinergründung bis zum heutigen Evangelisch-theologischen Seminar. Bau- und Kunstgeschichte der nahezu vollständig erhaltenen Klosteranlage.



## Kirche und Abtei Neresheim

Von Hermann Baumhauer mit Fotos von Joachim Feist. 64 Seiten mit 32 Tafeln, davon 13 in Farbe. Gebunden DM 24,80.

Ein Führer durch die Kulturgeschichte und zu den Kunstwerken der Kirche und Abtei Neresheim. Er informiert in Wort und Bild über Entstehung, Geschichte und Schönheit des großen Kunstziels auf dem Neresheimer Ulrichsberg.



## Die umfassende Information über die Großstadt zwischen Wald und Reben:

### Stuttgart-Handbuch

Hrsg. von Hans Schleuning. 476 Seiten mit 173 Abb., davon 23 in Farbe, Zeichnungen und Karten. Kunstleinen DM 59,-, Einführungspreis bis 31. 12. 85: DM 49,-.

Entdecken Sie Stuttgart mit dem neuen Stuttgart-Handbuch. Ein reich bebildertes Sachbuch und Nachschlagewerk, das Ihre Fragen zur Erdgeschichte und Landschaft, zu Wald, Landwirtschaft und Weinbau einst und jetzt beantwortet. Es stellt die Entwicklung Stuttgarts und seiner Stadtteile zur heu-

tigen Industrie- und Wohnstadt ausführlich dar und informiert Sie umfassend über die Schlösser, Gärten und öffentliche Bauten.

Machen Sie mit beim großen Preiswettbewerb „Kennen Sie Stuttgart?“:

Teilnahmebedingungen und Prospekt erhalten Sie direkt bei: Konrad Theiss Verlag GmbH, Villastr. 11, 7000 Stuttgart 1. Ein-schluß ist der 31. 12. 85.

## Wandern und Erleben mit den praktischen heimatkundlichen Wanderführern „Natur – Heimat – Wandern“:

Hrsg. vom Schwäbischen Albverein e.V. Das taschengerechte Format und der unempfindliche Plastikeinband machen die Führer zu praktischen Wegbegleitern. Eine beigelegte, herausnehmbare Wanderkarte mit den eingezeichneten Strecken gibt jedem Ausflügler Sicherheit im Finden seiner Wanderroute.

### Lautertal – Zwiefalter Alb – Laucherttal

208 S. mit 52 Rundwanderungen, 8 Streckenwanderungen, 3 Lehrpfade, 6 Radwanderungen, Langlaufloipen. DM 19,80.

### Schönbuch – Tübingen – Rammert

208 S. mit 33 Rundwanderungen, 9 Streckenwanderungen, 2 Lehrpfade. DM 19,80.



# Konrad Theiss Verlag Stuttgart

soll 1986 in Betrieb gehen und ist für den inzwischen fertiggestellten EVS-Kohlekraftwerkblock 7 (Investitionsvolumen 1,3 Milliarden Mark) bestimmt. Der Anteil der im Rauchgas enthaltenen Stickoxide reduziert sich durch diese Anlage von 650 auf 200 Milligramm je Kubikmeter. Die Kosten werden von der EVS mit knapp 120 Millionen Mark angegeben. Insgesamt investiert das Stromunternehmen in den Bau von Rauchgasentschwefelungs- und Rauchgasentstickungsanlagen 800 Millionen Mark, davon allein in Heilbronn 700 Millionen Mark. «Block 7 wird mit der neuen Anlage zu den umweltfreundlichsten Kraftwerken der Welt gehören und ein Beweis dafür sein, wie durch Einsatz modernster Technik die Umwelt von Schadstoffen entlastet werden kann.» Aufgrund des technischen Fortschritts, so Regierungspräsident Bulling, sei es in den vergangenen vier Jahren gelungen, die Grenzwerte für Schwefeldioxid mit 200 Milligramm/Kubikmeter auf weniger als ein Drittel und die Grenzwerte für Stickoxid mit ebenfalls 200 Milligramm/Kubikmeter auf weniger als ein Viertel der noch 1981 verbindlich geltenden Werte zu senken.

## Aus Steinbrüchen entstehen Naturoasen

(lsw) «Ein offener Steinbruch ist ein Ärgernis in der Natur», meint Baudezernent Wilfried Brückner von Schwäbisch Hall. Noch vor nicht allzu langer Zeit – und vielerorts wohl immer noch – sah man sie als rein störende Momente in der Landschaft an, die mit Müll zugeschüttet und dem früheren Geländeverlauf angepaßt werden mußten. Im Zeichen gestiegenen Natur- und Umweltschutzbewußtseins wollen die Haller zeigen, daß selbst Steinbrüche sinnvoll ins Landschaftsbild eingepaßt, dort der Natur etwas zurückgegeben werden kann, was ihr der Mensch genommen.

Für eine Viertelmillion Mark werden am Rand der historischen Kocherstadt mit Hilfe des Stuttgarter Land-

schaftsarchitekten Armin Hauenstein bis zum Herbst dieses Jahres drei Steinbrüche rekultiviert. Mit der Biotopförderung werden unterschiedliche Lebensräume wiederhergestellt. «Eigentlich müßte es ja renaturalisiert heißen», denn Steinbrüche könne man auch als durchaus «markante Naturkulisse» ansehen, die den Naturraum gestalterisch und ökologisch bereichern, meint der Leiter des Stadtplanungsamts, aus dessen Haus das 1982 begonnene Projekt stammt. Damit wolle man jedoch nicht «Natur aus zweiter Hand» gebären.

In den Felswänden, Geröllhalden und Trockenrasenkuppen, im Niedriggehölz und den Feuchtzonen der Muschelkalksteinbrüche hofft man, so wieder eine große Artenvielfalt an Tieren und Pflanzen anzusiedeln. Im Steinbruch «Dölker» wird ein Netz an Feuchtflächen, Gumpen, Tümpeln und Weihern angelegt. Auf einer Folge von Erdterrassen entstehen im «Härer» an der westlichen Stadteinfahrt, am Fuß von Felswänden und -kuppen, neben Kräuterwiesen Bereiche mit Trockenrasen, Ruderal-, Acker- und Wasserflächen. Für die vom Aussterben bedrohten Fledermäuse richtet man dort die alten Sprengkammern des zur Straße durch einen Erdwall abgeschirmten Steinbruchs her.

Im letzten Steinbruch, dem «Scheuermann», dessen Hangwasser über Runzen gesammelt und zum Teich geleitet werden soll, werden die Felswände mit Kletterpflanzen begrünt. An den Wänden sollen sogar Nistmöglichkeiten für Greifer wie Falken und andere Raubvögel geschaffen werden. Außerdem, was bisher selten geschehe – so Brückner –, werden sämtliche Biotope in der Gemarkung – etwa Bachläufe, Hecken, Weiden oder Obstflächen – erfaßt, kartiert und fotografiert.

## Keine Erweiterung des Steinbruchs Remseck

(RPS) Der früher auf der Gemarkung Neckarrems – Gemeinde Remseck – betriebene Steinbruch darf nicht er-

weitert werden. Dies entschied das Regierungspräsidium, an das sich die frühere Betreiberin des Steinbruchs gewandt hatte, nachdem bereits das Landratsamt deren entsprechenden Antrag abgelehnt hatte.

Wie die Pressestelle des Regierungspräsidiums dazu mitteilt, war das beantragte Vorhaben gleich aus mehreren Gründen nicht genehmigungsfähig. So hatte die Gemeinde Remseck das für derartige Vorhaben im Außenbereich erforderliche Einvernehmen verweigert. Dabei handelte sie, wie die Prüfung im Regierungspräsidium ergab, auch rechtmäßig. Die Gemeinde konnte sich nämlich zu Recht darauf berufen, daß die geplante Erweiterung des Steinbruchs mit den Vorstellungen des Gemeinderates kollidierte, wonach unter anderem diese Fläche als Freifläche zur Erhaltung der natürlichen Lebensgrundlagen im Gesamtgebiet und für die Erholung der Bevölkerung erhalten bleiben sollte.

Massiv gegen das Vorhaben sprach auch der damit verbundene schwerwiegende Eingriff in Naturhaushalt und Landschaftsbild des unteren Remstales. Auch unter Berücksichtigung der von der Antragstellerin vorgesehenen Rekultivierungsmaßnahmen hätte der geplante Gesteinsabbau die in diesem Gebiet jetzt vorhandene Vielfalt der Tier- und Pflanzenwelt weitgehend zerstört. Gerade weil das untere Remstal als praktisch einziger im Großraum Stuttgart verbliebener Talabschnitt von Zerstörungen, Belastungen und nachhaltigen Beeinträchtigungen bisher weitgehend verschont geblieben ist, erschien die Erweiterung des Steinbruchs weder für das Landratsamt noch für das Regierungspräsidium Stuttgart hinnehmbar. Einer der landschaftlich schönsten und stillsten Winkel der weiteren Umgebung Stuttgarts wäre durch dieses Vorhaben, wie die Behörde ausdrücklich betont, auf Dauer schwer beeinträchtigt worden.

Darüber hinaus hätte die Erweiterung des Steinbruchs in den Bereich des dort ausgewiesenen Landschaftsschutzgebietes «Unteres Remstal» eingegriffen.

## «EG-Abgasgrenzwerte – eine Katastrophe»

(lsw) Als eine «Katastrophe für den deutschen Wald» hat der baden-württembergische FDP-Landesvorsitzende Walter Döring die Vorschläge der Brüsseler EG-Kommission für die Abgasgrenzwerte kritisiert. Sie seien «ein Schlag ins Gesicht all derer, die sich um das Umweltbewußtsein der Bevölkerung bemühen», stellt Döring fest.

Auch die Forstkammer Baden-Württemberg hat die EG-Beschlüsse zur Abgasbeschränkung als «mehr als eine Enttäuschung» kritisiert. Sie würden dem Krankheitszustand des Waldes in keiner Weise gerecht, heißt es in einer Mitteilung. Angesichts des deprimierenden Ergebnisses sollte die Anwendung der im EG-Vertrag vorgesehenen Katastrophenschutzklausel für einen Alleingang der Bundesrepublik bei der Einführung des Katalysatorautos nochmals genauestens geprüft werden. «Ein generelles Tempo-Limit für nicht entgiftete Autos und ein größerer finanzieller Anreiz für bleifreies Benzin würden unserer Ansicht nach eine wirkungsvolle Entlastung bringen», schreiben die Forstleute.

## 41 Millionen fürs Marienhospital

(STN) Der Neubau für das Marienhospital und die Sanierung des denkmalgeschützten Altbaus sind endgültig gesichert. Mit einem Zuschuß von über 41 Millionen Mark hat das Regierungspräsidium dieses lange Zeit umstrittene Projekt auf den Weg gebracht. Mit diesem Betrag fördert das Land den Neubau des Wirtschaftshofes, die Sanierung des Altbaus, den Bau eines neuen Teils (St. Maria) und andere Sanierungen im Bereich dieser Klinik im Stuttgarter Süden. Damit ist es nicht getan. Schon jetzt hat das Regierungspräsidium dem Krankenhausträger, der Genossenschaft der Barmherzigen Schwestern von Untermarchtal, weitere Fördermittel für künftige Bau- und Sanierungsmaßnahmen angekündigt.

## DBV: «Feuchtgebiete sind akut gefährdet!»

(lsw) In den Brüsseler EG-Beschlüssen zur Eindämmung der Milchproduktion sieht der Deutsche Bund für Vogelschutz (DBV) eine akute Bedrohung der Feuchtgebiete in der Bundesrepublik. Die Verringerung der Milchquote um etwa sieben Prozent habe dazu geführt, daß zahlreiche, insbesondere klein- und mittelbäuerliche Betriebe aus wirtschaftlicher Bedrängnis Grünland in Ackerland umwandeln, um dort Mais und Getreide anzubauen, heißt es in einer Mitteilung des DBV. Schon daran zeige sich, daß die Überlegungen der EG-Landwirtschaftsminister wenig weitsichtig gewesen seien, da auch bei Getreide eine Überproduktion bestehe.

Feuchtwiesen und Grünland seien deshalb wichtig, weil dort eine große Zahl bedrohter Tier- und Pflanzenarten ein letztes Rückzugsgebiet fänden. Vögel wie Bekassine, Rotschenkel, Schafstelze und Braunkehlchen seien bei einem weiteren Rückgang des Grünlands bedroht. Aber auch andere Tierarten wie etwa Schmetterlinge oder Amphibien seien von den «mißlungenen» EG-Beschlüssen betroffen.

Über den Schutz von Tieren und Pflanzen hinaus spiele die Erhaltung großer Grünlandbereiche auch in der Wasserwirtschaft eine bedeutende Rolle: Ungedüngte Wiesen und Weiden wirkten im Gegensatz zu den intensiv genutzten Ackerflächen als Regenwasserfilter und speicherten über lange Zeit wertvolles Trinkwasser.

## Persönliches

WINFRIED ASSFALG, Sonderschulrektor in Riedlingen und jahresbester Werber für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND, ist vom Regierungspräsidium Tübingen zum Beauftragten für die Störche in diesem Gebiet ernannt worden.

58 Persönlichkeiten des Landes hat im Frühjahr Ministerpräsident Lothar Späth mit der baden-württembergischen Verdienstmedaille geehrt. Mit dieser Medaille werden «hervorragende Verdienste um das Land und um seine Bevölkerung» im politischen, sozialen, kulturellen oder wirtschaftlichen Bereich ausgezeichnet. Unter den neuen Trägern befinden sich auch zwei Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES: Dr. jur. HEDWIG MAIER, Landgerichtsdirektorin a. D. in Tübingen, und Dr. FRIEDRICH FÖRSTER, Physiker und Fabrikant in Reutlingen.

Am 14. Juni hat HERMANN GREES, Professor für Geographie an der Universität Tübingen, sein 60. Lebensjahr vollendet. Der Wissenschaftler hat sich vor allem als Experte für historisch-genetische Siedlungsforschung in Württemberg einen Namen gemacht, ist aber in jüngster Zeit auch durch Publikationen zur Stadt- und Regionalplanung hervorgetreten.

Am 27. Juli 1895 ist PAUL WANNER in Schwäbisch Hall geboren worden, der sich als Schriftsteller einen vorzüglichen Namen gemacht hat. Seine Vorliebe gilt dem Drama. 1930 ist sein erstes Stück «Prisonnier de Guerre» in Stuttgart mit großem Erfolg aufgeführt worden. Die breiteste Wirkung hat Paul Wanner als Autor vieler Volksstücke erreicht, die vor allem von den Freilichtbühnen dankbar aufgegriffen worden sind.

Dr. OSWALD RATHFELDER, Stuttgart-Bad Cannstatt, Ebitzweg 53, stellvertretender Vorsitzender des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES und Vizepräsident des Deutschen Heimatbundes, wird am 23. August 65 Jahre alt. Seit genau 30 Jahren ist Dr. Rathfelder Mitglied unseres Verbandes und seither führt er immer wieder Exkursionen.

Unser Ehrenmitglied, Bankdirektor i. R. WILLY BAUR, feiert am 9. August seinen 88. Geburtstag in Stetten-Hechingen, Uhlandstraße 9. Herr Baur war viele Jahre im Vorstand des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES als Schatzmeister und als bewährter Exkursions-Führer tätig.